









*Avr Gris Laplaye*

# RECUEIL, EN PROSE ET EN VERS,

## DE MORCEAUX CHOISIS DANS LES ECRITS

DES  
MEILLEURS AUTEURS ALLEMANDS.



PARIS,  
CHEZ FIRMIN DIDOT PÈRE ET FILS, LIBRAIRES,  
RUE JACOB, N° 24.

1825.

PF 3129  
F 1 R 4

---

DE L'IMPRIMERIE DE FIRMIN DIDOT,  
RUE JACOB, N° 24.

---



*S. Laer - Egen*

# Auszüge

aus den

besten Schriftstellern Deutschlands.



## Paris,

Gedruckt und verlegt bei Firmin Didot, R. Buchdrucker,  
Jakobsstrasse, Nr. 24.

---

1825.

10102

Collage 10102  
10102

10102

10102

10102

## AVERTISSEMENT.

---

Tous ceux qui se livrent à l'étude de la langue allemande se plaignent avec raison de l'insuffisance des livres publiés sur cette matière. Quand on a franchi les premières difficultés grammaticales, on se voit réduit à se servir de quelques recueils faiblement écrits, ou à faire venir à grands frais, de l'Allemagne, des livres qui, à cause de leur spécialité, ne sauraient convenir pleinement au but qu'on se propose.

L'on sentait donc depuis long-temps le besoin d'un livre qui, en faisant connaître l'idiôme, offrit en même-temps une instruction générale sur l'esprit de cette littérature si hardie, si féconde et si nouvelle encore pour la France.

C'est pour satisfaire à ce besoin généralement senti que je propose ce recueil, le plus complet parmi les ouvrages du même genre, publiés à l'usage des écoles françaises.

L'ouvrage se compose de deux volumes : l'un en prose, que j'offre en ce moment au public ; et l'autre en vers, dont l'impression sera incessamment achevée.

A la tête du volume de prose, j'ai placé sous le titre de *Lectures préparatoires*, quelques morceaux sur l'Histoire Romaine, tirés d'un ouvrage élémentaire de

## AVERTISSEMENT.

*Döring.* Le style en est simple, les phrases courtes, et par conséquent faciles sous le rapport de l'analyse grammaticale. De plus, le sujet de ces morceaux est connu de presque tous les élèves, qui ont expliqué les mêmes matières dans les classes élémentaires des colléges royaux.

Les jeunes gens, après s'être familiarisés avec ces extraits, passeront sans difficulté à l'explication des fables de Lessing, ouvrage mentionné dans le programme de l'examen pour l'admission à l'école royale militaire de St-Cyr.

Les morceaux dont se compose ce recueil sont gradués de manière à ce que toute difficulté matérielle du langage soit applanie, lorsqu'on entrera dans un ordre de matières, qui exigent par elles-mêmes quelque méditation.

*Paris, le 16 octobre 1824.*

G.

# Inhalt.

---

Einige Erzählungen aus der römischen Geschichte, nach Döring.....	Seite 1
Auswahl aus Lessings Fabeln .....	32

## Apologen und Parabeln:

Die Lilie und die Rose, von Herder.....	49
Das Kind der Barmherzigkeit, v. dems. ....	50
Der Vogel unsterblicher Wahrheit, v. dems. ....	52
Der Jüngling Salomo, v. dems. ....	53
Salomo in seinem Alter, v. dems. ....	54
Mirza, v. Schloffer.....	56
Das Geschenk des Bramen, v. Krummacher .....	59
Der Edelstein, v. dems. ....	61
Der blühende Weinstock, v. dems. ....	65
Der Rhein, v. dems. ....	67
Die Namen Gottes, v. dems. ....	68
Thamyris, v. dems. ....	70
Das Thiergefecht, v. dems. ....	73

## Sybillische Dichtungen:

Die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges, v. Geßner .....	75
An Daphne, v. dems. ....	80
Amyntas, v. dems. ....	82
Der Gesang des Greises, v. dems. ....	83
Der Frühling, von v. Bonstetten .....	84
Der Blumenstrauß, v. dems. ....	88

## Dialogen und Erzählungen:

Tobias Witt, v. Engel.....	Seite 90
Mühe und Lohn, v. Rochliz .....	97
Die Wasserfahrt, v. dems.....	97
Marc Aurel und Euphorion, v. Fesler .....	98
Alexander in Afrika, v. Engel.....	106
Der hungrige Araber, v. Herder .....	107
Hamet und Raschid, v. dems.....	108
Die Freunde und das Geld, v. dems.....	110
Die Redoute, v. Meißner .....	110
Mutterliebe, v. Starke .....	112
Spaziergang des arabischen Philosophen Al-Raschid, v. Kozebue .....	115
Ulmansur, eine Anekdote, v. dems. ....	118
Die Zauberschule, v. Meißner.....	119
Der Brudermord, v. Schiller.....	125

## Humoristische Aufsätze:

Kleider machen Leute, v. Rabener.....	141
Über den Nutzen und die Daxe der Stockschläge, von Lichtenberg .....	150
Die Abderiten, v. Wieland .....	155
Drostgründe für die Unglücklichen u. s. w., v. Lichtenb.	159

## Geschichte und Reisebeschreibungen:

Die Entdeckung von Amerika, v. Campe .....	163
Kortes, v. dems. ....	168
Das alte Deutschland und seine Bewohner, von Kohlrausch.....	172
Die bürgerlichen Einrichtungen, v. dems. ....	174

Die Kriegsordnung und die Waffen, v. dems.	Seite 175
Die Religion, v. dems.	177
Die deutschen Stämme und Völkerschaften, v. dems.	179
Charakter der Deutschen und ihres Landes, v. Joh. v. Müller	182
Berstörung von Magdeburg, v. Schiller	183
Wallenstein, v. dems.	189
Schlacht bei Lützen, v. dems.	199
Heinrich der IV., v. Paulus	214
Ludwig der Große, von J. v. Müller	223
Maria Stuart, v. Genz	226
Maria's Gefangenschaft und Hinrichtung, v. dems.	238
Helveziens erste Gestalt, von J. v. Müller	250
Pericles, v. Heeren	255
Demosthenes, v. dems.	258
Über die Revolutionen in der Geschichte, v. dems.	263
Der Bund im Rütli, von J. v. Müller	267
Krieg gegen die Waldstette, v. dems.	272
Schlacht bei Marignano, v. Glüç Blözheim	282
Einnahme von Jerusalem, v. Wilken	291
Über das Studium der Universalgesch., v. Schiller	301
Über Griechenlands früheste Kultur, v. Herder	311
Über Volkswanderung, Kreuzzüge u. s. w., v. Schiller	315
Europa's Überlegenheit über die andern Theile der Erde, v. Heeren	321
Ursprung der Hierarchie, von J. v. Müller	333
Der Rheinfall bei Schafhausen, v. Meiners	339
Piano di Sorento, v. Fr. C. Grafen zu Stolberg	348
Reggio, v. dems.	362
Aufenthalt in Oneglia, v. Fr. Brun, geb. Münster	377
Über die Steppen u. Wüsten, v. A. v. Humboldt	389

## Philosophie und Moral:

Ein Blick in das Ganze der Natur, v. Forster.	Seite 400
Zur Humanität u. Religion ist der Mensch gebildet,	
v. Herder . . . . .	412
Blick in's Universum, v. Engel . . . . .	419
Der Physiko theologische Beweis für's Daseyn Gottes,	
v. Platner . . . . .	421
Der Mensch, verbindendes Mitglied zweyer Welten,	
v. Herder . . . . .	425
Organisation des Erdstrichs schön=gebildeter Völker,	
v. dems. . . . .	427
Organisation der Amerikaner, v. dems. . . . .	432
Pragmatische Resultate über die Periode von Alexan-	
der bis auf August, v. Beck . . . . .	437
Sind Kultur und Luxus den Völkern wohlthätig ?	
v. Sturz . . . . .	439
Über Disciplin in der Erziehung, v. Kant . . . .	442
Was bestimmt unsern Wirkungskreis? v. Garve . .	446
Das leichteste Mittel zu gefallen, v. Möser . . . .	448
Der Mensch soll vollkommen werden, v. Lavater . .	449
Einfluss der Schönheit und der Kunst auf Menschen,	
v. Schiller . . . . .	453
Das Idealische in den Künsten, v. Eberhard . . .	458
Das Bewußtseyn innerer Würde, v. Reinhard . .	466
Eintheilung der Gelehrten, v. Garve . . . . .	470
Vorbereitung zur Akademie, v. Gedike . . . . .	473
Über die Quelle auf Universitäten, v. K. L. Reinholt.	476
Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen. v. J. Paul,	
Friedr. Richter . . . . .	481
Jugend und Alter, v. Schleiermacher . . . . .	484

Religion, Sittlichkeit, Eugend u. s. w., v. Iselin	S. 489
Über den Charakter unsers Zeitalters, v. F. Tafobi.	495
Werth des Unglücks, v. Dusch	498

Bruchstücke vermischtens Inhalts, von Gellert, Hirzel, Leisewitz, Schloßer, v. Knigge, Pfeffel, Zimmer- mann, Kant, Fichte, Jean Paul, Novalis (Har- denberg), Lichtenberg und Weisser	501
---	-----

### Litterarische Aufsätze:

Über die ältere Poesie in Deutschland, v. Eichhorn.	518
Beruf des Dichters, v. Schiller	527
Shakespear, v. Gothe	530
Dichten und Darstellen, v. F. L. Grafen zu Stolberg	541
Litterarische Wichtigkeit des Mittelalters, v. F. Schlegel	546
Ursprung der hochdeutschen Sprache, v. dems.	552
Fabelkreis der Rittergedichte, v. dems.	553
Die Dichtungen, v. Bouterwek	559
Über das Naive, v. Schiller	562





LECTURES PRÉPARATOIRES  
A L'USAGE  
DES COMMENÇANS.

---

I.

Von den verschiedenen Namen des alten Italiens.

Italien hatte in den ältesten Zeiten mehrere Namen. Es hieß Ausonia, Onotria, Hesperia und Saturnia. Diese Namen entstanden aus verschiedenen Ursachen. Italien hieß Ausonia von den Ausonern, einem der ältesten Völker in Italien. Es hieß Onotria, von den Onotrern, die aus Griechenland nach Italien kamen, und die Ausoner verdrängten. Es hieß Hesperia, weil es den Griechen gegen Abend lag. Es hieß Saturnia, weil Saturn, wie man sagt, daselbst geherrscht. Den Namen Italien erhielt dieses Land, entweder von einem alten Könige der Sikuler, Italus, oder von den herrlichen Kühen, die daselbst waren, und in griechischer Sprache ιταλοι genannt werden. Indessen scheinen die meisten dieser Namen nicht von den alten Inwohnern dieses Landes entstanden zu seyn, sondern von den Griechen oder von späteren Dichtern. Auch kann man nicht glauben, daß irgend einer dieser Namen das ganze Land umfaßt habe, das wir Italien nennen.

I.

### Von den ältesten Inwohnern Italiens.

Italiens älteste Inwohner sollen die Umbrer, Sikuler und Ausoner gewesen seyn. Jedoch ist ihre Geschichte sehr dunkel und zweifelhaft. Die Umbrer sollen in Ober-Italien, die Sikuler in Mittel-Italien, und die Ausoner in Unter-Italien gewohnt haben. Nach und nach kamen zu diesen ältesten Inwohnern Italiens verschiedene Pflanzvölker aus Griechenland und Klein-Afien. Aus Griechenland kamen zum Beispiele, Pelasger unter der Anführung des Onotrus und Peucetius. Auch kam Ewander aus Griechenland mit Hellenen und Pelasgern. Dieser Ewander ließ sich in Latium nieder, in eben der Gegend, wo nachher Rom erbaut wurde. Er soll auch die Kenntnis der Buchstaben nach Italien gebracht haben. Als Troja zerstört worden war, kamen aus Klein-Afien Antenor und Aneas nach Italien. Unter diesen Beiden ist Aneas am bekanntesten. Von ihm leiteten die Römer ihr Geschlecht her.

### Von den verschiedenen Zeiträumen der römischen Geschichte.

Die römische Geschichte erzählt die Begebenheiten vom Romulus bis auf den Untergang des abendländischen Kaiserthums, oder vom Jahre 753 vor Christi Geburt bis zum Jahre 476 nach Christi Geburt, und umfaßt also einen Zeitraum von 1229 Jahren. Da nun der Umfang der

römischen Geschichte so groß ist; so kann man gewisse Zeitpunkte auswählen, und die römische Geschichte in fünf Zeiträume eintheilen. Der erste geht von der Erbauung der Stadt Rom bis zur Vertreibung der Könige, oder vom Romulus bis zum Tarquin dem Stolzen. Der zweynte Zeitraum geht von der Vertreibung der Könige bis zur Eroberung von Carthago. Der dritte, von der Eroberung von Carthago bis zu der Schlacht von Actium. Der vierte Zeitraum, von der Alleinherrschaft des Kaisers Augustus bis zum Tode des Kaisers Theodosius. Der fünfte endlich geht von dem Tode des Kaisers Theodosius bis zum Untergange des abendländischen Reichs; denn in dem Jahre 476 nach Christi Geburt machte Odoaker, ein Anführer der Heruler, dem abendländischen Reich ein Ende. Das morgenländische Reich hingegen hat sich bis zum Jahre 1453 nach Christi Geburt erhalten, wo Konstantinopel von den Türken erobert wurde.

## 4.

## Von der Stadt Rom.

Die Stadt Rom hat schon zwey Mal den Erdkreis beherrscht; ein Mal zur Zeit der alten Römer, und dann im Mittelalter durch die Päpste. Sie verdient daher eine etwas genaue Beschreibung.

Das äußere Anssehen Roms war anfangs sehr armselig. Das älteste Rom bestand aus schlechten Hütten. Einige derselben waren mit Stroh bedeckt, andere mit Schindeln oder dünnen Brettern. Indessen wurden schon unter den

Königen einige öffentliche Gebäude aufgeführt, die sehr merkwürdig waren. Übrigens blieben die Privathäuser der Römer lange Zeit in einem traurigen Zustande, während die öffentlichen Gebäude immer mehr ausgeschmückt wurden; denn in den ersten Zeiten der freyen Republik wohnten die vornehmern Römer auf ihren Landgütern, nur die ärmeren Bürger wohnten in der Stadt. Bis auf die Seiten des Kaisers Augustus waren fast alle Privathäuser von Holz oder von Ziegelsteinen; auch waren die Straßen sehr enge. Augustus aber veränderte das äußere Ansehen der Stadt. Er erfreute sich eines geschickten Baumeisters, des Vitruvius. Diesem befahl er, viele Häuser von Marmor aufzubauen. Daher rühmte er sich am Ende seines Lebens, daß er eine Stadt von Marmor hinterließe, die er von Ziegelsteinen gefunden. Damals war auch die Stadt mit vielen Denkmälern der griechischen Kunst angefüllt, welche die siegreichen Römer aus Griechenland nach Rom gebracht hatten.

## 5.

Ein ganz neues Ansehen erhielt die Stadt Rom unter der Regierung des Kaisers Nero. Damals wurde nämlich der größte Theil der Stadt, sammt vielen Denkmälern des Alterthums, durch eine Feuersbrunst verzehrt. Gewöhnlich wird Nero für den Urheber dieser Feuersbrunst ausgegeben. Allein dieser Meinung fehlt es an sicherer Beglaubigung: denn Tacitus sagt zwar, daß diese Meinung zu seiner Zeit geherrscht habe; aber er wagt, sie weder zu bejahen noch zu verneinen. Viel gewisser ist es, daß

Nero nach dem Brände die Stadt Rom mit vieler Sorgfalt und großer Freygebigkeit wieder aufbauen ließ; und daß sie weit schöner und prachtvoller wurde, als sie vor dem Brände gewesen war. Die Straßen wurden breiter angelegt; viele Häuser wurden nach der Straße zu mit Säulengängen geschmückt, und ein Theil derselben von gabinischen Steinen gebaut, die für feuerfest gehalten wurden. Nero selbst errichtete für sich ein Haus, das wegen seiner Pracht das goldne Haus des Nero genannt wurde. Es war nicht nur mit Gold und Edelsteinen geschmückt; sondern es umfasste auch Felder und Zeiche, Wälder und weite Ebenen, so daß es einer kleinen Stadt völlig gleich kam.

## 6.

Nach dem Nero verschönerten noch einige Kaiser die Stadt Rom. Dieses thaten vornehmlich die Kaiser Vespasian, Titus, Domitian, Trajan und Hadrian. Man behauptet daher auch, daß unter diesen Kaisern die Stadt am meisten geblüht habe. Allein gleich nach dem Tode des Kaisers Marcus Aurelius gerieth Rom, so wie das ganze römische Reich, in Verfall. Es folgten höchst traurige und unruhige Zeiten, in denen nichts mehr zur Verschönerung Roms gethan wurde. Auch schadete es dieser Stadt, daß man das alte Byzanz in die neue Stadt Konstantinopel umgewandelt. Denn von nun an blieb Rom nicht mehr die einzige Hauptstadt des römischen Reichs, und viele Kunstwerke wurden von Rom nach Konstantinopel geschafft. Nach dem Tode des großen Theodosius wurde das

römische Reich in das morgenländische und abendländische getheilt. Nun hofften die Römer, daß ihre Kaiser wieder in Rom wohnen würden, aber vergebens. Schon Honorius wohnte lieber zu Ravenna als zu Rom. Dadurch san letztere Stadt immer tiefer. Ueberdies brachen nun immer heftiger die Barbaren in Italien ein, die überall Schreden und Verwüstung verbreiteten. Rom selbst wurde von ihnen erobert und geplündert.

## 7.

Seit den Zeiten des Romulus bis zum Untergange des abendländischen Reichs ist Rom drey Mal von feindlichen Völkern erobert worden; zuerst von den Senouinischen Galliern, im Jahre 365 nach Erbauung der Stadt. Diese sollen auch den größten Theil der Stadt abgebrannt haben. Hannibal bedrohte die Stadt, eroberte sie aber nicht. In den Kriegen des Marius und Sylla wurde Rom von römischen Bürgern erobert; eben dies geschah, da Vespasian zum Kaiser ernannt worden war; allein hiervon ist nicht die Rede. Zum zweyten Male wurde Rom von Alarich, dem Anführer der Westgothen, erobert, im Jahre 410 nach Christi Geburt. Dem Beispiel des Alarich folgte Genserich, der Anführer der Vandalen in Africa. Dieser sezte nach Italien über, und eroberte Rom im Jahre 455. Als endlich das abendländische Reich durch den Odoaker aufgelöst wurde, war es gar nicht nöthig, daß dieser Anführer der Heruler Rom eroberte. Die ehemalige Hauptstadt des römischen Reichs war damals so geschwächt, daß sie sich freywillig übergab. Auch nach dem Untergange des

abendländischen Reichs ist Rom einige Male erobert worden. Dabei hat es viel an Glanz und Pracht verloren. Nichts desto weniger haben sich viele Denkmäler der alten Kunst erhalten; ja selbst die vielen Trümmer, die noch vorhanden sind, können die vormalige Größe des alten Roms bezeugen.

## 8.

## Vom sabinischen Ochsen.

Unter der Regierung des Servius Tullius trich ein Sabiner einen Ochsen von ungeheurer Größe und ganz besonderer Gestalt nach Rom, um ihn daselbst in dem Tempel der Diana zu schlachten. Er that dies in der festen Überzeugung, daß er dadurch seinem Vaterlande die Oberhand verschaffen würde. Denn die Auguren hatten erklärt, dasjenige Volk sollte die Oberhand erhalten, dessen Bürger jenen Ochsen der Diana opfern würde. Allein dieser Ausspruch war auch zu den Ohren eines römischen Priesters gekommen; und dieser suchte, mehr von der Liebe zum Vaterland als vom Rechte geleitet, sich des Opfers zu bemächtigen. Als er daher jenen Sabiner mit dessen Ochsen nach Rom kommen sah; so befahl er ihm, sich vor dem Opfer in fließendem Wasser zu baden. Der Sabiner that dies, damit er nichts versäumte, was den Erfolg seines Opfers begünstigen konnte. Aber während dessen schlachte der römische Priester den Ochsen, und suchte so durch einen Betrug seinem Vaterlande die Obergewalt zu verschaffen.

## Die Bücher der Sibylle.

Unter der Regierung des Tarquinius Superbus erschien ein altes Weib, das dem Könige neun Bücher zum Verkauf anbot. Allein da sie den Preis derselben zu hoch ansagte, so weigerte sich der König dieselben zu kaufen. Sogleich gieng das Weib weg, verbrannte drey ihrer Bücher, kam wieder, und bot die sechs übrigen dem Könige um denselben Preis an. Sie wurde wieder zurück gewiesen, gieng nun zum zweyten Male fort, und verbrannte abermals drey ihrer Bücher. Dann kehrte sie noch ein Mal, zu dem Könige zurück, und forderte für die drey letzten Bücher eben so viel, als sie für alle neun gefordert hatte. Tarquin wurde nun auf diese Bücher aufmerksam, und befahl den Auguren dieselben zu untersuchen. Diese gehorchten dem Befehl, fanden, daß in jenen Büchern die Orakel der cūmaischen Sibylle enthalten wären, und rieten dem Könige dieselben zu kaufen. Dies geschah, und sogleich verschwand die Frau.

Auf Befehl des Königs Tarquinius Superbus wurden die erwähnten Bücher in einem Gewölbe unter dem Capitol aufbewahrt, und der Aufsicht zweyer Männer anvertraut. Als aber zu Sylla's und Marius Zeiten das Capitol in Flammen aufgieng, verbrannten auch diese Bücher. Nun befahl Sylla funfzehn Männern, in ganz Italien

neue sibyllinische Orakel zusammen zu suchen. Dies geschah mit vieler Vorsicht und Behutsamkeit. Aber dessen ungeachtet konnte man nicht verhindern, daß nicht zugleich auch viele unechte Aussprüche mit aufgenommen wurden. Daher ließ der Kaiser Augustus die ganze Sammlung der sibyllinischen Orakel von neuem prüfen, und die unechten verbrennen, die echten aber in einem goldenen Schrank, unter der Bildsäule des Apollo, im palatinischen Tempel, aufbewahren. Endlich wurden sie unter der Regierung Theodos des Großen von Stilicho sämmtlich verbrannt, ungefähr ums Jahr 389 nach Christi Geburt.

## II.

### Auswanderung des Volks auf den heiligen Berg.

Einige Zeit nach dem Abzuge des Porcenna brachen zu Rom heftige Streitigkeiten wegen des Schuldwesens aus. Die armen Plebejer waren den Patriziern schuldig; und da sie nicht bezahlen konnten, so wurden sie von denselben grausam bedrückt. Lange schon hatten diese Bedrückungen den Unwillen der Plebejer gereizt, und schon einige Male hatten sie den Kriegsdienst verweigert. Indessen hatte doch bald die Annäherung eines Feindes, bald die Furcht vor dem gewählten Diktator, bald die trügliche Verschlagenheit der Patrizier den Ausbruch größerer Unruhen verhindert. Einst aber kehrte das Volk wieder aus einem Kriege zurück, und erwartete nun die Befreyung von seinen Schulden, die ihm versprochen worden war. Allein die Patrizier

suchten dasselbe aufs neue zu täuschen, indem sie es sogleich zu einem neuen Kriege führen wollten. Hierüber wurden die Plebejer gänzlich aufgebracht. Bewaffnet, wie sie waren, verließen sie Rom, und zogen, unter der Anführung des Sicinius, auf den heiligen Berg, ungefähr drey tausend Schritte von Rom.

## I 2 .

Hierüber entstand zu Rom eine allgemeine Bestürzung. Das zurückgebliebene Volk fürchtete die Gewaltthätigkeit der Patrizier, und diese das völlige Entweichen des Volks, oder einen auswärtigen Krieg. Der Senat versammelte sich deshalb, um sich zu berathschlagen. Anfangs waren die Stimmen getheilt; endlich aber wurde beschlossen, eine Gesandtschaft abzuschicken, um das Volk zur Rückkehr zu bewegen. An die Spitze dieser Gesandtschaft wurden drey Volksfreunde, nämlich Titus Lartius, Marcus Valerius und Menenius Agrippa, gestellt. Der Letzte führte das Wort, weil er dem Volk am angenehmsten war, und dasselbe am besten zu behandeln wußte. Als er daher auf den heiligen Berg gekommen war; erzählte er folgende Fabel, die wenigstens das Volk zur Anhörung seiner Vorschläge bereitete:

## I 3 .

Die Glieder des Körpers empörten sich einst wider den Magen. Denn sie glaubten, daß der allein unthätig wäre, während sie alle für ihn arbeiteten. Sie versagten ihm also ihren Dienst. Die Hände wollten keine Speise mehr in den Mund bringen, der Mund sie nicht aufnehmen, und die

Zähne sie nicht zermalmen. Diesen Vorfaß führten die Glieder eine Zeitlang aus; aber bald bemerkten sie, daß sie sich selbst dadurch schadeten; sie fühlten nämlich, daß es der Magen wäre, welcher die Kraft der empfangenen Speisen durch alle Glieder verbreitete, und dadurch ihnen allen Kraft und Munterkeit ertheilte. Sie verließen daher ihr Vorhaben, und söhnten sich wieder mit dem Magen aus. So ist es auch, fuhr Agrippa fort, mit dem Senat und dem Volke. Beide zusammen machen einen Körper aus, der nur durch die Einigkeit der einzelnen Theile bestehen kann.

## 14.

## Lucius Quintius Cincinnatus.

Mitten unter den Streitigkeiten der Patrizier und Plebejer zeichnete sich dieser Römer durch Klugheit, Rechtschaffenheit, Vaterlandsliebe und edle Sitteneinfalt besonders aus. Nachdem sein Sohn Caſo, durch den Haß der Tribunen verfolgt, aus Rom geflüchtet, war er mit seiner Gattin auf sein kleines Landgut, am jenseitigen Ufer der Tiber, gezogen. Hier lebte er in stillem Frieden, bloß mit dem Ackerbau beschäftigt; allein man kannte zu Rom den Werth dieses Mannes. Daher kam es, daß er schon im folgenden Jahre (294 nach Erbauung Roms) zum Consul erwählt wurde, um Ruhe und Frieden in dem zerrütteten Staate wieder herzustellen. Die Gesandten des Senats überbrachten dem Cincinnatus diese Nachricht, als er eben auf dem Feld arbeitete, und nur die Noth seines Vaterlandes konnte ihn bewegen das Consulat anzunehmen. Er

verließ sein Landgut, und beim Weggehen sagte er noch zu seiner Gattin: «Ich fürchte, meine liebe Attilia, unser kleines Feld wird in diesem Jahr unbebaut bleiben.»

## 15.

Als Cincinnatus nach Rom gekommen war, zeigte er sich als einen eben so verständigen als redlichen Staatsmann. Er verwaltete das Consulat mit so vieler Klugheit als Gerechtigkeit, daß er Ruhe und Ordnung bald wieder herstellte. Aber am Schlusse des Jahrs eilte er auch sogleich in seine ländliche Wohnung zurück, um sein Feld aufs Neue zu bestellen. Die Achtung aller Redlichen war ihm dahin gefolgt. Als daher zwey Jahre darauf die Römer von den Aquern geschlagen worden, wurde er zum Dictator ernannt. Auch dies Mal trafen ihn die Gesandten hinter dem Pfluge. Aber wie sehr er auch die Ruhe des Landlebens liebte, so war ihm das Vaterland noch weit theurer. Er nahm daher die Dictatorwürde an, zog gegen den Feind, und erfocht einen glänzenden Sieg. Gerne hätten ihn seine Mitbürger in Rom behalten, allein er zog das Landleben dem Stadtleben vor. Nach vierzehn Tagen legte er die Dictatur nieder, und gieng sogleich auf sein Landgut zu seiner Gattin und zu seinem Feldbau zurück.

## 16.

## Die Eroberung Roms durch die Gallier.

Am Flusse Allia erlitten die Römer eine sehr große Niederlage durch die Senonischen Gallier; nur wenige von ihnen konnten sich aus der Schlacht retten. In Rom selbst

gerieth Alles in die größte Furcht und Bestürzung. Man fand es unmöglich die Stadt gegen den anrückenden Feind zu vertheidigen, und beschloß daher sie zu verlassen. Die junge Mannschaft, die sich kaum auf tausend Seelen beließ, besetzte, unter der Anführung des Manlius, das Capitol. Die Vestalinnen und Priester flohen mit den Heiligtümern, die sie mit sich nehmen konnten, nach Veji, oder in andere benachbarte Städte; die ältesten Senatoren allein blieben zurück. Zum Besten des Volkes weiheten sie sich dem Tode. Dann schmückten sie sich mit allen Zeichen ihrer vormaligen Würde, setzten sich auf ihre curulischen Stühle, und erwarteten so die Ankunft des Feindes.

## 17.

### Die Rettung des Capitoliums durch die Wachsamkeit der Gänse.

Nach der Verbrennung Roms belagerte Brennus das Capitolium. Durch Natur und Kunst gleich gut befestigt, konnte es nicht leicht mit Sturm eingenommen werden; und doch wäre dies bald geschehen, hätten es nicht, wie erzählt wird, die Gänse gerettet. Die Gallier hatten nämlich einen Weg entdeckt, der zur Burg führte; auf diesem klimmten sie mitten in der Nacht hinan. Alles schlief auf dem Capitol, und selbst die Hunde regten sich nicht. Schon glaubten daher die Gallier gewonnen zu haben, als plötzlich die Gänse ein so starkes Geschnatter erhoben, daß die Römer davon erwachten. Ihr tapferer Anführer, Manlius, sprang sogleich herbei, warf zwei Gallier, die schon auf den Mauern standen, herab, und vertrieb dann die übrigen mit Hülfe

der herbei eilenden Römer. Zum Andenken dieser Begebenheit wurden die Hunde bestraft, die Gänse hingegen auf öffentliche Kosten gesüttert, und in jährlichen Aufzügen herum geführt.

## 18.

### Standhafte Vaterlandsliebe des Caius Fabricius Luscinus.

In dem Kriege mit dem Pyrrhus, König von Epirus, zeichneten sich die Römer durch Tapferkeit und Großmuth vorzüglich aus; insbesondere hat dies Caius Fabricius Luscinus, ein alter Senator, der mit wenigem zufrieden lebte, sein Vaterland liebte, und Muth und Entschlossenheit besaß. Nach dem Treffen bei Heraclea, in Lucanien, wurde er, nebst zwey andern Römern, zum Pyrrhus geschickt, um die Auslösung der Gefangenen zu bewirken. Der König, eben so stolz als großmuthig, und hiziger beim Entwurf eines Plans als bei der Ausführung desselben beharrlich, empfing die römischen Gesandten sehr freundschaftlich. Er hoffte, daß sie ihn um Frieden bitten würden. Denn ob er gleich bei Heraclea durch seine Elephanten besiegt hatte; so war er doch durch seinen eigenen Verlust von der Tapferkeit der Römer so sehr überzeugt worden, daß er sie zu Freunden zu haben wünschte. Inzwischen redeten die Gesandten nur von der Auslösung der Gefangenen, und Pyrrhus zeigte sich geneigt ihnen zu willfahren.

## 19.

Darauf unterredete er sich insgeheim mit dem Fabricius. Er hatte gehört, daß dieser alte Römer sehr arm wäre, und suchte nun ihn durch viele Geschenke und große Versprechungen auf seine Seite zu ziehen; allein Fabricius verachtete beides. Den folgenden Tag versuchte es Pyrrhus, den Mut des Fabricius durch ein plötzliches Schrecken zu erschüttern. Er stellte nämlich einen Elefanten hinter einen Vorhang seines Zimmers. Auf ein gegebenes Zeichen mußte das Thier ein graßliches Geschrey erheben, und seinen Rüssel um den Kopf des Fabricius schlingen. Aber der rechtschaffene und entschlossene Fabricius blieb unerschütterlich. Lächelnd sagte er zum Könige: « Weder das Gold, das du mir gestern botest, noch der Elephant, womit du mich heute zu erschrecken suchst, kann mich zur Untreue gegen mein Vaterland bewegen. » Gerührt über so viel Edelsinn, gab ihm Pyrrhus viele von den Gefangenen ohne Lösegeld zurück.

## 20.

Eben dieser Fabricius, der als Gesandter so viel Vaterlandsliebe bewiesen hatte, gab als Consul, einige Zeit darauf, auch ein Beispiel von Redlichkeit gegen die Feinde. Die Sache wird verschieden erzählt; die Hauptumstände scheinen aber folgende zu seyn: Er war im Jahre 476 mit dem Consul Amilius Papus gegen den Pyrrhus gezogen, und hatte sich, diesem gegenüber, in dem tarentinischen Gebiete gelagert. Hier erhielt er einen Brief vom Nicias,

dem Leibarzte des Königs, worin dieser ihm versprach, den Pyrrhus gegen eine anschauliche Belohnung zu tödten. Aber Fabricius verabschente diese Verrätheren. Mit Bewilligung seines Amtsgenossen, oder mit Genehmigung des Senats, entdeckte er die ganze Sache dem Epirotischen Könige. Über diese Redlichkeit erstaunt, rief nun, wie man sagt, Pyrrhus aus: «Es ist schwerer, den Fabricius von seiner Rechtschaffenheit abzuwenden, als die Sonne von ihrem Laufe.» Sogleich gab Pyrrhus alle römische Gefangene, die er noch hatte, ohne Lösegeld frey; und die Römer, um sich an Großmuth nicht übertreffen zu lassen, schickten eben so viele Gefangene der Samniter und Tarentiner zurück.

## 21.

## Marcus Attilius Regulus.

In dem ersten punischen Kriege zeichnete sich besonders Regulus durch Tapferkeit, Redlichkeit und Standhaftigkeit im Glück und Unglück aus. Als Consul schlug er im Jahre 498 die Carthaginenser drey Mal an einem Tage. Dann ging er, unter allen Römern zuerst, nach Africa. Hier bedrängte er die Carthaginenser so sehr, daß sie schon jetzt mit den Römern Frieden gemacht haben würden, wosfern nur die Bedingungen des Regulus nicht zu hart gewesen wären. Aber plötzlich veränderte sich die Lage der Dinge. Xantippus war den Carthaginensern von Sparta aus zu Hülfe geschickt, ein erfahrner Feldherr, welcher das gesunkene Glück Carthago's einigermaßen wieder aufrichtete. Nach einem hartnäckigen Treffen überwand er den

Regulus, nahm ihn gefangen, und führte ihn nach Carthago, wo er fünf Jahre lang im Kerker schmachtete.

## 22.

Indessen wurde der Krieg zwischen Rom und Carthago mit abwechselndem Glücke fortgesetzt. Endlich aber wünschten die Carthaginenser, deren Kräfte erschöpft waren, den Frieden. In der Person des Regulus glaubten sie einen Vermittler derselben zu finden. Sie schickten ihn daher nach Rom, damit er den Frieden oder wenigstens die Auswechselung der Gefangenen bewirken möchte. Vorher aber ließen sie ihn schwören, daß er zurückkehren würde, wosfern er nicht im Stande wäre etwas auszurichten. Regulus kam nach Rom, und benachrichtigte den Senat von den Aufträgen der Carthaginenser. Aber weit entfernt den Senat zu überreden, so rieh er vielmehr das Gegenheil. Er verwarf den Frieden, weil Carthago jetzt schon so geschwächt war, daß es bald gänzlich zu Grunde gerichtet werden könnte; und war gegen die Auswechselung der Gefangenen, weil die Römer deren mehr von den Carthaginensern, als diese von jenen hatten. Der Senat billigte diese Meinung, und wünschte zugleich den edelmüthigen Urheber derselben zu retten; allein Regulus gedachte seines Eidschwurs. Vergebens sprachen ihn die Priester von seinem Eide los. Da er vermied es sogar seine Frau und seine Kinder zu schen, um nicht von ihren Thränen erweicht zu werden. Er kehrte nach Carthago zurück, weshin ihn seine Pflicht rief.

## 23.

Als die Carthaginenser hörten, daß Regulus selbst gegen ihre Aufträge gestimmt hatte, wurden sie äußerst aufgebracht, und tödteten ihn durch die schrecklichsten Mätern. Sie schnitten ihm zuerst die Augenlieder ab, warfen ihn so in einen finstern Kerker, und führten ihn von da an die Sonne. Hierauf legten sie ihn in einen hölzernen Kasten, der mit spitzigen Nägeln inwendig ausgeschlagen war, und ließen ihn in demselben langsam sterben. Dies ist die gewöhnliche Erzählung vom Tode des Regulus, die von vielen römischen Schriftstellern angeführt wird. Indessen zweifelt man sehr an ihrer Wahrheit; denn es fehlt ihr nicht nur das Beugniß der zuverlässigsten Schriftsteller, sondern sie hat auch an und für sich wenig Wahrscheinlichkeit. Vielleicht ist das Ganze eine Erdichtung der Römer, die dadurch ihre eigenen Grausamkeiten zu beschönigen, oder ihren Haß gegen Carthago zu rechtfertigen suchten.

## 24.

Hannibal schwört den Römer ewige Feindschaft.

Einige Jahre nach dem ersten punischen Kriege ging Hamilcar Barcas, ein trefflicher Feldherr der Carthaginenser, und ein unversöhnlicher Feind der Römer, nach Spanien. Carthago wünschte nämlich dieses Land zu erobern, um neue Kräfte gegen Rom zu gewinnen. Als er im Begriffe war abzureisen, bat ihn Hannibal, sein Sohn, ein Knabe von ungefähr neun Jahren, daß er ihn mit sich

nehmen möchte. Der Vater versprach es, und suchte zugleich das Herz seines Sohnes mit unausstilgbarem Hass gegen die Römer zu erfüllen. Er führte ihn vor den Altar, auf welchem er eben opferte. Alle Zeugen wurden entfernt. Dann hieß er seinen Sohn den Altar umfassen, und schwören, daß er Zeitlebens ein Feind der Römer seyn würde. Hannibal that jetzt, was von ihm gefordert wurde, und hielt beständig, was er geschworen hatte. Nach abgelegtem Eidschwur ging er mit seinem Vater nach Spanien, wo er sich zum Krieger bildete. Seine Feindschaft aber gegen die Römer endigte sich nur mit seinem Leben.

## 25.

## Vaterlandsliebe des jungen Scipio.

Nach dem Tressen bei Cannä waren ungefähr sechs tausend Römer nach Canusium, einer Stadt in Apulien, geflüchtet; denn der unglückliche Ausgang des Tressens hatte einen großen Theil von ihnen kleinmuthig und verzagt gemacht. Daher kam es, daß viele Jünglinge vom Adel, auf Anstiften des L. Cæcilius Metellus, einen Entschluß faßten, der für Rom sehr gefährlich werden konnte. Sie wollten nämlich Italien verlassen, und ein anderes Land zu ihrem Wohnsitz auffinden. Allein sie wurden von der Ausführung dieses Entschlusses zurück gehalten. Scipio, der sich gleichfalls in Canusium aufhielt, bekam davon Nachricht. Zwar war dieser nachmals so berühmte Römer damals erst achtzehn Jahre alt, und nur erst Kriegsoberster; dessen ungeachtet aber beschloß

er, voll Eifer für das gemeine Beste, jenen Entschluß auf der Stelle zu hintertreiben. Er sprach zu den Kriegsobersten, die um ihn waren: « Wem das Wohl seines Vaterlandes am Herzen liegt, der folge mir. » Alle Kriegs-oberste folgten ihm.

## 26.

Sogleich eilte Scipio in das Haus des Metellus, wo die Mißvergnügten versammelt waren. Mit gezücktem Schwerte trat er in ihre Versammlung. Alle erstaunten. Da rief Scipio mit drohender Stimme: « Ich schwöre, niemals die Republik zu verlassen, und nie zuzugeben, daß ein anderer Bürger sie verlasse. » Hierauf wendete er sich zum Metellus, und sagte: « Jetzt fordre ich, daß du, und ihr Alle, die ihr gegenwärtig seind, denselben Eid schwören. Thut ihr das nicht, so werde ich euch alle tödten. » Furcht und Scham bemeisterten sich aller Anwesenden. Sie schworen, wie es Scipio verlangte, und übergaben sich seinem Schutze. Durch diesen patriotischen Eifer wendete Scipio von seinem Vaterlande eine Gefahr ab, die größer und verderblicher werden konnte, als alle vorher verlorne Schlachten.

## 27.

Scipio gewinnt durch seine Großmuth die Herzen der Celtiberier.

Als Scipio Neu-Carthago, eine Colonie der Carthaginienser in Spanien, erobert hatte, führten ihm seine

Soldaten ein Mädchen von ausnehmender Schönheit zu. Ihr Anblick erregte in dem Herzen des jungen Feldherrn eine so große Leidenschaft, daß er sie zu besitzen wünschte. Doch bald besann er sich eines Bessern. Durch Großmuth und Pflichteifer beherrschte er die in ihm aufsteigende Leidenschaft. Er fragte das schöne Mädchen nach ihren Ältern und ihrem Vaterlande. Sie sagte ihm, sie wäre eine Celtiberierinn von vornehmen Stande, und die Braut des Allucius, eines celtiberischen Prinzen. Sogleich ließ Scipio ihre Ältern und den Bräutigam herbei kommen. Sie naheten sich in banger Ungewißheit; aber Scipio beruhigte sie. « Hier ist deine Braut, sprach er zum Allucius, nimm sie unverlebt und ohne Lösegeld zurück, und werde ein Freund der Römer. »

## 28.

Jetzt ergriff Allucius, von Achtung und Freude durchdrungen, die Rechte des Scipio, und bat die Götter den edlen Römer würdig zu belohnen. Auch die Ältern des Mädchens rührte des Römers Großmuth. Sie hatten ein beträchtliches Lösegeld mit sich gebracht. Dies trugen sie jetzt zum Scipio, und baten ihn, dieses Geld doch wenigstens als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit anzunehmen. Der edelmüthige Römer schlug es aus. Aber die Ältern des Mädchens ließen sich dadurch nicht zurück weisen, sondern baten ihn nun desto stärker und dringender. Endlich gab Scipio nach. Er nahm das Geld; aber sogleich schenkte er es dem Allucius zu dessen Hochzeit. Freudig kehrte nun der Glückliche zu den Seinen zurück, und indem er

überall das Lob des Scipio verbreitete, brachte er seine Mitbürger auf die Seite der Römer. «Ein Jüngling,» sagte er zu den Celtiberiern, »ist nach Spanien gekommen, ganz den Göttern ähnlich, der nicht bloß durch Waffen, sondern auch durch Liebe und Wohlthun Alles besiegt.»

## 29.

## Hannibal's Rückzug aus Italien.

Mit dem Siege bei Cannä hatte Hannibal den höchsten Gipfel seines Glückes erreicht. Von nun an verrichtete er keine so glänzende Thaten mehr, als in den ersten Seiten des Kriegs. Vielmehr verlor er durch die Entkräftung seines Heeres zu Capua, durch den Mangel an Unterstützung von Carthago, und durch die Tapferkeit der römischen Feldherren, immer mehr an Ansehen und Kraft. Endlich nach einem Zeitraum von sechzehn Jahren wurde er zurück gerufen, da Scipio die Carthaginenser in Afrika beängstigte. Als ihm die Gesandten diesen Befehl überbrachten, wurde er von Schmerz und Wuth ergriffen. Raum Herr seiner Thränen, rief er aus: «So hat denn nicht das römische Volk, sondern der Senat zu Carthago den Hannibal besiegt.» Trauriger, als ein Verbanter seine Heimath, verließ der carthagische Feldherr das feindliche Land, und mitten auf dem Meere blickte er noch nach der Küste Italiens zurück, indem er Verwünschungen gegen Götter und Menschen austieß.

## Unterredung zwischen dem Scipio und Hannibal vor der Schlacht bei Zama.

Als Hannibal nach Afrika gekommen war, ahnte er das Unglück, das seinem Vaterlande bevorstand. Die innere Zerrüttung Carthago's, die schnellen Fortschritte des Scipio, und das Misstrauen in sein Glück und den Muth seiner ausgearteten Truppen — Dies alles ließ ihn das Schlimmste befürchten. Er wünschte daher, noch ehe er ein Tressen wagte, den Krieg durch friedliche Unterhandlungen zu beenden. In dieser Absicht bat er den Scipio um eine Unterredung. Sie ward ihm gewährt. Auf einer Ebene unweit Zama kamen beide Feldherren zusammen, und geriethen beim ersten Anblick in ein solches Erstaunen, daß sie sich eine Zeitlang schweigend betrachteten. Beide hatten sich noch niemals gesehen, und doch so viel schon von einander gehört. Beide waren die größten Feldherren der damaligen Zeit, und doch in ihrem Äußern so verschieden. Hannibal, damals 45 Jahr alt, hatte ein finstres und melancholisches Ansehen. Die Mühseligkeiten langer und beschwerlicher Feldzüge hatten Spuren auf seinem Gesichte zurück gelassen. Scipio hingegen, damals in einem Alter von 35 Jahren, war ein Muster männlicher Schönheit. Sein Wuchs war erhaben, sein Körper verrieth Gesundheit und Kraft, und sein Gesicht Majestät und Sanftmuth.

## 31.

Nach langem Stillschweigen fieng endlich Hannibal die Unterredung an. Er sprach zuerst von der Veränderlichkeit des Glückes und seinen eigenen Schicksalen. Dann rieh er dem Scipio, dem Glücke, das ihn anlächelte, nicht zu sehr zu trauen, und einem ungewissen Treffen einen sichern Frieden vorzuziehen. Hierauf schlug er Friedensbedingungen vor. Er versprach nämlich, im Namen der Carthaginenser, Spanien, Sardinien, Sicilien und alle Inseln zwischen Afrika und Italien den Römern abzutreten. Scipio aber verwarf diese Friedensbedingungen. Er verlangte eine förmliche Unterwerfung der Carthaginenser. Diese wollte und konnte Hannibal nicht versprechen. Hierüber giengen beide Feldherren unverrichteter Sache aus einander, und rüsteten sich zum Kampfe. Am folgenden Tage kam es zum Treffen bei Zama, wo durch die größten Feldherren der alten Welt das Schicksal der berühmtesten Reiche derselben entschieden wurde. Hannibal wurde geschlagen, und der Sieger Scipio schrieb dem überwundenen Carthago die Bedingungen des Friedens vor.

## 32.

Der römische Senat beschließt den Untergang Carthago's.

Über vierzig Jahre waren schon seit dem punischen Kriege vergangen, als der römische Senat den Entschluß fasste, das wieder aufblühende Carthago zu zerstören. Hie-

zu verleitete ihn vornehmlich M. Porcius Cato. Dieser Mann, der, wegen seiner strengen Verwaltung des Censoramtes, den Beinamen Censorius erhielt, zeichnete sich durch vorzügliche Gelehrsamkeit, durch große Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, durch besondere Unabhängigkeit an alte Gewohnheiten, und durch einen lebhaften Eifer für die Beobachtung der Gesetze aus. Übrigens verrieth er viele Züge eines hämischen und mißgünstigen Herzens. Er fand überall etwas zu tadeln, selten etwas zu loben. Er beneidete fremdes Verdienst, war leicht zu Feindseligkeiten geneigt, und konnte es keinem vergessen, der ihn beleidigte. Eben so zeigte er sich auch jetzt. Die Carthaginer hatten seinen Stolz gekränkt. Hierüber erzürnt, hatte er ihnen den Untergang geschworen; denn seit dieser Zeit stimmte er stets für die Zerstörung Carthago's, und fügte zu jedem Vortrag, den er im Senat hielt, die Worte: «Überdies bin ich der Meinung, daß Carthago zerstört werden muß.» Einst brachte er sogar einige Feigen in die Rathsversammlung. Als die Senatoren die Größe und Schönheit derselben bewunderten, sagte er: «Diese Feigen sind erst vor drey Tagen zu Carthago gepflückt worden. Solche schöne Feigen trägt dieses feindliche Land, und so nahe sind wir demselben.

## 33.

Durch solche Künste suchte Cato den Senat zu gewinnen. Allein Scipio Nasica war ihm entgegen. Dieser widerrieth die Zerstörung Carthago's; weil er fürchtete, daß die Kräfte der Römer erschlafft, oder gegen den Staat

selbst gekehrt werden möchten, wenn sie nicht mehr durch die Furcht einer Nebenbuhlerinn gespannt, oder nach außen zu gerichtet würden. Inzwischen änderte er doch, als er von einer Reise nach Carthago zurückkehrte, seine Meinung; entweder weil er selbst die wachsende Größe dieses Staats zu fürchten anfieng, oder weil er daselbst eine Beleidigung erfahren hatte. Und als endlich Utica, das sonst den Carthaginensern gehorcht hatte, zu den Römern übergieng, und Massinissa, der König von Numidien, die Carthaginenser glücklich besiegte; so ward der Krieg gegen Carthago beschlossen. Die beiden Consuln, Marcius Censorinus und Manius Manilius wurden mit einem Heere von 84,000 Mann nach Sicilien geschickt. Insheim erhielten sie den Auftrag von da nach Afrika überzusezen, und den Krieg mit der Zerstörung Carthago's zu endigen.

## 34.

## Von der Zerstörung Carthago's.

Als die Carthaginenser hörten, daß die Römer gegen sie zum Kriege rüsteten, geriethen sie in die größte Bestürzung. Im Gefühl ihrer Schwäche schickten sie zu wiederholten Malen Gesandte nach Rom, und unterwarfen sich gänzlich dem Willen der Römer. Der Senat nahm dieses an, und versprach, ihnen ihre Gesetze, Freyheiten und Güter zu lassen. Dagegen sollten sie 300 Geißeln, Söhne ihrer vornehmsten Bürger, nach Sicilien bringen, und den Befehlen der Consuln Folge leisten. Dies geschah. Die Carthaginenser rissen 300 der edelsten Jünglinge

aus den Umarmungen ihrer weinenden Altern, und brach-  
ten sie endlich nach Sicilien. Hier empfing sie der Prä-  
tor Fabius, und schickte sie nach Rom. Die Consuln aber  
gaben den Gesandten keine weitere Befehle, sondern se-  
gelten mit ihrer Armee nach Utika.

## 35.

Die Carthaginenser zitterten aufs neue, als sie ein so  
großes Heer in ihrer Nähe erblickten. Sie schickten daher  
eine Gesandtschaft an die Consuln, mit der Anfrage: «Was  
sie thun sollten, und mit dem Versprechen, daß sie alles  
zu thun bereit wären.» Die Consuln wagten es nicht, den  
Befehl des Senats auf ein Mal bekannt werden zu lassen.  
Sie entdeckten ihn nach und nach. Deswegen verlang-  
ten sie jetzt, daß die Carthaginenser ihre vorrätige  
Schiffe, Waffen und Kriegsmaschinen ausliefern sollten.  
Die Carthaginenser getrauten sich nicht zu widersprechen;  
sie baten nur die Consuln zu bedenken, daß sie von in-  
neren und äußerem Feinden umgeben wären, und also  
ihrer Waffen bedürften. Allein die Consuln antworteten in hoffartigem Tone: «Rom wird für eure Sicherheit  
sorgen.» Traurig kehrten die Gesandten nach Carthago  
zurück. Einige römische Quästoren folgten ihnen. Die  
Schiffe wurden verbrannt, die Kriegsgeräthe aber aus-  
geliefert. Ihre Zahl soll sich auf 200,000 schwere Rü-  
stungen, und 2,000 Katapulten belaufen haben.

## 36.

Hierauf riefen die Consuln die vornehmsten Senatorn der Carthaginenser zu sich, um ihnen die letzten Befehle des römischen Senats zu eröffnen. Sie erschienen — Ein ehrwürdiger Zug von 30 Senatorn, denen eine nicht minder ehrwürdige Anzahl von Priestern und vornehmen Männern folgte. Jetzt verlangten die Consuln im Namen des Senats. «Die Carthaginenser sollten ihre Stadt verlassen, und eine andere bauen, die über 10,000 Schritte vom Meer entfernt wäre, und keine Mauern hätte.» Mit furchterlichem Entsezen hörten die carthaginensischen Abgeordneten diese Befehle der Consuln. Ihre Bestürzung, ihr Wehklagen, und ihr Sammerteschrey war so groß, daß selbst die römischen Soldaten dadurch gerührt wurden. Nur die Consuln wurden nicht gerührt. Sie bestanden auf ihrer Forderung, und die Abgeordneten mußten ohne Nachlaß und Milderung derselben zu den Thrigen zurückkehren.

## 37.

Als der Befehl der römischen Consuln zu Carthago bekannt wurde, ward die ganze Stadt mit furchterlichem Schrecken und rasender Verzweiflung erfüllt. Wütend stürzten einige in die Rathsversammlung, und mordeten diejenigen der Senatorn, die zur Auslieferung der Geiseln und der Waffen gerathen hatten. Andere ergriffen die Abgeordneten, steinigten sie, und schleiften ihre Körper durch die Straßen der Stadt. Noch andere ermordeten alle Anwesende Italiener, und giengen mit Hohngeläch-

ter in die Tempel der Götter, die, wie sie sagten, nicht ein Mal Kräfte genug zu ihrer eigenen Vertheidigung hätten. Nur wenige behielten bei der allgemeinen Zerrüttung einige Besonnenheit. Diese verschlossen die Thore der Stadt, und trugen eine große Menge Steine auf die Mauern, um dadurch wenigstens den ersten Angriff zurück zu weisen.

## 38.

Als die Heftigkeit des ersten Schmerzens vorüber war, versammelten sich die Senatoren von neuem. Alle waren entschlossen, ihr Vaterland zu vertheidigen, und entweder zu siegen oder zu sterben. Eine ganz ungewöhnliche Thätigkeit zeigte sich jetzt zu Carthago, und setzte daselbst Alles in Bewegung. Die Verbrecher wurden aus den Gefängnissen erlöst, die Sklaven frey gemacht, die Verbannten zurück gerufen, und alle zum Kriegsdienste verpflichtet. Aber nun fühlte man den Mangel an Waffen. Plötzlich wurden alle Tempel und öffentliche Gebäude in Werkstatt verwandelt. Alle, ohne Unterschied des Standes und Alters, arbeiteten Tag und Nacht an der Verfertigung der Waffen. Überall suchte man Eisen und Erz zusammen, und, wo dies fehlte, nahm man das Gold und Silber von den Bildsäulen der Götter, die Weiber schnitten ihre Haare ab, um daraus Stricke zu verfertigen. Bei einem solchen Eifer wurden täglich 140 Schilde, 300 Schwerter, 500 Lanzen, und 1,000 Spieße verfertigt.

Die Consuln hatten indessen mit ihrem Angriffe gezögert, entweder weil sie die erste Verzweiflung verrauchen lassen wollten, oder weil sie wählten, die wehrlose Stadt jeden Augenblick erobern zu können. Aber dieses Zögern kostete den Römern vieles. Denn als endlich die Consuln herbei rückten, um die Stadt mit Sturm einzunehmen, wurden sie zurück geschlagen. Bald darauf wurde ein großer Theil ihrer Flotte verbrannt. Überdies war nun auch Hasdrubal, ein verbannter Carthaginenser, mit 20,000 Flüchtlingen zurück gekehrt. So kam es denn, daß die Carthaginenser sich lange Zeit mit dem größten Muthe verteidigten. Nach zwey Jahren wählten endlich die Römer den P. Cornelius Scipio Amilianus, einen Sohn des Amilius Paullus, und, durch Adoption, einen Enkel des ältern Scipio, zum Consul. Dieser große Mann, ganz das Ebenbild des ältern Scipio, machte sich schon durch seinen Namen furchtbar; aber noch weit mehr durch seine Thaten.

Sobald Scipio als Consul vor Carthago kam, wo schon sein Grossvater die glänzendsten Proben seiner Tapferkeit abgelegt hatte, änderte sich die Lage der Sachen. Hasdrubal wurde geschlagen; Phamäas, ein anderer Anführer der Carthaginenser, gieng zu den Römern über; der Hafen wurde verschüttet; die Stadt stückweise erobert, und endlich die stark befestigte Burg Byrsa mit Sturm eingenommen. Carthago wurde hierauf geplündert und

geschleift. Siebzehn Tage hindurch brannte die einst blühende Stadt. Als Scipio dieses traurige Schauspiel sah, wurde sein menschliches Herz gerührt. Er weinte über den Trümmern der verödeten Stadt, voll trauriger Ahndungen der künftigen Schicksale seines eigenen Vaterlandes. Aber zu Rom freute sich Alles über den Fall Carthago's, und man sprach Verwünschungen gegen den aus, der diese Stadt wieder erbauen würde.

---

## FABLES,

CONTES, APOLOGUES ET PARABOLES.

FABLES DE LESSING.

## I.

## Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drollichen Hasen seiner nähern Bekanntschaft. Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe, und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir große Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Beispiel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweines Schauder und Entsetzen erwecket.

Wahrhaftig! unterbrach ihn der Hase. Da, nun begreif ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.

## Zeus und das Pferd.

Vater der Thiere und Menschen, so sprach das Pferd, und nahete sich dem Throne des Zeus : Man will, ich sey eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt geziert, und meine Eigenliebe heißt es mich glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu befsern seyn?

Und was meinet du denn, daß an dir zu bessern sey? rede; ich nehme Lehre an, sprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger seyn, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstallen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren: und da du mich doch ein Mal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen; so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen seyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, versezte Zeus ; gedulde dich einen Augenblick ! Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schönung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisierter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

Hier sind höhere und schmächtigere Beine, sprach Zeus; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere

Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll? Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zeus fort; dieses Mal sey belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann zu erinnern; so daure du fort, neues Geschöpf — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — und das Pferd erblickte dich nie, ohne zu schaudern.

## 3.

## Der Aff und der Fuchs.

Nenne mir ein so geschicktes Thier, dem ich nicht nachahmen könnte! So prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiederte: und du, nenne mir ein so geringschätziges Thier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen.

Schriftsteller meiner Nation! — Muß ich mich noch deutlicher erklären?

## 4.

## Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräßiges Schwein mästete sich, unter einer hohen Eiche, mit der herabgefallenen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiß, verschluckte es bereits eine andere mit dem Auge.

Undankbares Vieh! rief endlich der Eichbaum herab. Du nährtest dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten.

Das Schwein hielt einen Augenblick inne, und grunzte zur Antwort: Meine dankbaren Blicke sollten nicht aus-

bleiben; wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln mein wegen hättest fallen lassen.

## 5.

## Die Eule und der Schatzgräber.

Jener Schatzgräber war ein sehr unbilliger Mann. Er wagte sich in die Ruinen eines alten Raubschlosses, und wurde da gewahr, daß die Eule eine magere Maus ergriff und sie verzehrte. Schickt sich das, sprach er, für den philosophischen Liebling Minervens?

Warum nicht? versetzte die Eule. Weil ich stille Be- trachtungen liebe, kann ich deswegen von der Lust leben? Ich weiß zwar wohl, daß ihr Menschen es von euren Gelehrten verlanget.

## 6.

## Der Löw und der Tiger.

Der Löw und der Hase beide schlafen mit offenen Augen. Und so schließt jener, ermüdet von der gewaltigen Jagd, einst vor dem Eingange seiner furchterlichen Höhle.

Da sprang der Tiger vorbei, und lachte des leichten Schlummers: Der nichts-fürchtende Löwe! rief er, schlafst er nicht mit offenen Augen, natürlich wie der Hase!

Wie der Hase? brüllte der auftauchende Löwe, und war dem Spötter an der Gurgel. Der Tiger wälzte sich in seinem Blute, und der beruhigte Sieger legte sich wieder schlafen.

7.

## Der Esel und der Wolf.

Ein Esel begegnete einem hungerigen Wolfe. Habe Mitleiden mit mir, sagte der zitternde Esel; ich bin ein armes, frankes Thier : sieh nur, was für einen Dorn ich mir in den Fuß getreten habe !

Wahrhaftig, du dauerst mich, versetzte der Wolf. Und ich finde mich in meinem Gewissen verbunden, dich von diesen Schmerzen zu befreien. —

Kaum war das Wort gesagt, so ward der Esel zerrissen.

8.

## Asopus und der Esel.

Der Esel sprach zu dem Asopus : Wenn du wieder ein Geschichtchen von mir ausbringst, so laß mich etwas recht vernünftiges und sinnreiches sagen.

Dich etwas sinnreiches ! sagte Asop ; wie würde sich das schicken ? Würde man nicht sprechen, du wärest der Sittenlehrer, und ich der Esel ?

9.

## Herkules.

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerst. Der ganze Himmel und Juno erstaunten darüber. Deiner Feindinn, rief man ihm zu, begegnest du so vorzüglich ? Ja, ihr, ihr selbst, erwiederte Herkules. Nur ihre Ver-

folgungen sind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdient habe.

Der Olimp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno ward versöhnt.

## I O.

## Der Wolf auf dem Tödbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen, und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. Ich bin freylich ein Sünder, sagte er; aber doch, hoff ich, keiner von den Größten. Ich habe Böses gethan; aber auch viel Gutes. Einsmals, erinner ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches sich von der Heerde verirrt hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereyen und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützende Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen, fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort: denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmерlich würgtest, so dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

## I I.

## Die blinde Henne.

Eine blind gewordene Henne, welche des Scharrens gewohnt war, hörte auch blind noch nicht auf, fleißig zu

scharren. Was half es der arbeitsamen Narrinn? Eine andere sehende Henne, welche ihre zarten Füße schonte, wisch nie von ihrer Seite, und genoß, ohne zu scharren, die Frucht des Scharrens: denn so oft die blinde Henne ein Korn aufgescharret hatte, fraß es die Sehende weg.

Der fleißige Deutsche macht die Kollectanea, welche der wißige Franzose nützt.

## 12.

## Das beschützte Lamm.

Hilar, aus dem Geschlechte der Wolfshunde, bewachte ein frommes Lamm. Ihn erblickte Likodes, der gleichfalls an Haar, Schnauz und Ohren, einem Wolfe ähnlicher war, als einem Hunde, und fuhr auf ihn los. Wolf, schrie er, was machst du mit diesem Lamme?

Wolf selbst, versezte Hilar. (Die Hunde verkannten sich beide.) Geh, oder du sollst es erfahren, daß ich sein Beschützer bin!

Doch Likodes will das Lamm dem Hilar mit Gewalt nehmen; Hilar will es mit Gewalt behaupten; und das arme Lamm — treffliche Beschützer! — wird darüber zerrissen.

## 13.

## Die Wasserschlange.

Zeus hatte nunmehr den Fröschen einen andern König gegeben; anstatt eines friedlichen Klozes, eine gefräßige Wasserschlange.

Willst du unser König seyn, schrien die Frösche,

warum verschlingst du uns? Darum, antwortete die Schlange, weil ihr um mich gebeten habt. —

Ich habe nicht um dich gebeten, rief Einer von den Fröschen, den sie schon mit den Augen verschlang. Nicht? sagte die Wasserschlange. Desto schlimmer! so muß ich dich verschlingen, weil du nicht um mich gebeten hast.

## 14.

## Der Fuchs und die Larve.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreibende Larve eines Schauspielers. Welch ein Kopf! sagte der betrachtende Fuchs. Ohne Gehirn, und mit einem offenen Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwägers gewesen seyn?

Dieser Fuchs kannte euch, ihr ewigen Redner, ihr Strafgerichte des unschuldigsten unserer Sinne.

## 15.

## Der Geizige.

Ich unglücklicher! flagte ein Geizhals seinem Nachbar. Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, diese Nacht entwendet, und einen verdammten Stein an dessen Stelle gelegt.

Du würdest, antwortete ihm der Nachbar, deinen Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir also ein, der Stein sei der Schatz, und du bist um nichts ärmer.

Wär' ich auch schon nicht ärmer, erwiederte der Geizhals; ist ein anderer nicht um so viel reicher? Ich möchte rasend werden.

## Zeus und das Schaf.

Das Schaf musste von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus, und bat, sein Elend zu mindern.

Zeus schien willig, und sprach zu dem Schaf : ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen, und deine Füße mit Krallen rüsten?

O nein, sagte das Schaf; ich will nichts mit den reißen-  
den Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zeus fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach, versetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehässet!

Nun was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden, als der Bock.

Und gleichwohl, sprach Zeus, müßt du selbst schaden können, wenn sich Andere dir zu schaden hütten sollen!

Müßt ich das! seufzte das Schaf. O so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin : denn das Vermögen schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust schaden zu wollen; und es ist besser Unrecht leiden, als Unrecht thun. Zeus segnete das fromme Schaf; und es vergaß, von Stund an, zu klagen.

### Die junge Schwalbe.

Was macht ihr da? fragte eine Schwalbe die geschäftigen Ameisen. Wir sammeln Vorrath auf den Winter, war die geschwinden Antwort.

Das ist klug, sagte die Schwalbe; das will ich auch thun: und so gleich fieng sie an, eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Nest zu tragen.

Aber wozu soll das? fragte endlich ihre Mutter. «Wozu? Vorrath auf den bösen Winter, liebe Mutter; sammle doch auch! Die Ameisen haben mich diese Vorsicht gelehrt.»

O! laß den irdischen Ameisen diese Klugheit, versetzte die Alte; was sich für sie schickt, schickt sich nicht für bessere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holderes Schickfal bestimmt. Wann der reiche Sommer sich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieser Reise entschlafen wir allgemach; und da empfangen uns warme Sumpfe, wo wir ohne Bedürfnisse rasten, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erwecket.

### Das Schaf.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feyerte, und alle Thiere ihm Geschenke brachten; vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttinn. Warum verfaumt das fromme Schaf, uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort, und sprach : Zürne nicht, Göttinn! Ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die schon geührte Göttinn?

Ich! Ärmste, sprach es. Ich habe jetzt weder Wolle, noch Milch; was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!

In dem drang, mit des Hirten Gebete, der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein süßer Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die ersten Thränen geweint, wenn Thränen ein unsterbliches Auge beneßten.

## 19.

## Der Besitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sicher schoß, und den er ungemein werth hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er : Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! — Doch dem ist abzuhelfen, fiel ihm ein. Ich will hingehen, und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen. —

Er gieng hin, und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt, als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. «Du verdienest diese Zierrathen, mein lieber Bogen!» In dem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen zerbricht.

## Der Geist des Salomo.

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last und Hitze, sein Feld mit eigener Hand zu pflügen, und mit eigener Hand den reinen Saamen in den lockern Schoß der willigen Erde zu streuen. Auf ein Mal stand, unter dem breiten Schatten einer Linde, eine göttliche Erscheinung vor ihm da! Der Greis stutzte.

Ich bin Salomo, sagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. Was machst du hier, Alter?

Wenn du Salomo bist, versetzte der Alte, wie kannst du fragen? Du schicktest mich in meiner Jugend zu der Ameise; ich sah ihren Wandel, und lernte von ihr fleißig seyn und sammeln. Was ich da lernte, das thu ich noch.

Du hast deine Lektion nur halb gelernt, versetzte der Geist. Geh noch ein Mal hin zur Ameise, und lerne nun auch von ihr, in dem Winter deiner Jahre ruhen, und des Gesammelten genießen.

## Die Geschichte des alten Wolfes, in sieben Fabeln.

(Erste Fabel.)

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen, und fasste den gleißenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuße zu leben. Er machte sich also auf, und kam zu dem Schäfer, dessen Horden seiner Höhle am nächsten waren.

Schäfer, sprach er, du nennest mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur fatt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden seyn: denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich fatt bin.

Wenn du fatt bist? Das kann wohl seyn, versehete der Schäfer. Aber wann bist du denn fatt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg.

## 22.

## ( Zweyte Fabel.)

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweyten Schäfer.

Du weißt, Schäfer, war seine Aurede, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen, und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.

Sechs Schafe? sprach der Schäfer, das ist ja eine ganze Heerde! —

Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünf begnügen, sagte der Wolf.

Du scherzest, mehr als fünf Schafe opfer ich kaum im ganzen Jahre dem Pan.

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

Drey? zwey?

Nicht ein Einziges, war endlich der Bescheid; denn es

wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich durch meine Wachsamkeit mich sichern kann.

## 23.

## (Dritte Fabel.)

Aller guten Dinge sind drey, dachte der Wolf, und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht .ah, sprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrien bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie Unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein Schaf; so soll deine Heerde in jenem Walde — den Niemand unsicher macht, als ich — frey und unbeschädigt weiden können. Ein Schaf! welche Kleinigkeit! Könnte ich großmuthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?

O, über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund? sprach der Schäfer.

Was geht dich mein Alter an? Immer noch jung genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen.

Erzürne dich nicht, alter Isegrim! Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kommst. Deine ausgebissenen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr, nähren zu können.

## 24.

## ( Vierte Fabel.)

Der Wolf ward ärgerlich, fasste sich aber doch, und gieng auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu Nutze. Schäfer, sprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneinigt; und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber, anstatt deines verstorbenen Hundes, in Dienste nehmen willst; so steh ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen.

Du willst sie also, versetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beschützen.

Was meine ich denn sonst? freilich. — Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Horden aufnahme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb in's Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hause sicher zu seyn, — das halten wir Menschen —

Ich höre schon, sagte der Wolf, du fängst an zu moralisieren. Lebe wohl!

## 25. ..

## ( Fünfte Fabel.)

Wäre ich nicht so alt! knirschte der Wolf. Aber ich muß mich, leider, in die Seiten schicken. Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

Rennst du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deines Gleichen wenigstens, versezte der Schäfer.

«Meines Gleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin.»

Und wie sonderbar bist du denn?

«Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen, fressen; und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß mit todten Schafen. Ist das nicht loblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfunden, und nachfragen darf, ob dir nicht —»

Spare der Worte! sagte der Schäfer. Du müßtest gar keine Schafe fressen; auch nicht ein Mal todte, wenn ich dein Feind nicht seyn sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe friszt, lernt leicht aus Hunger franke Schafe für todte, und gesunde für franke ansehen. Mach auf meine Freundschaft also keine Rechnung, und geh!

## 26.

### (Sechste Fabel.)

Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen! dachte der Wolf, und kam zu dem sechsten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz? fragte der Wolf?

Dein Pelz? sagte der Schäfer. Läß sehen! er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.

«Nun, so höre, Schäfer; ich bin alt, und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttre mich zu Tode; und ich vermache dir meinen Pelz.»

Ey, sieh doch! sagte der Schäfer. Kommst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein, dein Pelz würde mich am Ende sieben Mal mehr kosten, als er werth wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen; so gieb mir ihn gleich jetzt. — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

## 27.

## (Siebente Fabel.)

O die Unbarmherzigen! schrie der Wolf, und gerieth in die äußerste Wuth. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödet; denn sie wollen es nicht besser!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder, und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen!

Da sprach der Weise von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf's Äußerste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!



---

## CONTES, APOLOGUES ET PARABOLES.

---

## I.

### Die Lilie und die Rose.

Sagt mir, ihr holden Tochter der rauhen, schwarzen Erde, wer gab euch eure schöne Gestalt? denn wahrlich von niedlichen Fingern seyd ihr gebildet. Welche kleine Geister stiegen aus euern Kelchen empor? und welch Vergnügen fühltet ihr, da sich Götinnen auf euern Blättern wiegten? Sagt mir, friedliche Blumen, wie theilten sie sich in ihr erfreuend Geschäft? und winkten einander zu, wenn sie ihr feines Gewebe so vielfach spannen, so vielfach zierten und sticchten. —

Aber ihr schweigt, holdselige Kinder, und genießt eures Daseyns. Wohlan! mir soll die lehrende Fabel erzählen, was euer Mund mir verschweigt.

Als einst, ein nackter Fels, die Erde da stand; siehe, da trug eine freundliche Schaar von Nymphen den jungenfräulichen Boden hinan, und gefällige Genien waren bereit, den nackten Fels zu beblümen. Vielfach theilten sie sich in ihr Geschäft. Schon unter Schnee und im kalten kleinen Grase fieng die bescheidene Demuth an, und webte das sich verbergende Weilchen. Die Hoffnung trat

hinter ihr her, und füllte mit kühlenden Düften die kleinen Kelche der erquickenden Hyacinthe. Jetzt kam, da es jenen so wohl gelang, ein stolzer, prangender Chor vielfarbiger Schönen. Die Zulpe erhob ihr Haupt, die Narzisse blickte umher mit ihrem schmachtenden Auge.

Viele andere Götterinnen und Nymphen beschäftigten sich auf mancherley Art, und schmückten die Erde, frohlockend über ihr schönes Gebilde.

Und siehe, als ein großer Theil von ihren Werken mit seinem Ruhm und ihrer Freude daran verblüht war, sprach Venus zu ihren Grazien also : Was faumt ihr, Schwestern der Anmut? Auf! und webet von euern Reizen auch eine sterbliche, sichtbare Blüthe. Sie giengen zur Erde hinab, und Aglaja, die Grazie der Unschuld, bildete die Lilie : Thalia und Euphrosine webten mit schwesterlicher Hand die Blume der Freude und Liebe, die jungfräuliche Rose.

Manche Blumen des Feldes und Gartens neideten einander; die Lilie und Rose neideten keine, und wurden von allen beneidet. Schwesterlich blühen sie zusammen auf einem Gefilde der Hora, und zieren einander: denn schwesterliche Grazien haben ungetrennt sie gewebet.

Herder.

## 2.

### Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte; versammelte er rathschlagend die Engel seiner Eigenschaften,

ten, die höchsten Wächter seines Reichs, um seinen vergangenen Thron.

«Erschaffe ihn nicht!» sprach der Engel der Gerechtigkeit; «er wird unbillig gegen seine Brüder, hart und grausam gegen den Schwächeren handeln.»

«Erschaffe ihn nicht,» sprach der Engel des Friedens. «Er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborene seines Geschlechtes wird seinen Bruder erwürgen.»

«Dein Heiligtum wird er mit Lügen entweihen;» so fuhr der Engel der Wahrheit fort, «und ob du ihm dein Bildniß selbst, der Treue Siegel, auf sein Antlitz prägstest.»

So sprachen die Engel aller Eigenschaften Jehovah's, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes und liebstes Kind, zu seinem Throne trat, und seine Knie umfaßte. «Bilde ihn,» sprach sie, «Vater, zu deinem Bilde, ein Liebling deiner Barmherzigkeit und Güte. Wenn alle deine Boten ihn verlassen; will ich ihn suchen, und ihm beistehen; und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Eben weil er schwach ist; will ich sein Herz mitleidig machen, und zum Erbarmen gegen schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und von der Wahrheit irret, wenn er die Billigkeit und Gerechtigkeit beleidigt; so sollen die Folgen seines Irrthums selbst ihn sanft zurück führen und liebreich beffern.»

Der Vater der Menschen erhörte sie, und bildete den Menschen. Ein fehlbar-schwaches Geschöpf; aber in seinen Fehlern selbst ein Zögling der Barmherzigkeit, der Sohn einer ihn nie verlassenden beffenden Liebe.

Erinnere dich deines Ursprungs, o Mensch, wenn du

gegen Andere hart und unbillig bist. Barmherzigkeit hat dich erwählt; nur Liebe und Erbarmung hat dir die mütterliche Brust gereicht.

Derselbe.

3.

Der Vogel unsterblicher Wahrheit.

In der Mitte des Paradieses standen die beiden wunderbarsten Bäume der Welt : der Baum der Erkenntniß und der Baum des Lebens. Von diesem zu essen war den Menschen erlaubt; von jenem zu kosten, war ihnen, um ihrer Kindheit Willen, verboten. Der einzige Phönix, damals der König des ganzen gefiederten Reiches, er nistete in diesen Zweigen, und aß von ihrer unsterblichen Götterspeise.

Lüstern trat Eva hinzu, und wollte kosten; als furchterlich auf dem Baume der geflügelte Zeuge der Wahrheit seine Stimme erhob und weissagete : « Betrogene, wo irreſt du hin? Was zu erblicken eröffnest du die Augen? Dich nackt zu sehen, wirſt du weise; dich arm zu fühlen, willſt du eine Göttin werden? — Aber Eva's Blick hieng an der täuschenden Frucht und an ihrem listigen Verführer; sie übertrat des Herrn Gebot, und hörte nicht auf des weissagenden Vogels Stimme.

Als über alle Geschöpfe der Tod kam, ward Phönix ausgesondert, auf ewige Seiten der schuldlose Zeuge des Paradieses zu werden. Zwar muſte auch Er mit allen Lebendigen den Sitz der Unſchuld räumen, wie die Verführten; König, der jetzt einander feindseligen Vögeln,

wollte er selbst nicht mehr seyn; seinen einst glücklichen, ruhigen Thron nahm jetzt ein Raubvogel ein, der blutgierige Adler. Auch die Unsterblichkeit konnte ihm fortan in der dictern vergifteten Lust der Erde nicht anders, als durch Verwandlung werden; aber durch die Verwandlung, die nach Jahrhunderten erst, und dann schnell und herrlich ihn wieder verjüngte. Wenn seine Stunde heran nahet; ist ihm vergönnt, in's Paradies zu fliegen. Vom Baume des Lebens und vom Baume der Erkenntniß bricht er sich da die durren, alten Zweige, in deren Flamme sich seine Glieder lösen. Die Zweige vom Baume der Weisheit bringen ihm Tod; die Flamme vom Baume des Lebens neue Jugend. Dann zieht er wieder in seine Wüste zurück, und trauert um das Paradies; der schöne, einzige, von unserer Welt selten gesehene, und noch seltner besorgte Vogel der unsterblichen Wahrheit.

Der selbe.

#### 4.

### Der Jüngling Salomo.

Zu seinem Liebling sprach einst ein gütiger König: « Bitte von mir, was du willst; es soll dir werden. » Und der Jüngling sprach bei sich selbst: « Warum soll ich bitten, daß es mich meines Wunsches nicht gereuen möge? Ehre und Ansehen habe ich schon; Gold und Silber sind das ungetreueste Geschenk der Erde. Um des Königs Tochter will ich bitten; denn sie liebt mich, wie ich sie liebe; und mit ihr empfange ich alles andre. Nicht nur Ehre und Reich-

thum, sondern auch das Herz meines gütigen Wohlthäters; denn er wird durch dieses Geschenk mein Vater. » — Der Liebling bat, und die Bitte ward ihm gewährt.

Als Gott dem Jünglinge Salomo zuerst im Traume erschien, sprach er zu ihm : « Bitte, was ich dir geben soll; und ich will dir's geben. » Und siehe, der Jüngling bat nicht um Silber und Gold, nicht um Ehre und Ruhm und langes Leben; er bat um die Tochter Gottes, die himmlische Weisheit, und empfing mit ihr, was er hätte je bitten mögen. Ihr also weihete er seine schönsten Gesänge, und pries sie den Sterblichen an, als die einzige Glückseligkeit der Erde. So lange er sie liebte, besaß er das Herz Gottes und die Liebe der Menschen; ja nur durch sie lebt er auch nach seinem Tode noch diesseits des Grabes.

Der selbe:

## 5.

### Salomo in seinem Alter.

Wollust, Reichthum und Ehre hatten Salomo in seinen männlichen Jahren so verblendet, daß er die Braut seiner Jugend, die Weisheit, vergaß, und sein Herz zu allen Bethörungen lenkte.

Einst, als er in seinem prächtigen Garten gieng, hörte er die Thiere sprechen (denn er verstand die Sprache der Thiere), und neigte sein Ohr, zu hören, was sie sagten. « Siehe, » sprach die Lilie, « den König; er geht mich stolz vorüber, und ich, Demuthige, bin herrlicher als Er. » —

Und der Palmbaum webte seine Zweige und sprach : « Da kommt er , die Bedrückung seines Landes , und dennoch singen sie ihm , daß er ein Palmbaum sey. Wo sind denn seine Früchte , seine Zweige , womit er Menschen erquidt ? » Er gieng weiter , und hörte die Nachtigall singen zu ihrer Geliebten ; « wie wir uns lieben , so liebt Salomo nicht , so wird er von keiner seiner Buhlerinnen geliebt . » — Und die Turteltaube gurrte zu ihrem Gatten : « Von seinen tausend Weibern wird keine ihn betrauern , wie ich dich klagen würde , mein Einziger . » Zürnend beschleunigte der König seinen Schritt , und kam zu dem Neste des Storches , der seine Jungen erzog , und sie mit seinen Schwingen aufsäeng , da er sie fliegen lehrte . « Das thut , » sprach der Storch zu seinen Jungen , « der König Salomo seinem Sohne Rehabeam nicht ; darum wird auch sein Sohn nicht gedeihen ; Fremde werden herrschen in dem , was er baute . » — Da entwich der König in seine innerste Kammer , und war still und traurig .

Und als er so im tiefen Nachdenken saß , siehe , da trat die Braut seiner Jugend , die Weisheit Gottes , unsichtbar vor ihm , und berührte sein Auge . Er fiel in einen tiefen Schlaf , und sah ein trauriges Gesicht der künftigen Tage . Er sah durch die Antwort seines unweisen Sohnes sein Reich zertheilt ; in zehn abgefallenen , von ihm unterdrückten Stämmen herrschte ein Fremder . Verfallen sah er seine Häuser ; seine Lustgärten durch ein Erdbeben versunken ; die Stadt verwüstet ! das Land verheert , und den Tempel Gottes in Brände .

Erschrocken fuhr er aus dem Schlaf empor , und siehe ,

da stand mit weinendem Auge die Freundinn seiner Jugend sichtbar vor ihm, und sprach : « Du hast geschen, was nach diesem geschehen wird, und zu allem diesem hast du den Grund gelegt. Es steht nicht mehr in deiner Macht, das Vergangene zu ändern : denn du kannst dem Strome nicht gebieten, daß er sich wende zu seiner Quelle ; noch deiner Jugend, daß sie zurück kehre. Deine Seele ist ermattet, dein Herz erschöpft, und ich, die Verlassene deiner Jugend, kann deine Gespielinn nicht mehr seyn im Lande des irdischen Lebens. » Sie verschwand mit einem mitleidigen Blicke, und Salomo, der seine Jugend mit Rosen bekränzt hatte, schrieb in seinem Alter ein trauriges Buch von der Eitelkeit aller menschlichen Dinge auf Erden.

Der selbe.

## 6.

### Mirza.

Der fromme Mirza war Richter in einer der großen Provinzen, die sich längs den Ufern des Ganges hinstrecken. Viele waren der Menschen, die bei ihm Schutz suchten gegen das Unrecht der Gewaltigen. Seiner Seele war das Unrecht ein Greuel : ihn ekelte vor der Mühe, die verschlungenen Gänge des Bosserwichts zu verfolgen, um ihre Schlingen zu entdecken ; und selbst wenn er die unterdrückte Wittwe in ihrer Hütte geschützt hatte, aus welcher die Raubgier sie verstoßen wollte ; selbst wenn er dem hilflosen Waisen wieder zum Erbe seiner Ahnherren verhalf, war Mirza's Seele nicht froh, weil die Welt mit allen ihren Reichthümern ihm zum Ekel war.

Jede Woche stieg er zwey Mal auf einen hohen Berg, wo er in Gebeten und hohen Betrachtungen seine Seele wieder reinigte, daß kein Flecken der irdischen Sorgen zu sehr ihre Reinheit trüben möchte.

Einst war der Zulauf der Klagenden zu groß, die geheimen Gänge der Betrüger zu versteckt, sieben Tage mußte er harren unter dem unheiligen Volke; mit jeder neuen Sonne wachten seine Sorgen, wie er die Fücke des Betrügers an den Tag bringen möchte, mit ihm auf; sieben Mal fand die Mitternachtsstunde ihn noch sorgend auf seinem Lager. Endlich da die achte Sonne aufstieg, fand er, wie in einem Morgenschlummer, die lang gesuchte, tief verborgene Wahrheit. Er eilte auf seinen Richtersthul, und sein Ausspruch entwaffnete die beschämte Bosheit.

Ermüdet riß er sich los von dem Danke der geretteten Unschuld, und eilte auf seinen heiligen Berg.

Da warf er sich nieder auf sein Antliz und rief : Ach, Ormuzd, Vater des Lichts, was hat denn Mirza verbrochen, daß du ihn unter dies unreine, lasterhafte Geschlecht gesetzt hast? Sieben Tage lang war meine Seele gebunden an die Schatten der Finsterniß. Sieben Tage lang konnte ich kaum meine Augen aufheben zu dir! O Vater alles Guten und Reinen, willst du mich Einsamen ganz verlassen in der Wüste ohne Wasser?

So betete er, und lag weinend auf seinem Antlize. Da rief ihm eine Stimme zu und sprach : Mirza, sieh auf! Mirza sah auf, und vor ihm stand eine Gestalt, wie die Gestalt eines Jünglings in einem weißen Gewande. Und der Jüngling sprach : Mirza, du kennst mich nicht, denn

du hast mich noch nie gesehen. — Nie, Herr, sprach Mirza. — Ich bin dein Schutzengel. Ich begleite dich, wo du hingehst; ich stehe bei dir, wenn du den Ormuzd auf dem heiligen Berg anbetest; ich sitze bei dir auf dem Richtersthule, und öffne dir die Augen, zu sehen die richtige Bahn des Rechts; ich habe dir heute in dem Morgen schlummer das Räthsel der Bosheit entdeckt. Wie ihr hinab seht auf das Gras der Felder, und euch freut, wenn die Strahlen des Lichts den jungen Keim heraus locken; so sieht Ormuzd und die Geister um seinen Thron auch mit Lust den Gerechten unter den Menschenkindern, Recht thun im Erdenleben: Darum halte du nichts gering, was lieblich ist in dem Auge des Vaters des Lichts. Damit aber deine Seele nicht ermüde unter den Sorgen des dursf tigen Lebens, das deiner Seele nicht genügt, nicht genügen kann, darum hat Ordmuzd mir befohlen, dir die Augen zu öffnen, daß du mich siehst, und erkennest, daß die Geister des lebendigen Gottes es nicht zu gering achten, mit dir zu wandeln den Gang des Lebens, und zu arbeiten im Staube, bis es Zeit ist, daß auch du wohnest in den Hütten des reinen Lichtes.

Seit dem sah Mirza immer den himmlischen Jüngling an seiner Seite. Und nun wurde ihm das Erdenleben leicht; denn er fühlte, daß es Seligkeit ist, den Willen Gottes zu thun, sey's im Staube, sey's am Stuhle des Ewigen.

Freund, wenn es dir bange wird in dem Erdenleben, wenn du dich sehnst nach dem reinen Lichte; so müssest du immer den himmlischen Begleiter sehen, und dich durch ihn verwandt fühlen mit deinem Gott! Schloßer.

## Das Geschenk des Bramen.

Sakontala, die liebenswürdigste und geliebteste aller Königinnen, die jemals Indiens Thron zierten, die holde Gattin des edlen Fürsten Wikrama, feyerte einstmahls den fröhlichen Tag ihrer Geburt. Und die Freude erscholl in den Hütten und Palästen des ganzen Landes, aber lebendiger und zarter tönte ihr Laut in jeglichem Herzen.

Denn das Antlitz der Königin war schön und sanft, und der Blick ihres Auges strahlte milde und lieblich, wie die Abendsonne, wenn sie hinter das Gebirge sich neiget, und den Thau und die Kühlung hernieder sendet, und die Berg' und Thäler feuchtet von oben her.

Also war auch das Antlitz Sakontala's. Darum schauten Indiens Bewohner kindlich zu der unvergleichlichen Fürstinn empor mit Liebe und Dank, und brachten kostliche Gaben allerley Art, die schönsten Gewächse des Landes, und Salben und Gold und Edelsteine; Andere aber flehten Segen von Braman.

Siehe, da trat zu den Feyernden, die sich in den Thoren der Fürstinn versammelt hatten, auch ein Braman, der trug in seinen Händen ein Körblein von Binsen geflochten, und einfaches Moos bedeckte den Rand des Körbleins.

Da sprachen die Diener des Hofs, die in den Hallen standen: Wird sich der Braman dem Glanz des Thrones nahen mit seinem Körblein von Binsen geflochten und mit krauslichem Moose verbrämt? . . .

Aber der Brame nahete sich freymüthig, und stellte das Körblein zu den Füßen Sakontala's und sprach: siehe, du freundliche Herrscherin und Mutter deines Volkes, diese Binsen des Körbleins, und das zarte Moos der Hügel, und diese einfachen Blümchen sind jenem fernen Thale an der äußersten Gränze deines großen Gebiets entsprossen, wo dein Fuß wandelte, als noch der erste Lenz des Lebens dir lächelte.

Also redete der Brame, und das Körblein stand zu den Füßen Sakontala's.

Da neigte die Königin ihr Antlitz, und schaute auf das Körblein und auf die Blümchen, die es erfülleten. Und sie lächelte hernieder voll Anmut auf die Blumen des Thales ihrer Jugend.

Der Brame aber kehrte in das einsame Thal zurück, und die Herrlichkeit des Feldes dünkt ihm schöner; denn er hatte das lächelnde Antlitz Sakontala's gesehen.

Also wagt es der Dichter an den Ufern der Ruhr und des Rheinstroms, der allverehrten und allgeliebten Königin einige einfache Blümchen seines Geistes und Herzens zu weihen.

Denn entsprossen sie nicht dem Thale des treuherzigen Landes, wo Luise einst wandelte, und wo ein biederer Völkchen ihren Namen mit Liebe und Ehrfurcht nennt?

O, möchte auch Louise's Lächeln die kleine Gabe zum Korbchen des Bramen heiligen!

K r u m m a c h e r.

## Der Edelstein.

Sakontala, die schönste und liebenwürdigste unter den Königinnen Indiens, feyerte den Tag ihrer Geburt mit stillem Gebete zu Brama; denn es hatte ein furchtbarer Krieg das Land verheert, und der Herrscher Indiens, ihr Gemahl, war ferne von ihr im Gewühl der Schlachten. Aber, was ihren Schmerz noch herber machte, viele der Getreuen des Landes waren im Streite gefallen, und andere Diener des Königs, obwohl er sie mit Wohlthaten und Ehre gekrönet hatte, waren abtrünnig und im Undank und der Feigheit ihres Herzens offenbaret worden zur Zeit der Gefahr. Darum weinte Sakontala im Stillen, und der Tag ihrer Geburt war ihr wie ein Tag des Todes.

Da trat der dienenden Frauen Eine herein zu der trauernden Fürstinn, und sprach : Siehe, der Brame ist da, so dir die Blume seines Thales überreicht.

Aber Sakontala seufzte, und sprach : Wie könnten Blumen mein zerrissen Herz erfreuen, und mir ein Schmuck seyn zu meinen erblaschten Wangen? Jedoch, sagte darauf die holde Königin : — führet ihn zu mir, damit ich aus seiner Gabe erkenne, daß in meinem Kummer die Liebe treuer Einfalt mir bleibt.

Der alte Brame kam und verneigte sein Angesicht, und sprach : Siehe, du freundliche Herrscherinn und Mutter deines Volkes, deine Leiden haben dir nicht die Herzen der Bewohner des Thales entfremdet, wo du einst wandeltest,

als noch der erste Lenz des Lebens dir lächelte; denn der Wechsel des wankelmüthigen Glückes mag die Bande treuer Liebe nicht lösen; wohl schlingt er sie fester. — Doch Blumen bringe ich dir nicht. Sie sind zertreten in unserm Thale, aber sie werden schöner aufblühen, wenn Brama nach dem Sturm den Lenz hernieder sendet. Ich bringe dir das Kostlichste, was unser Thal erzeugte — einen Edelstein, so schön als jemals Indien einen sah.

Die unvergleichliche Herrscherinn blickte schweigend und voll Verwunderung auf den Bramen.

Er aber redete ferner und sprach: Blumen weihete ich dir, als noch auf deinem schönen Antlitz der jugendliche Glanz ungetrübter Freuden blühete. Aber Brama hat dir Leiden gesendet; ich sehe deine Wange umhaucht von der Blässe des stillen Kummers; ich wußte, daß du mit Thränen den Tag deiner Geburt begrüßen würdest. — Schönen Seelen sind sie ein Thau des Himmels, der ihre Blüthe vollendet. — So heiligt Brama seine Lieblinge! Siehe, darum bring ich dir nun das Edelste, was die Natur erzeugt.

So sprach der Bramen und setzte mit freundlicher Chrfurcht ein Kästchen von Ebenholz zu den Füßen Sakontala's. Herrlicher strahlte das edle Geestein in der funkelnden Umfassung.

Da neigte die Königin ihr Antlitz, und schauete auf das Kästchen und den edlen Stein, der es mit seinen Strahlen erfüllte. Und eine helle Thräne sank von ihren Wangen hernieder.

Der Bramen aber kehrte in das einsame Thal zurück,

und wandelte still und voll Wehmuth; denn er hatte die Thränen Sakontala's gesehen.

Der selbe.

9.

Still und voll Wehmuth wandelte der Brame in seinem einsamen Thale, und gedachte der geprüften duldenden Fürstinn; siehe, da erhob sich von neuem ein furchtbarer Krieg. Der gewaltige Verderber brach auf von Abend her mit seiner wilden Heerschaar, das Land gegen Morgen zu verwüsten. Und was er mit Schmach und Hohn begann, gelang ihm; aber die Menschheit erseufzte.

Da flehete der Greis Tag und Nacht zu Bramia für Wikrama, den Gerechten, und für Sakontala, die holdselige Fürstinn. Aber sein Gebet ward nicht erhört, und das Getümmel des Krieges wälzte sich wie ein Strom bis an das Thal des Braminen, und das Land erlag unter der Geißel des Drängers.

Da floh der Brame trauernd in das wilde Gebirg, und wohnte zwischen den Felsen mehrere Jahre lang. Plötzlich erscholl rings umher aus der Ferne ein freudiges Getön von Siegesjubel und Friedensgesängen mit Cymbalen und Drommeten.

Da neigte sich der Greis mit seinem Angesichte zur Erde und betete an, stand auf und salbte sein Haupt, und sprach: Ehe denn ich sterbe, muß ich den Sieg der Gerechten und das Antliz der Königin schauen!

Darauf füllte der Brame von neuem sein Körbchen mit den schönsten Frühlingsblumen des Thals, und be-

deckte es mit den jungen Sproßlingen des Öhl- und Palm- baumes und dem duftenden Laube der zarten Myrthe. Nun wandte er eilends sein Angesicht zur Königsstadt, und wandelte schweigend zwischen den jauchzenden Scharen des Volkes.

Als er nun in die Thore des Palastes trat, da erheiterte sich das Angesicht des Greises, und er that seinen Mund auf, und sprach zu den Dienern des Königs : geleitet mich zu der Königinn, daß ich mein Opfer ihr bringe. Ich habe seit sieben Jahren die Welt nicht gesehen.

Da er diese Worte geredet, sahen die Diener ihn an, und sie verstummen und weinten. Der Bräne aber sprach : Was weinet ihr, und wie ist euer Angesicht verwandelt?

Da antworteten die Diener und sprachen : Bist du denn ein Fremdling auf Erden, daß du allein nicht weißt, was geschehen ist? — Und sie führten ihn zu dem Grabe der Fürstinn. Siehe, sprachen sie, ihr Herz ist gebrochen! — Und sie vermochten nicht mehr zu reden, und weinten.

Da verklärte sich das Angesicht des Greises, und sein Auge glänzte wie eines Jünglings, und er erhob sein Haupt und sah auf gen Himmel, und sprach : Seh' ich nicht Brama's Thron und den Glanz des ewigen Lichtmeers, das ihn umschwebt! und Sakontala ruhet vor ihm auf des Morgenroths duftigem Gewölk, und blicket hernieder. — Des versöhnnten Vaterlandes reinstes Opfer strahlet sie nun als Priesterinn des himmlischen Friedens. — Verklärte, sieh, auch jetzt noch weih' ich dir die irdischen Blumen. —

Darauf schwieg der Greis, und neigte sein Angesicht

über das Grab und die Blumen. Da erhob sich ein lindes  
Säuseln; und Bramia lösete seine Seele.

Derselbe.

IO.

### Der blühende Weinstock.

Samuel, der Richter und Hochmeister in Israel, besuchte eines Tages die Schule der Propheten zu Giboa, die er selbst gestiftet hatte, und es erfreuten ihn die Fortschritte in mannichfältiger Weisheit und in der Kunst des Saitenspieles und Gesanges.

Auch war unter ihnen ein Jüngling Nahmens Adoniah, der Sohn Milcha. Und Samuel hatte Wohlgefallen an dem Knaben. Denn er war bräunlich und schön von Angesicht, dazu der Ton seiner Stimme voll Kraft und lieblich. Aber seine Seele war voll Troz und eiteln Wahnes, weil er es den andern zuvorthat in Weisheit und künstlichem Nachsinnen. Dazu dünkt er sich verständiger denn sieben Weise, und gebehrdete sich hochmuthig gegen seine Lehrer, und seine Lippen waren voll hoher Worte und Einbildung.

Da jammerte den Richter in Israel des Knaben Adoniah, denn er liebte ihn vor andern, weil er voll Geistes war, und von schöner Gestalt. Deshalb sagte Samuel: Der Geist Gottes hat den Knaben zu einem Propheten in Israel ersehen. Aber er verdirbt es selber. Und er führte den Jüngling hinaus in das Gebirge in einen Weinberg, der da liegt gen Ramah. Und siehe, es war die Zeit, da der Weinstock blühet.

Da erhob Samuel seine Stimme, und sprach : Adoniah, was siehest du? Und Adoniah sprach : Ich sehe einen Weinberg, und es umwehet mich ein lieblicher Geruch der Blüthe des Weinstocks, der sich in die Ferne verbreitet.

Da sprach Samuel : Eritt hinzu, und beschau die Blüthe des Weinstocks.

Und der Jüngling trat hinzu, und sprach : Es ist ein zartes Blümlein unansehnlich von Farbe, und demüthig von Gestalt. —

Da antwortete Samuel, und sprach : Und dennoch bringt es hervor eine Frucht Gottes, zu erfreuen des Menschen Herz, und seine Gestalt zu erneuen, daß sie schön werde. Adoniah, so ist das edelste Gewächs des Weinstocks zur Zeit seiner Blüthe, ehe es die kostliche Frucht bringt. — Gedenke auch du des Weinstocks in deiner blühenden Jugend! —

Und Adoniah, der Sohn Milcha, nahm alle diese Worte Samuels zu Herzen, und gieng von nun an einher voll stillen und sanftmüthigen Geistes.

Da lichteten die Menschen Adoniah, und sprachen : Der Geist Gottes ist über den Jüngling gekommen.

Adoniah aber nahm zu an Weisheit und Anmut, und ward ein Mann wie der Hirt von Thekoah, und wie Jesajah, der Sohn Amoz, und sein Name ward gepriesen in ganz Israel.

Der selbe.

## Der Rhein.

Als im Beginn der Zeit die Natur die Berge gegründet, und das Becken des Meeres ausgehöhlt hatte, trat sie aus ihrem Wolfenzelt zum Gotthard, und sprach : Es geziemt sich, daß sich zum Großen das Gute, und zum Starken der ferne Wirkungskreis geselle. Du stehst fest, aber ich will dir einen Sohn geben, der deine Kraft und deinen Segen, den du dem Himmel entnimmst, in die Ferne trage !

Sie sprach es, da quoll aus dem Berge der Rhein.

Fröhlich und frey, voll Kraft und Muth, wallte der junge Strom das Gebirg hinab. Spielend stürzt er sich in den Bodensee ; aber der See fesselt ihn nicht. Die Wellen des Sees thaten sich von einander; ungeschwächt und in eigenthümlicher Gestalt kam der Strom empor, und setzte seine Bahn fort; denn er war ein Sohn der Natur, und auf dem Gebirge geböhren.

Er war Jüngling und erfohr sich seine Bahn. Die edle Natur irrt nicht in ihrer Wahl. Sie erfieset das Große und das Gute. — Er grub sich selbst seinen Weg durch Felsen und Gebirge. Sie übten und mäßigten die Fülle seiner Tugendkraft. Dafür begrenzten auch Rebengebirge den Pfad des Jünglings.

Herrlich war seine Laufbahn. Hundert Ströme und

zahllose Bäche begleiteten ihn, und vermischten ihre lieblichen Wellen mit seinen kraftvollen Fluthen; denn das Göttliche zeucht an sich das Edle, und das Hohne strebt sich zu vereinen mit dem Höchsten.

Männlich und ruhiger ward nun sein Gang. Stiller floß er dahin, aber nicht schwächer. Die Strenge des Winters wollte mit ewigen Fesseln ihn binden. Er zerriß sie, wie man Fäden zerreißt. — Er hatte die Kraft seiner Jugend geübt, und Felsen zerrissen.

Sein Strom glich nun einem geglätteten Spiegel. Nicht die fröhliche Rebe, die Frucht der Gebirge, aber segenreiche Kornfelder umgaben ihn; sein Rücken trug Schiffe und Flöße. — So gebieret die stillere Kraft auch das Nützliche zu dem Schönen.

Er nahete sich nun dem Ziele seiner Laufbahn. Da theilte die Natur ihn in vielfache Ströme, die man mit andern Nahmen benennt. Den Nahmen Rhein nennt man nur, wenn man von seiner Größe und seinen Segnungen redet.

So bleibt auch der ruhenden Kraft ihre Würde.

Derselbe.

I 2.

Die Nahmen Gottes.

Als Alexander, Philippus Sohn, zu Babylon war, ließ er aus jeglichem Lande und Volke, die er überwun-

den hatte, einen Priester kommen, und versammelte sie allesamt in seinem Palaste. Darauf setzte er sich auf seinen Thron, und fragte sie — es war ihrer aber eine große Zahl — und er sprach : Wohlan, saget mir, erkennet und verehret ihr ein höchstes Wesen ? Da verneigten sich die Priester allzumal, und sprachen : Ja !

Und der König fragte weiter : Mit welchem Nahmen nennet ihr dasselbe ? Darauf antwortete der Priester aus Indien : Wir nennen es Brama, das heißt das Große ! Der Priester aus Persien : Wir nennen es Ormus, das heißt das Urlicht ! Der Priester aus Iudäa : Jehova Adonai, den Herrn, der da ist, war und seyn wird. — Und so hatte ein jeglicher Priester ein eigenes Wort und einen besondern Nahmen, womit er das höchste Wesen benannte.

Da ergrimmte der König in seinem Herzen, und sprach : Ihr habet nur einen Herrscher und König ; so sollt ihr auch fortan nur einen Gott haben. Zeus ist sein Nahme.

Da wurden die Priester sehr betrübt ob der Rede des Königs, und sprachen : Mit dem Worte, das wir genannt haben, nennet ihn unser Volk von Jugend auf. Wie sollen wir das ändern ?

Der König aber zürnte noch mehr. Da trat ein alter Weiser mit grauem Haupte hervor, ein Bramin, der ihn nach Babylon begleitet hatte, dieser hub an und sprach : Der König, mein Herr, erlaube, daß ich zu den Versammelten reden möge !

Darauf wandte er sich zu den Priestern, und fragte : Leuchtet auch bei euch allen das himmlische Gestirn des Tages, die Quelle des irdischen Lichts ?

Die Priester verneigten sich allesamt, und sprachen:  
Ja!

Da fragte der Bramin sie, einen nach den andern: Wie nennt ihr dasselbe? Und ein jeglicher nannte ein anderes Wort und eigenen Nahmen seines Landes und Volkes. Da sprach der Bramin zu dem König: Sollen sie nicht fortan das Gestirn des Tages mit gleichem Worte benennen? Helios ist sein Nahme.

Bei diesen Worten ward der König voll Schaam, und sprach: Lasset sie einen jeglichen sein eigenes Wort gebrauchen. Ich sehe wohl, daß das Bild und Zeichen noch nicht das Wesen ist.

Derselbe.

### 13.

#### Thamyris.

Zu den Schülern des göttlichen Plato gesellte sich ein junger Dichter, begabt mit schöpferischem Geist und herrlichen Anlagen. Seine Gesänge wurden gelesen von allen, die ihn kannten, und Hellas versprach sich von ihm einen andern Sophokles und Pindarus.

Aber ihn betäubte das Lob der Menge, und es blähete ihn auf, also daß er verächtlich redete von Hesiodus und Aschylus und andern Meistern des Gesanges.

Dieses schmerzte den göttlichen Weisen, und er wünschte die Seele des eiteln Jünglings zu heilen. — Ich würde mich, sprach er, um das Vaterland verdienter machen, als wenn ich ihm eine Provinz gewonne. Denn die heilige Dichtkunst ward dem Menschen gegeben, ihn über-

die Erde zu erheben. Aber, sie ist nicht das Eigenthum  
franfer Seelen. —

In einem Frühlingsabend trat der junge Dichter zu  
Plato, als er in dem Garten des Akademus einsam wan-  
delte. Der Jüngling redete den Weisen an, und sprach :  
Ich habe nun beinah mein Gedicht vollendet, das Hellas  
entzünden und mir den ewigen Lorbeer erwerben soll !

Ich wünsche dir Glück, antwortete Plato, wenn es dir  
gelang. —

Und wie sollt' es nicht? erwiederte hastig der Jüngling.

Plato sagte darauf : Die Gabe des Gesanges, mein  
Lieber, kommt von den Göttern, so verleihen sie auch das  
Gelingen. Du aber scheinst nicht an sie, sondern nur  
allein an dich selber zu denken.

Der Jüngling : Ich fühle die Gottheit in mir.

Plato : Besser, du fühltest dich in der Gottheit.

Der Jüngling : Ist denn beides nicht einerley.

Plato : Keineswegs. Jetzt redest du nur von dir,  
und denfst und glaubest allein an dich und deine Kraft.  
In dem andern Fall würdest du schweigen und singen.  
Menschenruhm und das Lob der Menge ist dein erstes  
Streben. Das Heilige, mein Theurer, sollte dem Irdischen  
vorgehn.

Der Jüngling : Ich verstehe dich nicht, Plato.

Plato : Ich will mit dem Vater der Sänger und  
Seher zu dir reden. Willst du ihn, wie ich höre, auch  
nicht für den Unerreichbaren gelten lassen; so ist er doch  
der Ältere, und es ist die Pflicht des Jüngern, die Alten  
zu hören.

Der Jüngling : Wohl! ich laß es mir gesallen,  
obwohl er mir nie das Muster des Höchsten werden wird.  
Aber rede.

Plato : Er lehret uns doch manche Weisheit in seinen alten Sagen, die du nicht verschmähen wirst. Wohlan, vernimm eine derselben.

Plato führte den Jüngling in eine duftende Laube; sie setzten sich, und der Weise erzählte :

Thamyris, der liebliche Sänger Thraciens, kam zum König Eurytos von Ochalien, der ihn herrlich belohnte für seinen Gesang, und ihn ehrte als einen Liebling der Musen. — Aber das königliche Lob und der glänzende Lohn verdarben den trefflichen Sänger. Denn sich vermeßend prahlte er laut, zu siegen im Liede, und sangen auch selber gegen ihn die Musen.

Die Musen, die damals noch unter den Sterblichen wandelten, begegneten ihm auf seinem Wege, und ahndeten seine Vermeßtheit. Sie straften ihn mit Blindheit, und, ach! sie nahmen ihm auch die holde Gabe des Gesanges, und die Kunst der tönenenden Harfe.

Wie vermochten die Götter, fragte der Jüngling, das Göttliche, das sie dem Sänger verliehen hatten, sich selbst widersprechend, in ihm zu vernichten?

Nicht sie, antwortete Plato, — er selbst vernichtete es. Mit seinem Dünkel begann seine Blindheit und seine Strafe. — —

Aber höre, fuhr der Weise fort, was ferner die alte

Sage hinzu fügt. — Die Musen vernichteten das Göttliche nicht; sie ließen die Seele des Thamyris in eine Nachtigall übergehn.

Hörst du sie dort in den Platanen? — Kennest du die Lieblinginn der Musen? Ihre Gestalt ist die einfachste und schmuckloseste; sie verbirgt sich in dem dunkeln Gebüsch und läßt am liebsten in stiller Nacht ihren melodischen Gesang ertönen. Sie weiß es nicht, daß sie die Seele eines Thamyris in ihrem zarten Busen trägt.

Plato schwieg und horchte dem Gesange der Nachtigall. Der Jüngling stand auf, und verließ den göttlichen Weisen mit erbitterter Seele, und, die Lehren der Natur und Weisheit verschmähend, kehrte er niemahls in die Gärten des Akademus zurück.

Aber der Nahme des Jünglings wird auch nicht genannt unter den hellenischen Sängern.

Der selbe.

14.

### Das Thiergesetz.

Zu einem mächtigen Beherrschер des Morgenlandes trat eines Tages seine königliche Gemahlinn, weinend vor Zorn, und Rache erschend, gegen einen Verbrecher und Beleidiger fürstlicher Majestät. Siehe, sprach sie, der Freyler brachte mir einen Schmuck von Edelsteinen; aber das Gestein ward falsch besunden. Schon büßet er seinen Zug im finstern Kerker, aber mit dem Leben soll er die Unthat entgelten, ich schwöre es bei meinem Eigenen.

Ich verlange, daß du, o König, ihn zum Löwenkampf verdamnest.

Ach, laß uns nicht in Leidenschaft richten, erwiederte der Monarch. Denn wie könnte dem Zorne das Recht begegnen? Einem Fürsten des Volks geziemet, frey zu seyn von jeglicher Leidenschaft. Ist er nicht des Höchsten Bild und Statthalter?

Zürnet denn nicht auch Gott im Wetter? fragte die Königin.

Nicht doch, antwortete der König, er thut Wohl auch im Wetter. Ach, meine Geliebte, der Mensch denkt und bildet sich den Ewigen nur zu gerne nach seinem eigenen Bilde.

Die Königin aber erzürnte noch mehr, und sprach: Auch Gott hasset und straft den Verbrecher; und er gab nicht umsonst den Königen das Schwert. Ich will nun, daß dem Freyler sein Recht widerfahre. Sein Tod ist ihm verkündet. Es ist keine Änderung!

Wohlan denn, sagte der König, es sey so! Am morgenden Tage!

Als nun am andern Tage die Stunde erschien, und die Drommeten und Pauken das blutige Schauspiel ankündigten, erhob sich die Königin mit prächtigem Gefolge, und lehzte sich im Herzen an dem Triumph ihres Zornes; denn die Rache ist dem erhitzten Gemüthe wie ein fühlendes Läbsal.

Der Herold öffnete die Schranken, und zitternd stand der Verbrecher, und die Drommeten und Pauken ertönten von neuem.

Siehe, da kam statt des Löwen ein weißes frommes Lamm, und nahete sich vertraulich dem zitternden Manne. Aber die Pauken und Drommeten schwiegen, und es begann ein süßes Getön der Harfen und Flöten, und das Lamm schmiegte sich zu den Füßen des zitternden Mannes, und schauete zu ihm hinauf.

Da blickte die Königin zu ihrem Gemahl hin, und erörthete : Der König aber sprach : Dein Blick, meine Geliebte, giebt mir Zeugniß, daß ich das Vergeltungsrecht geübt habe. Er, der dich täuschte, ist getäuscht worden, und dir wird statt des Unedlen das Edle gewähret! Die Röthe deiner Wangen, die mir schöner dünktet, als der fürstliche Purpur, der dich schmücket, lohnet auch mir; denn dein Antlitz zeuget mir, daß ich als Ebenbild und Statthalter des Höchsten gehandelt habe! —

Darauf verkündeten die Drommeten das Ende des Schauspiels, und das Volk rief : Heil unserm König und der Königin!

Der selbe.

15.

#### PASTORALES.

### Die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges.

In der ersten Jugend der Tage, da die wenigen Bedürfnisse der Unschuld, und die Natur unter den noch unverdorbenen Menschen die jungen Künste erzeugten, da lebte ein Mädchen; in denselben Tagen war keines so schön, keines war so zärtlich gebildet, die Schönheiten der

Natur zu empfinden; Freudenthränen begrüßten das Morgenroth und die schöne Gegend, und Entzücken das Abendroth und den Schimmer des Monds. Damals war der Gesang noch ein regelloses Tauchzen der Freude. So bald der frühe Hahn von der Hütte rief, daß der Morgen da sey; denn da hatte sie sich zur Freude schon gesellige Thiere mit Speise vor die Hütte gewöhnet; dann gieng sie unter ihrem schützenden Dach hervor, ein Dach von Schilf und Tannästen, an den Stämmen nahe stehender Bäume befestigt; da wohnte sie im Schatten, und über ihr, in den dick belaubten Ästen, die singenden Vögel. Sie gieng dann hinaus, die Gegend zu sehen, wie sie im Thau glänzt, und den Gesang der Vögel im nahen Hain zu behorchen. Entzückt saß sie denn da, und horchte, und suchte ihren Gesang nachzulallen. Harmonischere Zöne flossen jetzt von ihren Lippen, harmonischer, als noch kein Mädchen gesungen hatte; was ihre liebliche Stimme von eines jeden Gesang nachahmen konnte, ordnete sie verschieden zusammen. Ihr kleinen frohen Sänger, so sprach sie mit singenden Worten, wie lieblich tönt euer Lied von hoher Bäume Wipfeln, und aus dem niedern Strauch! Könnt' ich dem glänzenden Morgen so lieblich wechselnde Zön' entgegen singen. O! lehrt mich die wechslerden Zöne, dann sing' ich mein sanftes Entzücken mit euch dem frühen Sonnenstrahl. So sang sie, und unvermerkt schmiegten ihre Worte sich harmonisch in süß-tonendem Maß nach ihrem Gesange; voll Entzücken bemerkte sie die neue Harmonie gemessener Worte. Wie glänzt der gesangvolle Hain! so fuhr sie erstaunt fort, wie glänzt die Gegend

umher im Thau'! O du, der dieses alles schuf! wie bin ich entzückt! Jetzt kann ich mit lieblichern Tönen dich loben, als meine Gespielen. So sang sie, und die Gegend behorchte entzückt die neue Harmonie, und die Vögel des Haines schwiegen und horchten.

Alle Morgen gieng sie jetzt, die neue Kunst zu üben, in den Hain; aber ein Jungling hatte sie lange schon in dem Hain behorcht; entzückt stund er dann im duftenden Busch', und seufzt' und gieng tiefer in den Hain, und sucht' ihr Lied nachzuahmen. Einsmals saß er staunend unter seinem Schilfdach, auf seinen Bogen gelehnt: denn er hatte die Kunst, den Bogen zu führen, erfunden, um die Raubvögel zu tödten, die ihm seine Tauben raubten, denen er auf dem nahen Stamm' ein Haus von schlanken Weidenästen geflochten hatte. Was ist das, so sprach er, das aus meinem Busen herauf seufzt, das so lang in meinem Herzen sitzt? Zwar wechselt es ab mit Entzücken und mit Freudentränen, wenn ich das Mädchen im Haine sehe und seinen Gesang höre; aber wenn sie weg ist, o dann, dann sitzt Schwermuth in meinem Busen! Ach! was ist es, das aus meinem Busen herauf seufzt? Indes spielte seine Hand mit der angespannten Saite des Bogens, und ein lieblicher Ton gieng von der Saite, und der Jungling horchte und wiederhol't erstaunt den Ton. Dann staunt' er, und dacht', eine neue Erfindung zu entwickeln, tief nach, und dann spielt' er wieder mit der angespannten Saite des Bogens, von den Gedärmen der Raubvögel geflochten. Aber jetzt sprang er auf, und fieng an Stäbe zu schneiden, zwey

lange Stäbe und zwey kürzere, und die zwey kürzern befestigt' er unten und oben gegen die zwey längern Stäbe, und spannte, zwischen den zwey längern, Saiten an die kürzern fest. Jetzt hub seine Hand an zu spielen; und da bemerk't er die liebliche Verschiedenheit der Töne der schwächeren und stärkern Saiten; dann band er sie wieder los, und ordnete verschiednere Saiten in eine harmonischere Reihe; und jetzt hub er an zu spielen, und voll Freude zu hüpfen.

Jetzt gieng der Jüngling, so oft der Morgen kam, die neue Kunst zu üben, in den dichten Hain, und suchte zu den Liedern, die er von dem Mädchen im Hain gehorchet hatte, harmonisch begleitende Töne auf seinen Saiten. Aber man sagt, er habe lang umsonst gesucht, und viele Töne haben den Gesang nicht begleiten wollen; aber ein Gott sey im Hain' ihm erschienen, und habe die Saiten der Leyer harmonisch geordnet, und seine Lieder ihm vorgespielt. Bei jedem Morgenroth sucht' er jetzt das Mädchen im Hain', und lernte neue Lieder, und gieng dann an die Quelle zurück, auf seiner Leyer sie nachzuspielen.

An einem schönen Morgen saß das Mädchen im Hain; mit Blumen bekränzt saß es da, und sang: Sey gegrüßt, liebliche Sonne hinter dem Berg hervor! Schon bekränzen Strahlen der Bäume Wipfel auf den hohen Hügeln, und der frohen Lerche hochschwebendes Gefieder. Dir singen die Vögel des Hains entgegen, und — Jetzt schwieg sie, und sah aufmerksam umher: Welche liebliche Stimme mischet sich in meinen Gesang? So rief sie erstaunt, sie begleitet

jeden Ton meines Gesanges? Wo bist du? Warum schweigst du, Lied? Singe, liebliche Stimme! Bist du ein gefiederter Bewohner dieses Hains, o so schwinge die Flügel hieher auf diesen Fichtenbaum, daß ich dich sehe und deinen Gesang höre! So sprach sie, und sah weit in den Wipfeln umher. Bist du schüchtern weggeslogen? Oder — diese Stimme hab' ich noch nie im Hain' gehört. Wenn ich mich betrogen hätte? Mich täuscht doch kein Traum? Ich will noch ein Lied singen: Seyd willkommen, liebe Blümchen umher! Gestern waret ihr Knochen, jetzt stehtet ihr offen da; euch grüßen die lieblichen Morgenlüste, und die sumsenden Bienschchen, und der bunte Schmetterling; er flattert hoh um euch her, und trinket euern Thau. So sang sie, oft unterbrochen, rund umher spähend; denn die Stimme hatte den Gesang wieder begleitet.

Jetzt stund sie schüchtern auf: Nein, ich habe mich nicht betrogen, jeden Ton hat die Stimme begleitet. So sprach sie, als der Jüngling aus dem Gebüsche hervor trat, mit Blumen bekränzt, die Leyen unter dem Arm. Lächelnd nahm er des schüchternen Mädchens Hand. O du schönes Mädchen! sprach sein sanft lächelnder Mund mit lieblicher Stimme; kein beflügelter Bewohner des Hains hat deinen Gesang nachgesungen. Ich bin es, der deinen Gesang mit diesen Saiten begleitet. Alle Morgen gieng ich in den Hain, deinen Gesang zu hören; und dann gieng ich einsam tiefer in den Hain, die Lieder auf den Saiten zu singen; und glaube, Mädchen! mich hat's ein Gott im Hain gelehrt. Der flüchtige Blick des Mädchens streifte oft schüchtern über den Jüngling hin, und ruhete auf den Saiten.

O schönes Mädchen, fuhr der Jüngling fort, indem sein Auge schmachtend sie anblickte, wie wär' ich entzückt, wenn du mir vergönntest, mit dir in den Hain zu gehen, an deiner Seite sitzend, deinem Gesang mit diesen Saiten zu folgen! Jetzt sah das Mädchen auf: Jüngling! sprach es, froh bin ich, wenn dein Saitenspiel meine Lieder begleitet; lieblicher wird es seyn als der Wiederhall; und jetzt komm mit mir unter mein schattiches Dach, denn die Mittagsonne brennet schon; ich will in meinem düstern Schatten süße Früchte zum Mittagmahl dir auftischen, und frische süße Milch.

Jetzt gieng der Jüngling mit dem Mädchen unter das Dach, und sie lehrten die Jünglinge und die Mädchen den Gesang und das Saitenspiel. Erst lange hernach ward es von der Flöte begleitet; denn Marshas brachte die Flöte unter die Waldgötter, welche die Erfinderinn Minerva, im gerechten Born über den Spott der Götterinnen in den Sand warf. Man pflanzte da zwey Bäume auf einen hohen Hügel dem Mädchen und dem Jüngling, und die späten Enkel erzählten den Kindern in ihrem Schatten die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges.

Gefner.

16.

### An Daphne.

Nicht den blutbesprigten kühnen Helden, nicht das öde Schlachtfeld singt die frohe Muse; sanft und schüchtern flieht sie das Gewühl, die leichte Flöß in ihrer Hand.

Gelockt durch kühler Bäche rieselndes Geschwätz, und

durch der heiligen Wälder dunkeln Schatten, irrt sie an dem beschilfsten Ufer, oder geht auf Blumen, in grün gewölbten Gängen hoher Bäume, ruht im weichen Gras, und singt auf Lieder, für dich nur, schönste Daphne! Dein Gemüth voll Tugend und voll Unschuld, ist heiter, wie der schönste Frühlingsmorgen. So flattert muntrer Scherz und frohes Lächeln stets um die kleinen Lippen, um die rothen Wangen, und sanfte Freude redet stets aus deinen Augen.

O wenn die frohen Lieder dir gespielen, die meine Muse oft den Hirten abhorcht. Auch oft belauschet sie in dichten Hainen, der Bäume Nymphen und den ziegenfuß'gen Waltgott und schilfbekränzte Nymphen in den Grotten, und oft besucht sie bemooste Hütten, um die der Landmann stille Schatten pflanzt, und bringt Geschichten her, von Großmuth und von Tugend, und von der immer frohen Unschuld. Auch oft beschleicht sie der Gott der Liebe, in grünen Grotten dicht verwebter Sträuche, und oft im Weidenbusch an kleinen Bächen. Er horchet dann auf ihr Lied, und kränzt ihr fliegend Haar, wenn sie von Liebe singt und frohem Scherz.

Dies, Daphne, dies allein belohne meine Lieder; dies sey mein Ruhm, daß mir, an deiner Seite, aus deinem holden Auge Beifall lächle. Den, der nicht glücklich ist wie ich, begeistre der Gedanke, den Ruhm der späten Enkel zu ersingen; sie mögen Blumen auf sein Grabmal streu'n, und grünen Schatten über den Verwesten pflanzen.

Der selbe.

## A m y n t a s .

Bei fr̄uhem Morgen kam der arme Amynatas aus dem dichten Hain, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einem Zaun, und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter. Da sah er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauschenden Bach; und der Bach hatte wild seine Wurzeln von der Erd' entblößet, und der Baum stand da, traurig, und drohte zu sinken. Schade, sprach er, solltest du, Baum, in dieß wilde Wasser stürzen; nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel seiner Wellen hingeworfen seyn. Jetzt nahm er die schweren Stäbe von der Schulter: Ich kann mir andere Stäbe holen, sprach er, und hub an, einen starken Damm vor den Baum hin zu bauen, und grub frische Erde. Jetzt war der Damm gebaut, und die entblößten Wurzeln mit frischer Erde bedeckt; und jetzt nahm er sein Beil auf die Schulter, und lächelte noch ein Mal zufrieden mit seiner Arbeit, in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurück, um andre Stäbe zu holen. Aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: Sollt' ich unbelohnt dich weglassen, gütiger Hirt? Sage mir's, was wünschest du zur Belohnung? Ich weiß, daß du arm bist, und nur fünf Schafe zur Weide führest. O! wenn du mir zu bitten vergönnest, Nymphe! so sprach der arme Hirt: Mein Nachbar Palemon ist seit der Erndte schon frank, laß ihn gesund werden!

So hat der Redliche; und Palemon ward gesund. Aber

Amyntas sah den mächtigen Segen in seiner Heerde, und bei seinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen die Redlichen nicht ungesegnet.

Derselbe.

18.

Höret mich Musen! höret mein heisches Rufen. Im Frühling meiner Tage habt ihr an rauschenden Bächen und in stillen Hainen nie unerhört mich gelassen. Läßt mir dieses Lied gelingen, mir grauen Greisen. Was für ein sanftes Entzücken fließt aus dir jetzt mir zu, herbstliche Gegend! Wie schmückt sich das sterbende Jahr! Gelb stehn die Sarbachen und die Weiden um die Eiche her; gelb stehn die Äpfel- und die Birnenbäume auf bunten Hügeln und auf der grünen Flur, vom feurigen Roth des Kirschbaums durchkränzet. Der herbstliche Hain ist bunt, wie im Frühling die Wiese, wenn sie voll Blumen steht. Ein röthliches Gemische zieht von dem Berg sich ins Thal, von immer grünen Tannen und Fichten gesleckt. Schon rauschet gesunkenes Laub unter des Wandelnden Füßen; ernsthaft irren die Heerden auf welkem blumenlosem Gras; nur steht die röthliche Zeitlose da, der einsame Bote des Winters. Jetzt kommt die Ruhe des Winters, ihr Bäume! die ihr uns mild eure reifen Früchte gegeben, und kühlenden Schatten dem Hirt und der Heerde. O! gehe keiner zur Ruhe des Grabs, er habe denn süße Früchte getragen, und erquickenden Schatten über die Nothleidenden gestreut. Denn, Sohn! der Segen ruhet bei der Hütte des Redlichen, und bei seiner Scheune. O Sohn! wer redlich

ist und auf die Götter traut, der wandelt nicht auf triegendem Sumpf. Wenn der Redliche opfert, dann steigt der Opferrauch hoch zum Olymp, und die Götter hören segnend seinen Dank und sein Flehen. Ihm singet die Eule nicht banges Unglück, und der traurig krächzende Nacht-Rabe; er wohnet sicher, und ruht unter seinem friedlichen Dach! Die freundlichen Hausgötter sehn des Redlichen Geschäfte, und hören seine freundlichen Reden, und segnen ihn. Zwar kommen trübe Tage im Frühling; zwar kommen donnernde Wolken im segenvollen Sommer; aber, Sohn! murre nicht! wenn Zeus unter deine handvoll Tage auch trübe Stunden mischet. Vergiß nicht meine Lehren, Sohn! ich gehe vor dir her zum Grabe. Schonet, Sturmwinde, schonet des herbstlichen Schmales; laßt sanftere Winde, spielend, das sterbende Laub langsam rauben, so kann mich die bunte Gegend noch oft entzücken. Vielleicht, wenn du wieder kommst, schöner Herbst! vielleicht sehe ich dich dann nicht mehr. Welchem Baum entsinkt dann das sterbende Laub auf mein ruhiges Grab?

So sang der Greis; und Zithrus drückte weinend des Vaters Hand an seine Wangen.

Der selbe.

### 19.

#### Der Frühling.

Höre nicht auf zu murmeln, kleiner Bach! Deine sanft plätschernden Wellen wiegen den Sturm in meiner Brust in Ruhe. Die ihr zu süßen Bildern einladet, einsame Gegenden, nehmet mich in eure Schatten auf! Holder

Frühling, komm, überströme mich mit deiner Wonne; laß sie fließen, die Thränen reiner Wollust, die deine immer neue Schönheit jedes Jahr meinem Aug' entlockt — daß mein Geist, endlich frey von Zwang und Überdruß, auf der Gedanken leichten Flügeln schwebe, und in seligem Entzücken sich empor hebe zu Welten, die besser, als diese, für mein Herz geschaffen sind.

Junge Pflanze, die nun der laue Zephyr weckt, hebe dein Haupt empor über diesen weichen Rasen. Sieh', schon stehen viele deiner Gespielinnen da, entfalten ihre zarten Blätter, und schmücken sich für Florens bunte Feste. Kleine Knospen, schließt nun eure Kelche auf, und ergießt in duftenden Strömen Labsal in meine wunde Seele; schon löset sich eure Hülle sanft auf, und euer Busen haucht Wollust der wärmern Sonne entgegen. — Und bald — welcher Blätterpomp an jenen Buchen! In ihren Schatten singt dann die Nachtigall ihre Liebe, und strömt die Töne höherer Lust aus, die sie so lang' in ihrem warmen Busen verschloß.

Junge Pflanze, zarte Geschöpfe, die ein Hauch welken macht, wer war's, der euch wieder zum Daseyn rief? — Und wer hieß diesen zärtlichen Stamm sich wieder mit so vieler Pracht bekleiden? — Glückliche Wesen, ihr wachset nun sorgenlos zu neuem Leben auf — und ich liege noch unter des Winters Hülle! O, wann wird auch mein Frühling anbrechen? Welcher West wird auch mich zu neuem Leben und zum Anschauen neuer Sonnen aufweden? Der wird es thun, der nun diese bräunlichen Äste mit kühlenden Zweigen deckt, und in herrlichem Schmucke diese

einsame Gegend bekleidet, damit der Mensch jene große Wahrheiten vernehme, welche die Natur dem fühlenden Herzen verkündigt. Ja, ich höre sie, jene mächtige Harmonie, diese untrügliche Stimme; sie redet zu meinem Herzen, und der sanfte Daumel, worein mich der süße Einflang ihrer mannigfaltigen Töne wiegt, ist der Verkünder schönerer Welten.

Ich höre deinen Gesang, du kleiner Bewohner dieser Wipfeln! Komm näher; denn nur deine Stimme ist würdig, in der feyerlichen Stimme dieser Einsamkeit zu erkennen; dein sanftes Lied reizt mich ganz in jene Welt der Unschuld hin, die du bewohnst. Mittlerweile dort der sorgenlose Distelfinke auf jenem wankenden Astchen seine muntern Triller wiederholt, und dem leichten Federvolke seine glückliche Liebe singt, schlägst du dort, kleine Nachtigall, im Dunkel grüner Blätter den rührenden Triller deiner Zärtlichkeit, und wirbelst die hohe Geschichte deiner innigen Gluth tief in die feyerliche Stille des Hains hinein.

Glückliche Bewohner dieser labyrinthischen Laubpaläste, so kühn und lieblich aus Licht und Schatten in die Luft gewoben. Ihr lebt, unerkannt von dem karsichtigen Menschen, der euer Wesen mißversteht, und seyd besser — als Er. — Oder sollte der Thor, der mit seinem Gewäsch die Folter seines Nachbars ist, auf der Stufenleiter der Geschöpfe über euch stehen? —

Arme Menschen, vernehmt die wahre Geschichte, die einst das heilige Lied eines Schattenbewohners meinem lauschenden Ohr entdeckte.

Im Anfange der Dinge, da jedes erschaffene Wesen alles Glück genoß, dessen seine Gattung fähig war, herrschte allgemeine Wonne und allgemeine Vernunft in allen führenden Wesen. Da ward das Menschengeschlecht das erste, das sich zu verderben begann, stete Wohnungen baute, und bald allen Mitgeschöpfen einen ewigen Krieg ankündigte. Schon hatten die auf Erden wohnenden Götter ihre Gegenwart den Menschen entzogen, und lebten tief im Haine und in heiligen Schatten, wie im Tempel der Natur. Oft wallten die Hirten dahin, ihren Beistand anzuflehen, und nicht selten erhörten sie noch die Gebete, die aus redlichem Herzen floßen. «Heilige Bewohner dieser nie besiedelten feyerlichen Einsamkeit, o ihr Götter!» So betete einst ein rechtschaffener Jüngling. «O rettet meine Unschuld! Schon ist jede Tugend meinen Mitmenschen fremd geworden, und täglich fühle auch ich sie in meinem Herzen hinsterben. Wie wüthende Fluthen überschwemmt das Laster Thal und Berg, und bedroht alles Menschengeschlecht mit Elend und Tod; kaum bleibt eine Freystatte in diesem Haine übrig für den Redlichen, der die Götter ehret. O rettet, rettet mich von dem allgemeinen Untergange! Oder haben denn keine der Wesen, welche ihr gebildet habt, ihre ursprüngliche Schuldlosigkeit beibehalten? Wenn deren noch übrig sind, ach, so vergönnet mir mit ihnen in seliger Unschuld zu leben! So würden meine Opfer noch reiner, und mein Gelübde euer würdiger seyn!»

Raum hatte er ausgeredet, als seine menschliche Hülle in den schönsten gefiederten Sänger des Hains verwandelt war. — Seit der Zeit hüpfen noch andere zärtliche Seelen

in dem leichten Körper eines Zeisigs oder einer Nachti-gall in heiligem Schatten herum, und bleiben auf ewig im weiten Tempel der Haine glücklich verborgen. Ihre paradiesischen Empfindungen fließen in harmonischen Tönen, die nur ihnen verständlich und zur gewöhnlichen Sprache geworden sind.

Seliges Völkchen, dem jeder aufwachende Morgen sein Schicksal auf's neue werth, und jede annahende Nacht noch reizender bildet! Sobald die Morgensonne den matten Purpur mit ihrem ersten Strahle entzündet, ruft ihr der glücklichen Gattin euere Liebe zu, und geheimere Töne wecken ihrer zärtlichen Träume süße Erinnerungen auf. Wenn dann die Sonne empor steigt, der seelenlose Städter unter seiner Körperlast seufzet, und alle Blumen auf sinkenden Stengeln sich neigen; so flattert ihr sorgenfrei mit den Zephyrn durch die kühle Nacht der Wälder. Rückt endlich der Abend mit sanfterem Glanze heran; dann hüpfst ihr von Zweig zu Zweig in eure abgekühlten Wohnungen heim, immer gepaart und immer verliebter; und euer vereintes Schlaflied singt mir noch das unaussprechliche Glück der Zugend und Unschuld zu.

v. Bonstetten.

## 20.

### Der Blumenstrauß.

Welch ein Schweigen durch die ganze Natur! Sanfte Ruhe herrscht in Berg und Thal, wie in meinem Herzen. Wie sie so rührend sind, die schuldlosen Freuden des Redlichen! Sein Herz nur steht in geheimer Harmonie mit

der ganzen Natur ; in ihm nur sind ihre feinern Züne  
vernehmlich !

Wie viel Wonne bietet nicht dieser Himmel und diese Erde dem Menschen dar ; aber nur der Zugendhafte weiß sie in ihrer Fülle zu genießen. Erquickende Schatten , und du , grüner Schmelz dieser Wiesen , felige Gesilde , könnte ich , auf immer verborgen , in eurer Einsamkeit hinleben , fern von der Welt , von ihren trügerischen Freuden und ihrer allzu wahren Pein !

Hier auf diesen Triften verweilest das Glück , das die Städte meidet. Hier in dieser Einsamkeit hebt sich mein Leben wieder empor , wie diese Blume , die ihr Haupt mit so viel Aufstand zu diesem heitern Himmel richtet. Reizende Blume , du verläßest das stille Ufer deines Bahns nie ; nichts hemmt dein kleines Leben auf deiner kurzen Bahn ! Unbesorgt öffnest du deinen Kelch , und streuest lieblichen Wohlgeruch über deine Gefährten aus ; ein Bild des Redlichen , der ungeschenen seine Nebenmenschen beglücket. Dieses Gefräuch ist deine äußerste Grenze , und trennt dich von der ganzen Natur ab. Geliebte Fluren , daß ja kein Sturm , kein kalter Nord eure kleine Welt zerstöre !

Hier nur scheint meine Seele wieder aufzuleben , und meine Schmerzen , durch eure Gegenwart bezaubert , thauet in sanfte Wehmuth auf ! Herrliche Natur , wie regen sich auf einmal die mächtigsten Gefühle in mir ! Meine Seele , von dir begeistert , hebt sich im schnellsten Fluge zur dir , Wesen der Wesen. — O du , der du dieser allbelebenden Flammenkugel ihre Bahn im unermäß-

lichen Raume angewiesen hast, enthülle mir die Seligkeiten alle, die du dem Menschen auf dieser Erde gewährst! O ich fühle sie alle im Innersten meines Herzens! — Geheime Reize der Natur, Freuden, die der Sinnenmensch nie zu fühlen vermag; was ist gegen euch jeder Irrwischzauber seiner geprisenen Leidenschaft?

Mächtige und Reiche! hieher im vollen Glanze eurer Puppengröße. — Ein Tropfen nur der harmlosen Wonne, die mein Herz beströmt, dieweil ich diesen Blumenstrauß sammle, duftet reicher an Seligkeit, als alle Schätze und Würden, die der Thor verehrt. Mögen Andre immerhin sich vor euern Göttern beugen; diese Rosenknospe wedt in mir reinere Wollust auf, als aller Genuss eurer Präläste.

Bescheidene Veilchen, die ihr in niedrigen Schatten der kleinen Rasenwelt duftet, mein Herz schlägt schneller in mir, dieweil ich euch pflücke. Ein nie gefühlter Schauer hebt durch mein ganzes Wesen, jetzt, da ich euch in ein Band zusammen knüpfte. Mir ist, als ob eine Gottheit mich anhauchte.

Ich wandte mich um. Daphne war vor mir stehend, und der Blumenstrauß fiel zu den Füßen der Einziggeliebten.

Derselbe.

#### DIALOGUES ET CONTES.

#### 21.

#### Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekom-

men; dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichten, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwey und zwey zusammen gehörten.

Ein Mal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei, sieng der alte Witt an und schmunzelte; wår ich denn wirklich so flug?

\* Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Se nun, wenn er das werden will; das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ta, Herr Till, und muß es dann anders machen, wie die.

Als zum Exempel?

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Nahmen. Der ging immer herum, und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen, das that er noch weniger, immer guckte er ganz finster in sich hinein. — Wie meint er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ta, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui, dacht'

ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht : sich du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till, hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl, allerdings!

Aber ich weiß nicht, so ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein anderer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink, der guckte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum; und den, Herr Till — wie meint er wohl, daß die Leute den wieder heißen?

Einen lustigen Kopf? —

Beiahae! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder, das ist doch drollich! Wie mußt du es denn machen, um flug zu heißen? — Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehest du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der eine; und dann siehst du hübsch bedächtig in dich ein, wie der andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink; und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht er, Herr Till, so habe ichs gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein ander Mal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück flagte. — Ei was? sieng der alte Witt an, und schüttelte ihn; er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; er muß darnach aus seyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig lege ich die Hände gar lieber in den Schoß und bleibe zu Hause. —

Aber nicht doch! Nicht doch, Herr Flau! Gehen muß er immer darnach, aber nur hübsch in Acht nehmen, wie er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht frage? —

Ta, Herr Flau! wie er's Gesicht trägt. Ich will's ihm erklären, — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trif, damals noch ein blutjunger Rathsherr, der rannte, mit von sich geworfenen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wölfen so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ei, die alte Lehre: Du sollst die Nase nicht allzu hoch fragen.

Ta, sieht er! Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam auch ein anderer gegangen, das war der Stadtpoete, Herr Schall, der mußte entweder Verse oder Haussorgen in seinem Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward

frank und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meinen so hübsch in der Mitte. —

Ta freilich, daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Boden sieht. — Wenn man so die Augen sein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft; so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fieng er an, wird dabei nicht heraus kommen, das sehe ich vorher; aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint er denn wohl, lieber Herr Wills, daß er brauchet? —

Ach, nicht viel! eine Kleinigkeit! Ein hundert Thalerchen etwa.

Wenn's nicht mehr ist, die will ich ihm geben. Recht gern! — Und damit er sieht, daß ich ihm gut bin; so will ich ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt, obendrein! —

Es ist nichts, es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte in meiner Jugend einen Weinhandler zum Nachbar, ein

gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Nahmen; der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die brach' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre, die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fieng er an. Ein funzig Thalerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell, Sie haben ja auch bei dem Bankerutte verloren? — Ach was, sagte er wieder, es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein Hundert fünfe. — Er saß in schönen Umständen der Mann; aber, wie gesagt, die einzige verdammte Redensart half ihm glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das er wollte?

Ich? — Ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ta recht, mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar, das war der Kornhändler, Herr Tamm; der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt ihm dazu? —

Ei, ums Himmels willen, die möcht' ich wissen. — Dies hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Tamm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? Ach, viel Geld, fieng er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was ist

Ihnen? warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach, sagte er wieder, ich hab viel Geld verloren, viel Geld, ganzer fünfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills, welche Redensart gefällt ihm am besten?

Ei, das versteht sich, die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch, viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt: und da sprech ich nun nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld, viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer Hundert Reichsthaler!

Sieht er, Herr Wills? Es wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt; so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen wie der Herr Grell.

Engel.

## Mühe und Lohn.

A. Hat denn der mühselige Pfad nicht bald ein Ende?  
Welch häßliches Gesträpp! Wahrhaftig, ich schmachte nach  
den labenden Kühlungen des Thals!

B. Bald sind wir da — denk' ich. Weide dich indeß an  
der Hoffnung. Schon wird die Aussicht freyer! Bald —  
— Ach, was seh' ich — dort das lachende Thal, hier erst  
der hindernde Bach!

A. Rückwärts Erdenleben, vorwärts jene Welt, und  
— ach! hier dazwischen das Grab.

B. Nun was ist's denn auch? Wir werfen das Kleid,  
das uns hindert, von uns — einen raschen Sprung hin-  
ein — bald sind wir durch: und drüber ist Erquickung!

Rochliz.

23.

## Die Wasserfahrt.

A. Nun, wie behagt dir die Lustfahrt?

B. Trefflich! In wie vielen Gestalten wogen die kleinen  
Wellen umher, schlagen an den Kahn, schaukeln ihn,  
dehnen sich aus in weite und immer weitere Kreise; da  
verschwinden sie — Freund, so kommen, so nehmen sich,  
so gehen wir Menschen! Überall Wechsel; überall Kom-  
men, Streben, Verschwinden.

A. Und doch bleibt das Wasser im See — und doch  
Stetigkeit, Unveränderlichkeit im Ganzen und Großen  
der Welt! —

Der selbe.

## Marc-Aurel und Euphorion.

(Auf der Appischen Straße.)

M. Aurel. Und was wirst du mir hier zeigen?

Euphorion. Die Tugenden deiner Väter. Bei ihren Gräbern will ich dich heute an deinem sechsten Geburtstage zum Römer einweihen, und die ersten Funken zu einem Feuer, das einstens zum Besten des Vaterlandes in helle Flammen auslodern soll, in deine Brust legen. (Sie steigen in ein Grabmahl hinunter).

M. A. Wessen Asche deckt dieses Grabmahl?

E. Die Asche der Meteller.

M. A. Ha! das müssen große Männer gewesen seyn. Die Ehrenzeichen aller römischen Würden und Ämter zieren ihre Urnen. Siehe doch (er liest die Grabschrift) zwey Pontifikate, zwey Dictaturen, drey Prinzipate, sieben Censuren, neun Triumphhe, zwanzig Consulate unter neunzehn Menschen, zwischen einer Zeit von zwey hundert neunzig Jahren. Bei den Göttern, das ist viel! Ich bitte dich, Euphorion, erzähle mir von den Tugenden dieses Helden Geschlechts.

E. Dieser hier (vor der Urne des L. Metellus) rettete das Palladium bei einer Feuersbrunst in dem Tempel der Vesta, verlor aber darüber seine Augen. In seinem acht und siebenzigsten Jahre ward er Oberpriester, und stand dem Gottesdienste noch zwey und zwanzig Jahre vor, ohne, wenn er Gelübde bestimmte, mit der Stimme; oder wenn er opferte, mit der Hand zu zittern. Siehe, Knabe, dieß

ist die Belohnung eines mäßigen und auf wenige Bedürfnisse eingeschränkten Lebens. (Vor der Urne des L. Q. Met.) Dieser hier war Consul. (Vor einer andern:) dieser, Quästor. (Vor einer andern:) dieser, Prätor.

M. A. Und ihre Tugenden?

E. Sind vergessen worden. — (Vor der Urne des Q. Met.) Dieser ist berühmt durch seinen Sieg über die Macedonier, noch mehr aber durch seine Mäßigung und Menschenliebe. Eifersucht der Ehre stiftete die heftigste Feindschaft zwischen ihm und dem Afrikanischen Scipio. Als dieser gewaltsam ermordet ward, befahl Metellus seinen Söhnen, die Leiche dieses Helden zu begleiten: «Denn nimmermehr — sprach er — werdet ihr einem größern Römer diese Ehre erweisen können.» Lerne aus diesem Beispiele, daß man das Verdienst auch in Feinden nicht verkennen muß. Noch weit herrlicher siegte seine Menschenliebe über die Ruhmbegierde. Denn als die Einwohner der Stadt Centobrica den Römern, so oft sie mit den Mauerbrechern an die Stadtmauern anrannten, die Söhne des Rhetogenes, der zum Metellus übergegangen war, vorhielten; hob er die Belagerung auf, und ließ den Sieg, dem er schon nahe war, fahren, um das unschuldige Menschenblut zu verschonen, und dem Vater den Schmerz über den Tod seiner Kinder zu ersparen.

M. A. O das war edel gehandelt!

E. Nur Schade, daß er durch niedrige Rachsucht den Ruhm seiner großen Thaten wieder verdunkelte. Denn nachdem er Spanien der römischen Herrschaft unterworfen hatte, hernach aber erfuhr, daß sein Feind Pompejus

a seinem Nachfolger in dem Proconsulat über diese Provinz bestimmt worden; verwüstete er beinahe das ganze Land, um seinem Feinde die Verwaltung desselben zu erschweren. So löscht oft eine einzige niedrige Handlung den Glanz der höchsten Thaten aus, und beweist, daß nicht einzelne gute Handlungen, sondern Beharrlichkeit im Guten, das entscheidende Kennzeichen des Tugendhaftesten ist.

M. A. Wessen ist die Urne dort in dem düstern Winfel?

E. Sie enthält die Asche des Größten der Meteller. Strenge, Würde, Standhaftigkeit, Mäßigung, kurz, wahre Seelengröße machte ihn zur Zierde seines Geschlechts, und zum Edelsten seiner Zeitgenossen. Als er der Bestechung halber angeklagt wurde; wandten seine Richter ihre Augen von den Klaglibellen weg, und lasen sie nicht: denn sie glaubten, nicht in Libellen und Rechnungen, sondern in den Sitten und dem Lebenswandel des Metellus Beweise seiner Rechtschaffenheit lesen zu müssen. So viel Ansehen verschafft die Tugend dem Menschen. Als Consul siegte er über den Jugurtha, mehr durch die strenge Zucht, die er bei der Armee einführte, als durch die verderbende Gewalt der Waffen. Er wurde des Landes verwiesen, weil er in ein Gesetz, welches Saturnin zum Nachtheil des Staates in Vorschlag brachte, nicht einwilligen wollte. Nach dem Sturze des übermuthigen Tribunus des Volkes ward er zurück berufen; und er zog mit eben der ruhigen, gelassenen, heitern Miene in die Stadt wieder ein, mit welcher er sie kurz zuvor verlassen

hatte. So ist und bleibt der große Mann sich niets gleich. Er übernimmt sich nicht im Glücke, und sinkt unter den Schlägen des Schicksals nicht unter sich herab.

M. A. (Vor einem andern Monumete) Hier liegt vermutlich der Stammvater der Meteller?

E. Die Grabschrift nennt ihn den Sohn des großen Mannes, dessen bescheidene Urne du dort bewundert hast.

M. A. Er muß wohl seinen Vater an Tugenden übertragen haben, weil man bei seinem Monumete so viele Pracht verschwendet hat.

E. Wenn du über die Dinge, welche dir vorkommen, richtig urtheilen willst; so mußt du nie bei ihrer äußerlichen Gestalt und Glanz stehen bleiben, am allerwenigsten aber ihren Werth nach demselben bestimmen. Dieser Metellus vergaß die Tugenden seines Vaters bald; und da er in seiner Jugend alte ehrwürdige Sitten kennen lernte, fieng er noch im Alter neue an. Er machte Spanien zum Schauplatz seiner ausschweifenden Wollüste und Ver- schwendung. Um seine Ankunft daselbst zu feyern, ließ er Altäre bauen und kostbares Rauchwerk darauf opfern, und verwaltete die Provinz, die so viel Römerblut geflossen hatte, mit Festen, Spielen und trimalzischen Gastmahlen.

M. A. Und damit hat er sich dieses herrliche Grabmahl verdienet?

E. Die Welt bezeiget ihre Achtung glänzenden Ausschweifungen lieber, als stiller, eingezogener Tugend. Nur der Weise rächet diese in seinem Herzen dadurch, daß er mit Verachtung auf jene herabsiehet.

(Sie steigen aus dem Grabmahl herauf und gehen weiter.)

M. A. Siehe dort eine einsame Urne zwischen Eypressen und Lorbeerern. Komm, wir wollen sie in der Nähe sehen.

E. Hier liegt Cato begraben.

M. A. Der, dessen Bild du mir heute geschenkt hast?

E. Dessen Urgroßvater.

M. A. Du hast mich mit dem Enkel bekannt gemacht; ich wünschte es auch mit dem Großvater zu werden. Wodurch machte sich dieser berühmt?

E. Durch große Tugenden und große Fehler. Der Grund zu beiden war Strenge. Strenge gegen sich selbst, schlief er, anstatt auf Teppichen, auf Bockfellen, reisete nur von drey Slaven begleitet nach Spanien, und mit einem Aufwande von fünf hundert Uffen in eine Provinz jenseits des Meeres, trank mit den Seelenuten Wasser, und genoß mit ihnen gemeinschaftliche Kost. Geboren, um mit den Sitten, so wie die Scipionen mit den Feinden der Römer zu kämpfen, widersegte er sich mit dem ganzen Enthusiasmus eines Republikaners der Abschaffung des appianischen Gesetzes, kraft dessen eine römische Dame nicht über eine halbe Unze Gold in ihrem Schmuck führen, sich keines Wagens bedienen, und keine bunte Kleider tragen durste.

M. A. Da that er recht.

E. Freilich war diese Strenge für die damaligen Zeitumstände des Staates wichtig und heilsam; sie ward aber auch schädlich, so bald sie in finstern Eigen Sinn übergieng.

Dieser führte den gallfurchtigen Censor so weit, daß er einen Rathschluß bei dem Senat bewirkte, durch welchen Rhetoren und Philosophen aus der Stadt verbannet, und dadurch den Römern die Mittel zur Milderung und Ausbildung ihres Charakters benommen wurden; daß er die Scipionen, weil sie mit den Lorbeeren des Helden die Grazie des geselligen Umganges und die Liebe zu den Musen zu verbinden beflissen waren, verfolgte, sie durch gedungene Zeugen anklagen, und gegen die Stimme des rechtschaffenen Gracchus unschuldig verurtheilen ließ.

M. A. Warum steht diese Niederträchtigkeit nicht hier auf der Grabschrift?

E. Seine Erben wollten den Nahmen ihres Ahnherren nicht beschimpfen.

M. A. Müßen auch niedrige Leute gewesen seyn. Wäre mein Vater fähig, so eine Niederträchtigkeit zu begehen, bei den Göttern! ich ließe sie andern zur Warnung auf seinen Grabstein setzen. — (Im Weggehen:) Mein, da gefällt mir sein Urenkel besser; das war ein Mann, wie ich werden will, wenn mir die Götter helfen.

E. (Vor einem andern Grabmahl). Auch dieser, dessen Asche hier ruhet, wird dir gefallen. Er ist ganz mein Held.

M. A. Wie hieß er?

E. Thrasea Päatus. Es ist noch nicht lange, daß in Rom Tugend Verbrechen war: in diesen Zeiten lebte Thrasea, und ward von dem Kaiser und Senat zum Tode verurtheilt.

M. A. Doch nicht wegen seiner Tugend?

E. Bloß wegen dieser. Man rechnete es ihm zur Schuld an, daß er für die Erhaltung des Nero und seiner göttlichen Stimme kein Opfer dargebracht; daß er wider ihn losgezogen, als er zur Schande des römischen Purpurs, in Masken und Larven auf allen Schaubühnen herumschwärzte; daß er bei Vorlesung der Apologie, in welcher die von Nero befahlene Ermordung seiner Mutter Agripina vertheidigt ward, den Senat verlassen; und daß er sich entfernt hatte, als der lästerhaften Poppaea die Ehre der Vergötterung zuerkannt wurde.

M. A. Das ist mein Mann! Aber ich fürchte schon, du wirst wieder mit einigen Fehlern angestochen kommen; und das gehtet mir dann so zu Herzen, wenn ich hören muß, daß die größten Helden meines Vaterlandes ihr rühmliches Andenken selbst befleckt haben.

E. Fürchte nicht, der Neid selbst fand nichts, was den unsterblichen Ruhm dieses Mannes verdunkeln könnte.

M. A. Starb er auch so großmuthig wie Cato?

E. Eben so großmuthig, und noch größer als dieser. Mit der himmlischen Miene einer Seele, deren Ruhe und Heiterkeit noch kein Zufall zu trüben mächtig genug war, empfing er in seinen Gärten das Todesurtheil. Fröhlich, wie mit einem Freunde, unterhielt er sich mit dem Quästor, der ihm den Rathschluß des Senats überbrachte, und bezeugte die theilnehmende Freude darüber, daß Nero seinen Schwiegersohn Helvidius nur zur Landesverweisung verurtheilt hatte; ließ sich dann die Aldern öffnen, und als der Quästor dem großen Beispiel eines sterbenden Republikaners nicht zusehen wollte; rufte ihn

Thrasea herbei und sprach: «Sich' es fliessen dieses Blut, junger Mann, denn du lebst in Zeiten, in welchen es nothwendig ist, den Muth durch Beispiele der Standhaftigkeit zu stärken.» Endlich fußte er noch ein Mal seinen Freund Demetrius, und gab seinen Geist auf.

M. A. Warum hast du mir nicht schon lange die Geschichte dieses Edeln erzählt?

E. Noch hatte ich keine so gute Gelegenheit dazu, als heute. Hier bei seinem Grabe wollte ich dir sein Bild aufstellen, und aus dieser kalten Urne seinen Geist zu deinem Herzen sprechen lassen. Höre was er spricht: «Knabe, die Götter haben dir das Daseyn gegeben, deine Väter große Beispiele der Tugend hinterlassen. Bleibe deines Ursprunges stets eingedenkt. Folge mit Ergebenheit und Liebe der Leitung der Lehrer, welche dir der Himmel zur Bildung deines Verstandes und Herzens zugesendet hat; denn nur dadurch kannst du die großen Erwartungen und Ansprüche des Vaterlandes erfüllen, und dich, eines Nachkommens der Annier, würdig bezeigen.»

M. A. Ja, das will ich. Hier bei dem Grabe des Thrasea verspreche ich es dir, Euphorion. Noch sparte ich keine Mühe, deine Wünsche zu erfüllen; in Zukunft werde ich beflissen seyn, sie so gar zu errathen und denselben zuvor zu kommen. Willst du mich hernach recht so nach meiner Herzenseinung belohnen; so bitte ich, führe mich auf die appische Straße.

Fehler.

## Alexander in Afrika.

Auf seinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg noch Eroberung kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirthen. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen und goldenes Brod vor. — Effet ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Nein, aber ich stelle mir vor, antwortete der Beherrscher, genießbare Speisen hättest du in deinem Lande auch finden können. Warum bist du denn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt, sprach Alexander; aber eure Sitten möchte ich kennenlernen. — Nun wohl, erwiederte jener; so weile denn bei uns, so lange es dir gefällt.

Indem sie sich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: Ich habe von diesem Manne ein Grundstück gekauft, und, als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein; denn ich habe nur das Grundstück erstanden, nicht den darin verborgenen Schatz: und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wieder nehmen. Der Beklagte antwortete: Ich bin eben so gewissenhaft als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut, sammt allem was darin verborgen war, verkauft, und also auch den Schatz. Der Richter wiederholte ihre Worte, damit sie sahen, ob er sie recht verstanden hätte; und nach einiger Überlegung sprach er: Du hast

einen Sohn, Freund? — Ja! — Und du eine Tochter? — Ja! — Eure Kinder lieben sich? — O sehr! — Nun wohl! dein Sohn soll deine Tochter heirathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heirathsgute bekommen. Alexander schien betroffen. Ist etwa mein Ausspruch ungerecht? fragte der Beherrschter. O nein, erwiederte Alexander, aber er befremdet mich. Wie würde denn die Sache in euerm Lande geschlichtet worden seyn? fragte jener. Die Wahrheit zu gestehen, antwortete Alexander, wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten und den Schatz für den König in Besitz genommen haben. Für den König? fragte der Beherrschter voller Verwunderung. Scheinet auch die Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Sonderbar! Gibt es auch zahme, krautfressende Thiere dort? — Von mancherley Art. — Nun, sprach der Beherrschter; so wird wohl das allgütige Wesen, um dieser unschuldigen Thiere Willen, in euerm Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Ihr verdient es nicht.

Engel.

26.

### Der hungrige Araber.

Ein Araber war verirret in der Wüste. Zwei Tage fand er nichts zu essen, und war in Gefahr vor Hunger zu sterben; bis er endlich eine von den Wassergruben antraf, aus denen die Reisenden ihre Kamele tranken, und auf dem Sande einen kleinen ledernen Sack liegen sah. Gott sey gelobt, sagte er, als er ihn aufhob und anfühlte,

das sind, glaub ich, Datteln oder Nüsse; wie will ich mich an ihnen erquicken und laben! In dieser süßen Hoffnung öffnete er den Sack, sah was er enthielt, und rief voll Traurigkeit aus: Ach! es sind nur Perlen.

### Palmblätter.

27.

### Hamet und Raschid.

Eine brennende Dürre verheerte schon lange die Gefilde Indiens, als zwey Hirten, Hamet und Raschid, sich auf der Gränze ihrer Felder begegneten. Sie starben beinahe vor Durst, und sahen ihre Heerden gleichfalls verschmachteten. Sie hoben die Augen gen Himmel, und flehten ihn um Hülfe; siehe da entstand auf ein Mal eine tiefe Stille: die Vögel hörten auf zu singen; das Blöken und Brülle in der Heerde verstummte, und die beiden Hirten sahen im Thal eine erhabne, überirdische Menschengestalt sich ihnen nähern. Es war der hohe Geist der Erde, der Glück und Unglück den Sterblichen austheilet: in der einen Hand hielt er die Garbe des Überflusses, und in der andern die Sichel der Bewüstung. Sie zitterten für Schrecken, und suchten sich zu verbergen; aber der Geist rief ihnen mit sanfter Stimme zu, wie der Zephyr lispelet, wenn er sich Abends auf den wohlriechenden Gesträuchen Arabiens wieget.

«Nahet euch», sprach er, «Söhne des Staubes; fliehet euern Wohlthäter nicht. Ich bin gekommen euch ein Geschenk anzubieten, das nur durch eure Thorheiten unnütz und verderblich werden kann. Ich will euer Gebet erfüllen

und euch Wasser geben, wenn ihr mir sagt, wie viel ihr zu eurer Befriedigung bedürft. Überlegt euch aber nicht in eurer Antwort. Bedenkt, daß in allen menschlichen Bedürfnissen das Übermaß eben so schädlich ist als der Mangel. Erkläret euch; und du, Hamet, rede zuerst. »

«O gütiger Geist!» antwortete Hamet, «wenn du meine Kühnheit verzeihen willst; so bitte ich um einen kleinen Bach, der im Sommer nicht vertrocknet und im Winter nicht überschwemmet.» Du sollst ihn haben, antwortete der Geist, und schlug mit seiner Sichel, die jetzt ein Werkzeug der Wohlthätigkeit wurde, auf den Boden. Die beiden Hirten sahen zu ihren Füßen eine Quelle hervorsprudeln, und sich über die Felder des Hamet verbreiten. Die Blumen hauchten einen frischen Wohlgeruch, die Bäume schmückten sich mit grünem Laube, und die Heerden löschten in dem kühlen Strom ihren Durst.

Jetzt wendete sich der Geist zu dem zweyten Hirten, und gebot ihm zu reden. Ich bitte dich, sprach Raschid, du wollest den großen Ganges mit allen seinen Wassern und Fischen durch meine Felder leiten. Der gutherzige Hamet bewunderte den muthigen Stolz des Raschid, und zankte heimlich mit sich selbst, daß er diese große Bitte nicht zuerst gewagt habe; so wie Raschid in seinem Herzen sich schon über den Vorzug freute, den er als Besitzer und Eigenthümer des Ganges vor dem einfältigen Hamet haben werde. Schnell aber nahm der Geist eine furchterliche Gestalt an, und gieng auf den Strom zu. Die Hirten standen in ängstlicher Erwartung, was er thun werde, als sich in der Ferne ein gewaltiges Brausen erhob, und

der Ganges, der seine Dämme durchbrochen hatte, in reisenden Fluthen herabschoß. Die Wasser überströmten und verheerten in einem Augenblick alle Felder des Raschid. Sie entwurzelten seine Bäume, verschlangen seine Heerden; ihn selbst riß die Fluth mit sich fort. Der stolze Besitzer des Ganges wurde der Raub eines Krokodills; in dess der bescheidene Hamet an seiner Quelle in Friede wohnte.

Dies.

28.

## Die Freunde und das Geld.

Ein reicher Muselmann war seit einigen Wochen frank, und wunderte sich, daß zwey oder drey von seinen Freunden ihn nicht besuchten. «Sie getrauen sich nicht», sagte sein Rechnungsführer, «sich dir zu zeigen. Der Zahlungstermin des Geldes, das du ihnen geliehen hast, ist verflossen, und sie sind noch nicht im Stande es wieder abzutragen.» So geh, antwortete der Kranke, und sage ihnen, daß sie mir nichts mehr schuldig sind, und daß ich sie nur bitte, zu mir zu kommen und ihre Quittungen zu holen. Ich will ja lieber mein Geld verlieren, als meine Freunde.

Dies.

29.

## Die Redoute.

Ein Mann, der in einer kleinen Stadt Haus und Hof hatte, kam einst zur Karnevalszeit in eine größere Stadt; mit ihm sein Sohn, ein Jüngling von siebzehn Jahren.

«Komm heute mit mir auf die Redoute!» sprach der Vater eines Tages zu seinem Sohne. Auf die Redoute? erwiderte dieser ganz erstaunt; mich düfft, Sie schilderten mir sie ja oft sonst als einen Zusammenfluß von Thorheiten. «Was ich auch jetzt nicht widerrufe.» Und doch wollen wir dieser Thorheit uns theilhaftig machen? «Nicht theilhaftig machen, sondern bloß ihr zuschauen. Weißt du noch nicht, daß es ein unumgängliches Ersorderniß ist, auch Thorheiten zu kennen, um aus dem Gegentheile oder Mittelwege zu schließen, was gut sey.»

Sie giengen zwey Abende hinter einander, und dem Jungling mißfiel die Neuheit des Schauspiels keinesweges.

«Wann gehen wir denn heute auf den Maskenball?» fragte er am dritten Abend, als die gewöhnliche Stunde sich nahte, und er noch keine Anstalten zum Aufbruche sah. — Warum hältst du es für eine so ausgemachte Sache, daß wir heute wieder hingehen? «Weil Sie es ja selbst als nützlich anpriesen, Thorheiten zuzuschauen.» Wohl behalten! antwortete der Vater lächelnd. Nur merke dir noch eine einzige Einschränkung: die, nicht allzuoft ihnen zuschauen. Die Länge des Umgangs kann uns leicht gewöhnen, schön zu finden, was wir anfangs lächerlich fanden; und wenn andere uns eine Zeitlang zur Schau gesessen haben, sitzen wir selbst andern in eben dieser Stellung.

Meißner.

## Mutterliebe.

In einer blühenden Ebene Italiens zwischen duftenden Limonienwäldern beglückte die gute Clementine in einem kleinen einsamen Häuschen einen Mann und drey Kinder mit unaussprechlicher Liebe. Sie gab ihrem Gatten mehr durch ihr Herz, als die Natur ihm gab durch die Reize, die in braunen Locken ihr Antlitz umspielten, und aus ihren schwarzen Augen lächelten; sie that für ihre Kinder mehr durch holde bildende Pflege, als einst durch die Geburt in das Leben.

Eines Tages hatte sie von der kühlen Dämmerung des Morgens an bis zum schwülen sinkenden Abende, indeß ihr Gatte in Geschäften entfernt war, eifrig gearbeitet, und ohne nur ein Mal an sich zu denken, rastlos ihre Kräfte an der Beschickung des Hauses und der Besorgung ihrer Kleinen erschöpft. Froh der vollendeten Arbeit, trat sie in die Thür der Hütte, und schaute mütterlich sorgsam hinaus nach ihrem Knaben Antonio, der in der Nähe mit der kleinern Schwester Franziska an einem Lorbeergersträuße im Schatten von Olivenbäumen einträchtig spielte.

Befriedigt eilte sie zurück in die arme reinliche Stube, besetzte den schlechten Tisch mit dürftiger, doch wohlschmeckender Kost, zum Abendessen, hing mit lächelndem Gesichte und verhaltinem Athem lange über der Wiege, in welcher ihr Säugling mit glühenden Wangen und hörbaren Athemzügen des süßen Schlafes genoß, und ließ sich

dann behutsam auf einen Schämel neben der Wiege an ihrem Rade nieder.

Die friedliche Stille umher, das sanfte Schnauben des schlafenden Kindes, das leise Wehen eines schwülen Lüftchens, das im dichten Rebenlaube vor dem Fenster flüsterte, der oft unterbrochene heimliche Gesang einer Schwalbe, die unter dem Dache zwitscherte, und vor allem die Ermüdung von vierzehnstündiger Geschäftigkeit, führte einen Schlummer herbei, der ihr unvermerkt die schweren Augenlider zu schließen begann. Aber schnell raffte sie sich auf: ich darf nicht schlafen, dachte sie, Franziska braucht ein neues Kleidchen, und rieb die drückende Mattigkeit aus den Augen; — Gott, wie oft und wie gern reibt eine Mutter für ihre Kinder den Schlaf von den Wimpern! — und dann spann sie so eifrig, so rasch, dann drehte sie ihr Rädchen so hurtig, als sollte das Garn zu Franziska's Kleide noch heute gesponnen seyn.

Plötzlich schreckte ein jähes Angstgeschrey ihres Antonio sie auf. Sie stürzte vor die Hütte, und sah mit Beben, wie er die kleine zitternde Franziska herbei führte, und hörte mit Erstarren, wie er von weitem rief: Mutter, sieh nur wie Franziska's Hand da blutet! Eine Natter hat sie gebissen. Ach Franziska! meine Franziska! eine Natter! Gott, warum ließ ich sie hier spielen? Hülfe! Rettung! das war alles was sie mit verschlungenen Armen ächzte, das war es, was sie einem eben vorüber eilenden Manne in gebrochenen Worten stammelte.

Junges Weib, sagte der Wandrer, ich kann nicht weinen, mein Vater liegt in jenem Dorfe todeskrank, auch

habe ich nur einen Rath : seht, wo ihr einen Hund bekommt,  
der ihr das Gift aus der Wunde saugt; aber geschwind,  
geschwind! sonst weiß ich nichts.

Mit diesen Worten gieng der Mann vorüber, und Clementine taumelte, wie vom jähnen Schwindel überfallen, und die Verzweiflung zuckte in ihrem blassen Gesichte. Doch nach einem Augenblicke ward ihr Antlitz heiter; sie erhob sich schnell und freudig, wie wenn man Rettung sieht. Ein Hund das Nattergift aus ihrer Wunde saugen? sagte sie: das wird ein Hund nicht thun, aber eine Mutter kann es, eine Mutter thut es; und hastig zog sie ihre Tochter an sich, als ob sie von einem Abgrunde sie wegriß, und drückte die sanften Lippen auf die Wunde, und sog, und sog so innig und so lange, als könnte sie hundertjähriges Leben aus dieser Wunde saugen.

Indem sah Antonio den Vater sich nähern, und stürzt ihm entgegen, und erzählt ihm, was geschehen war, und was die Mutter thue. Vor Entsetzen erbleichte der junge Mann und wankte, und hielt sich an dem nächsten Baume. Was machst du, Vater? rief der Knabe, und sprang auf ihn zu, als wollte er ihm helfen; aber noch ehe er ihn umfaßte, bebte er wieder zurück vor einer todten Schlange, die er jetzt erst an des Vaters Stab gebunden erblickte, und stammelte: ach, die Natter war es, ja so eine Natter hat unsre liebe Franziska gebissen!

Nun Gott Lob, Gott Lob! jauchzte der Vater, das ist keine Natter, das ist eine unschädliche Schlange, die niemanden tödten kann. Mit nassen Augen erreichte er seine Hütte, umfaßte die Tochter mit der Mutter, und schloß

sie lange an seine Brust, und ries mit trunkner Freude :  
Böses, treffliches Weib, wie hast du mich erschreckt! aber  
Gott sey Dank! die Schlange war nicht giftig ; der Herr  
sey gepriesen, wir bleiben noch beisammen, und deine  
Mutterliebe werde ich nie vergessen, und keins von deinen  
Kindern wird sie je vergessen ; und diese Hand, auf deren  
Wunde du deine mütterlichen Lippen drücktest, wird einst  
gewiß dein graues Haar mit Rosen und mit Myrten-  
fränen zieren.

In schweigendem Entzücken traten nun die Gatten von  
ihren Kindern begleitet in die Stube, durch deren Fen-  
ster eben die sinkende Sonne den einladenden Tisch mit  
ihrem Rosenschimmer röthete, und der Säugling in der  
Wiege sahe sich mit weit offnen Augen ruhig um, und  
lächelte den glücklichen Altern entgegen.

Starke.

### 31.

## Spaziergang des arabischen Philosophen Al-Raschid.

Am Hofe des Kalifen Musa Al-Hadi lebte ein Greis  
mit Namen Al-Raschid, ein Mann, an welchem die klei-  
nen Geschöpfchen von Höflingen ihren Witz übten, den  
die Damen ungern litten, und der in sechs und siebenzig  
Jahren vierzehn Mal aus dem Antliz seines Beherrschers  
war verbannt worden, weil er immer irgend eine unange-  
nehme Wahrheit auf der Lippe trug. Er lächelte seiner  
Verbannung, denn im Garten der Natur war er in der

besten Gesellschaft, und der Hof berief ihn vierzehn Mal zurück, weil man sah, daß er den Hof entbehren konnte.

In einer von jenen Straf-Epochen, da er in der Einsamkeit dem Psalme der Weisheit nachspürte, gelang es ihm, die Sprache der Thiere zu ergründen, und von diesem Augenblick an war es sein liebstes Vergnügen, die mancherlei Gattungen der Thiere zu belauschen. Er fand, daß sie oft vernünftiger plauderten als ein Kammerjunker.

Eines Tages bemerkte er auf den Blättern eines Busches eine Kolonie jener Insekten, Ephemeren genannt, welchen der Schöpfer das Ziel ihres Daseyns neben die Stunde ihrer Geburt stellte, denn sie werden gehohren und sterben an einem Tage. Al-Raschid näherte sich laufend einem Drupp dieses kleinen Gewürms, und bemerkte, daß sie heftig unter einander disputierten: da sie aber alle zugleich sprachen; so dauerte es lange, ehe er den Gegenstand ihres Streites erlauerte. Endlich, nachdem sich die größten Schreyer unter dem Haufen müde geschrien; hörte er, daß die Rede von zwey fremden, nur eben angekommenen Virtuosen sey, einer Hummel und einer Mücke, über deren Vorzüge die Stimmen der Ephemeren sehr getheilt waren. Die eine behauptete, die Hummel singe den schönsten Bass, den man je im Reiche der Insekten gehört; die andere vertheidigte den einnehmenden Discant der Mücke.

« Glückliches Volk! rief Al-Raschid, das trotz der wenigen Stunden, die es zu leben hat, sich doch am Hummelbass und Mückendiscant zu ergötzen vermag. »

Lächelnd wandte er sein Ohr zu einem Greise der Ephe-

meren, der allein auf einem Blatte saß, und folgendes Selbstgespräch hielt:

«Die berühmtesten Weisen meines Volkes, die viele Stunden vor mir gelebt haben, behaupteten schon, daß diese Welt nicht länger als achtzehn Stunden dauern könne; und mich dünkt, sie hatten Recht. Denn wenn ich bedenke, wie sehr zu meiner Zeit das große Sonnenlicht, aus welchem die Natur ihr Leben schöpfte, sich gegen das Meer geneigt hat, welches diesen Erdenball begränzt; so kann ich nicht anders vermuthen, als daß es seinen Lauf dort endigen, seine Fackel in den Fluthen auslöschen, und so die Erde in ewige Finsterniß hinabstossen wird, welche natürlich eine allgemeine Zerstörung hervor bringen muß. Ich habe von diesen achtzehn Stunden sieben durchlebt, das sind vier hundert und zwanzig Minuten. Ein hohes Alter! wie wenige unter uns erreichen dies Ziel! Ich habe ganze Generationen entstehen, blühen und verschwinden sehn. Meine jetzigen Freunde sind die Kinder und Großkinder der Freunde meiner Jugendtage, die mir schon lange voran gegangen sind, und ach! — nur zu bald werde ich ihnen folgen. Iwar befnde ich mich bei meinem hohen Alter, Gott sey Dank! noch ziemlich wohl, doch kann ich nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur auf nicht mehr als höchstens noch acht Minuten rechnen. Was helfen mir nun alle meine Mühe und Arbeit? was hilft es mir, daß ich unter tausend Sorgen einen Vorrath von süßem Thau auf diesem Blatte gesammelt, welchen das herannahende Ende meiner Tage mir nicht zu verzehren gestattet? Umsonst habe ich mich oft für mein Volk in's Schlachtgetum-

mel gewagt; umsonst habe ich fern vom Geräusch der Welt diese Kolonie durch weise Gesetze zu bilden gesucht. — Zwar meine Freunde schmeicheln mir, daß ich einen großen Nahmen nachlasse; aber wo bleibt mein Nachruhm, wenn am Ende der achtzehn Stunden die Sonne verlischt, und die Welt in ewiges Nichts zurück kehrt? Ja, wenn ich auf einen dauernden Ruhm von dreißig bis vierzig Stunden rechnen könnte! » —

Ali-Raschid lächelte — und erschrak gleich darauf, daß er gelächelt hatte; denn Stunden oder Jahre — läuft das nicht am Ende auf Eins hinaus?

Kožebue.

32.

Anekdote.

Almansur, ein vornehmer und reicher Araber, aß, trank, spielte, und wälzte sich in allerley Wollüsten. Einst, als die Langeweile ihn marterte, und Überdruß und Ekel ihn angrinzen; kam er auf die sonderbare Grille, die Gräber seiner Vorfahren zu besuchen. Er stieg hinab, und wandelte zwischen den modernden Gebeinen, nicht mit dem ernsthaften Gedanken, daß auch er einst seinen Staub mit dem ihrigen mischen werde; sondern mit der Idee eines Wollüstlings: «Daz es hier schön fühl sey, und das Geschäft der Verdauung gut von statten gehe.»

Plötzlich ward seine Aufmerksamkeit, durch eine halb-verlöschne Inschrift gereizt. In diesem Grabe, hieß es, ist ein größerer Schatz verborgen, als Kröfus je besaß. Almansur, dessen Reichtümer schon

ziemlich erschöpft waren, ließ voll freudiger Begierde das Grab sogleich öffnen, und fand — eine handvoll Staub, darunter ein Marmortafelchen, worauf folgende Worte gegraben waren:

Ehe du, verblander Sterblicher! mit verwegener Hand diese Gruft entweihst, herrschte hier eine ununterbrochene Ruhe, ein Schatz, den Krösus selbst nicht besaß.

Derselbe.

### 33.

## Die Zauberschule.

Ein Domdechant zu Compostello hatte schon lange sich den Kopf zerbrochen, auf welche Kunst oder Wissenschaft er sich noch in seinem männlichen Alter legen könne. Ein Leben in Achtung, Reichthum, Überflüß war so ganz seine Sache; aber Arbeit war sie desto weniger. Endlich entschied er für die Magie. In ihr, glaubt' er, würden, nach einigen bald überstandnen Schwierigkeiten, die Geister an seiner Statt arbeiten. Er erkundigte sich unter der Hand nach einem geschickten Schwarzkünstler; man pries ihm einen gewissen Don Rodriguez zu Toledo als den größten auf dem ganzen Erdkreis; er nahm sofort Pferd und Empfehlungsschreiben; reiste nach Toledo, suchte diesen Don Rodriguez auf, und bat, daß solcher ihn zu seinem Schüler annehmen möge.

Der Dechant hatte sich auf eine Trismegistusfigur, auf einen Mann mit Zaubergürtel und Stab, mit furchterlichem Ernst und ellenlangem Bart vorbereitet; er fand

bloß einen ehrwürdigen freundlichen Greis, gekleidet und gebildet, wie die gewöhnlichen Adamssöhne. Er stotterte seine wohlgesetzte Bitt' ihm her, und Don Rodriguez antwortete ganz gelassen: «Sey mir als Lehrling und als Sohn willkommen! Die Kunst, der du dich widmen willst, ist freilich die höchste unter allen; aber sie erfordert auch bei dem, der sie ganz begreifen will, ein reines Herz. Hast du das?»

«Ich hoff' es.

Und ich muß dies aufs Wort dir glauben. Die Kräfte der Natur gehorchen den Geistern; aber Herzenskundiger ist nur Einer. Vor allen Dingen frag' ich dich: wirst du auch dankbar gegen mich seyn, wenn ich dich in den Lehren der Weisheit einweihe?

«Und wenn's mein Leben gölte!»

So hoch treib' ich meine Ansprüche nicht — Aber sieh, du bist Dechant bei einer alten angesehenen Kirche; Beförderung zu höhern Würden kann dir nicht fehlen; würdest du, wenn solche erfolgte, dich gütig deines Lehrers erinnern?

«Für welchen Nichtswürdigen müßtest du mich ansehen, wenn du dies im Ernst fragtest! Dir soll von Stund' an zugehören, was ich nur hab' und vermag!»

Der Dechant fügte hier eine Menge von Betheurungen hinzu, die den Greis allmälig zu überzeugen schienen. — Er stand auf, rief seine Kochinn, und sie kam.

«Halte, sagte er, zwey Rebhühner bereit! Aber stecke sie, ohne weitern ausdrücklichen Befehl, noch nicht an Spieß; und du, lieber Sohn, folge mir!» — Bei diesen

Worten führte er den Dechant in einen Saal, ganz angefüllt mit Büchern und Instrumenten; begann auch bereits ihn in diesem und jenem zu unterrichten.

Doch kaum hatten sie angefangen, als zwey Manns Personen hereintraten, die von Kompostello kamen, und dem Domdechant einen Brief überbrachten. Er war von seinem Oheim, dem Bischof, der indes frank geworden war, und ihn aufs schleunigste zurück zu kehren bat, wenn er noch seinen letzten Segen empfangen wolle. Aber der Neffe, der mehr die Unterbrechung seines Unterrichts, als die Krankheit seines Oheims bedauerte, glaubte diesen Segen entbehren zu können; entschuldigte sich mit äußerst wichtigen Geschäften, und die beiden Abgesandten kehrten fruchtlos zurück. Doch schon nach vier Tagen kamen sie wieder, und versicherten: daß er sich nun eilends auf den Weg machen müsse, denn der Vetter sey gestorben, und das Kapitel habe ihn an dessen Statt zum Bischof erwählt.

Kaum hörte dies Don Rodriguez, als er seinen Schüler anging, die bisher besetzne Dechantenstelle einem seiner Söhne zu ertheilen. Mit tausend Entschuldigungen lehnte der neue Bischof sothane Bitte für diesmal ab; bat den Alten, ihm zu erlauben, daß er seinen Bruder dazu ernennen dürfe; schlug ihm aber vor: zu ihm nach Kompostello zu ziehen, und seinen Sohn mitzunehmen, den er dann gewiß bei erster Gelegenheit aufs vortheilhafteste versorgen wolle.

Der Greis ließ es sich gefallen; sie machten sich auf den Weg, und waren noch nicht gar lange zu Kompostello, als Botschaft und Bullen von Sr. päpstlichen Heiligkeit

eintrafen. Der neue Bischof glaubte, daß letztere die Bestätigung in seiner Würde enthalten würden; aber er staunte nicht wenig, als er hörte und las, daß der heilige Vater ihm, seiner besondern Verdienste halber, das Erzbisthum von Toulouse aufstrügen, und die Freyheit, sich einen Nachfolger zu wählen, überließe. — Er selbst konnte sich zwar diese besonderen Verdienste nicht recht entziffern; doch dieser Unwissenheit halber die Stelle auszuschlagen, wäre wohl ein großer Fehler gewesen; er nahm sie daher an, und hatte kaum sie angenommen, als Don Rodriguez demuthigst erschien, und bei Besetzung des entledigten Bisthums nun auf seinen Sohn Rücksicht zu nehmen bat.

Sein Schüler gestand, daß er sich zu dessen Versorgung anheischig gemacht habe; aber er versicherte zugleich, daß er nothwendig dieses Bisthum an einen Oheim von väterlicher Seite, gegen welchen schon ältere Verpflichtung ihm oblage, vergeben müsse. « Kommt mit nach Toulouse, » fügte er hinzu, was ich habe, sollt' auch ihr beide genießen; und es wird mir nicht an Gelegenheit fehlen, dort meine Schuld mit Zinsen abzutragen. »

Der gute Alte war es abermals zufrieden; sie reisten nach Toulouse; Don Rodriguez sparte keine Mühe, den neuen Erzbischof in seinen Künsten zu unterrichten. Er nahm vortrefflich darin zu; aller Herzen wurden ihm unterthan, und nach zwey Jahren erschien eine neue Abgesandtschaft von Rom, die unserm Helden den Kardinalshut überbrachte, und ihm gleichfalls sein Erzbisthum nach Belieben weiter zu vergeben, frey stellte.

Jetzt erschien Don Rodriguez wieder, und sprach zuversichtsvoller, als die beiden ersten Male; denn er berief sich auf sein Warten, seine mittlerweile geleisteten Dienste, und auf das nachdrücklich ihm geschahene Versprechen. Thro Eminenz schienen äußerst verlegen; sie gestanden ein, daß dies alles seine Richtigkeit habe; gleichwohl sey ihm noch ein einziger Oheim mütterlicher Seite übrig geblieben, dessen dringenden Bitten, so wie überhaupt der Pflicht, für ihre Familie zu sorgen, sie nicht widerstehen könnten. — Aber kommt mit nach Rom, schlossen sie, und ich werde dort gewiß mehr als jemals Mittel ausfindig machen, euerm Sohn meine Erkennlichkeit zu bezeigen.

Auch dies geschah; der neue Kardinal gewann zu Rom wiederum allgemeine Liebe; der Papst that nichts, ohne ihn um Rath zu fragen; aber bald ward eben dieser Papst tödlich frank, und starb. Das Konklave wurde eröffnet; Don Rodriguez Künste thaten ihr Bestes; und siehe durch eine unerhört einstimmige Wahl ward der ehemalige Dechant von Kompostello zum Oberhaupt der Christenheit ernannt.

Raum war in gehöriger Feierlichkeit die dreyfache Krone auf sein Haupt gesetzt, als Don Rodriguez mit der schon drey Mal da gewesenen Bitte wieder vor ihm erschien, und gleich am Kopfsschütteln bei der Rede Anfang errieth, daß die Antwort die nämliche seyn würde; aber eben dies brachte des Greifes sonst so ruhiges Blut in Bewegung; er versicherte Ihrer Heiligkeit, daß er des ewigen Supplicierens müde sey; daß er nicht weiter durch bloße Versprechungen sich wolle täuschen lassen; daß er gar wohl

wisse, was er verdient habe; und daß der heilige Vater nunmehr entweder halten solle, was er schon zu Toledo versprochen habe, oder lieber — geradezu eine abschlägliche Antwort ihm geben.

Bei dieser Dreistigkeit fuhr der Pabst zornig empor. — «Auch ich weiß», sprach er, «was du verdienet hast, Schwarzkünstler; den Scheiterhaufen nämlich. Packe dich aus meinen Augen! ich habe deine Possenspiele lange genug mit Nachsicht ertragen. Finde ich dich morgen noch in Rom; so will ich dem heiligen Gericht dich übergeben, und sie soll dir, Ketzer und Zauberer, schon lohnen, wie sichs gebührt.»

Bei diesen Worten kehrte Don Rodriguez ganz gelassen sich um — «Köchinn,» rief er zur Thüre hinaus, «du brauchst nur Ein Rebhuhn an Spieß zu stecken; denn ich esse heute Abend allein.» — Und in dem nämlichen Augenblicke war auch der ganze Zauber verschwunden. Der heilige Vater war wieder zum bloßen Domdechant von Kompostello herabgesunken; sah, daß diese ganze Reihe von Jahren, Würden und Begebenheiten nur ein Gaukelspiel gewesen sey, und daß er nun geprüft, verspottet und als ein Undankbarer erkannt, vor den Augen eines Mannes da stehe, der viel zu weise sey, als an ihm seinen Unterricht zu verschwenden.

Meißner.

## Der Brudermord.

Es mögen nun fünf Jahre seyn, daß ich in Neapel, wo ich mit ziemlichem Glück meine Künste trieb, mit einem gewissen Lorenzo del M<sup>\*\*</sup>nte, Chevalier des Ordens von St. Stephan, Bekanntschaft machte, einem jungen und reichen Kavalier aus einem der ersten Häuser des Königreichs, der mich mit Verbindlichkeiten überhäufte, und für meine Geheimnisse große Achtung zu tragen schien. Er entdeckte mir, daß der Marchese del M<sup>\*\*</sup>nte, sein Vater, ein eifriger Verehrer der Kabbala wäre, und sich glücklich schäzen würde, einen Weltweisen (wie er mich zu nennen beliebte) unter seinem Dache zu wissen. Der Greis wohnte auf einem seiner Landgüter an der See, ungefähr sieben Meilen von Neapel, wo er bei- nah in gänzlicher Abgeschiedenheit von Menschen das Andenken eines theuern Sohnes beweinte, der ihm durch ein schreckliches Schicksal entrissen ward. Der Chevalier ließ mich merken, daß er und seine Familie in einer sehr ernsthaften Angelegenheit meiner wohl gar ein Mal bedürfen könnten, um von meiner geheimen Wissenschaft vielleicht einen Aufschluß über etwas zu erhalten, wobei alle natürliche Mittel fruchtlos erschöpft worden wären. Er insbesondere, segte er sehr bedeutungsvoll hinzu, würde einst vielleicht Ursache haben, mich als den Schöpfer seiner Ruhe und seines ganzen irdischen Glücks zu betrachten. Die Sache selbst aber verhielt sich folgender Gestalt: Dieser Lorenzo war der jüngere Sohn des Marchese,

weshwegen er auch zu dem geistlichen Stand bestimmt war; die Güter der Familie sollten an seinen ältern Bruder fallen. Jeronymo, so hieß dieser ältere Bruder, hatte mehrere Jahre auf Reisen zugebracht, und kam ungefähr sieben Jahre vor der Begebenheit, die jetzt erzählt wird, in sein Vatertand zurück, um eine Heirath mit der einzigen Tochter eines benachbarten gräflichen Hauses von E\*\*\*tti zu vollziehen, worüber beide Familien schon seit der Geburt dieser Kinder überein gekommen waren, um ihre ansehnlichen Güter dadurch zu vereinigen. Ungeachtet diese Verbindung bloß das Werk der älterlichen Konvenienz war, und die Herzen beider Verlobten bei der Wahl nicht um Rath gefragt wurden; so hatten sie dieselbe doch stillschweigend schon beschworen. Jeronymo del M\*\*\*nte und Antonie E\*\*\*ti waren mit einander auferzogen worden, und der wenige Zwang, den man dem Umgang zweyer Kinder auflegte, die man schon damals gewohnt war, als ein Paar zu betrachten, hatte frühzeitig ein zärtliches Verständniß zwischen beiden entstehen lassen, das durch die Harmonie ihrer Charaktere noch mehr festigt ward, und sich in reifern Jahren leicht zur Liebe erhöhte. Eine vierjährige Entfernung hatte es vielmehr angefeuert als erkaltet, und Jeronymo kehrte eben so treu und eben so feurig in die Arme seiner Braut zurück, als wenn er sich niemals daraus gerissen hätte.

Die Entzückungen des Wiedersehens waren noch nicht vorüber, und die Anstalten zur Vermählung wurden auf das lebhafteste betrieben, als der Bräutigam — verschwand. Er pflegte öfters ganze Abende auf einem Landhause zu-

zubringen, daß die Aussicht auf's Meer hatte, und sich da zuweilen mit einer Wasserfahrt zu vergnügen. Nach einem solchen Abende geschah es, daß er ungewöhnlich lange ausblieb. Man schickte Boten nach ihm aus, Fahrzeuge suchten ihn auf der See; niemand wollte ihn gesehen haben; von seinen Bedienten wurde keiner vermißt, daß ihn also keiner begleitet haben konnte. Es wurde Nacht, und er erschien nicht. Es wurde Morgen — es wurde Mittag und Abend, und noch kein Jeronymo. Schon fieng man an, den schrecklichsten Muthmaßungen Raum zu geben, als die Nachricht einlief, ein algierischer Korsar habe vorigen Tages an dieser Küste gelandet, und verschiedene von den Einwohnern seyen gefangen weggeföhrt worden. Sogleich werden zwey Galeeren bemannit, die eben segelfertig liegen; der alte Marchese besteigt selbst die erste, entschlossen, seinen Sohn mit Gefahr seines eigenen Lebens zu befreyen. Am dritten Morgen erblickten sie den Korsaren, vor welchem sie den Vortheil des Windes voraus haben; sie haben ihn bald erreicht, sie kommen ihm so nahe, daß Lorenzo, der sich auf der ersten Galeere befindet, das Zeichen seines Bruders auf dem feindlichen Verdeck zu erkennen glaubt, als plötzlich ein Sturm sie wieder von einander trennt. Mit Mühe stehn ihn die beschädigten Schiffe aus; aber die Prise ist verschwunden, und die Noth zwingt sie, auf Maltha zu landen. Der Schmerz der Familie ist ohne Grenzen; trostlos rauft sich der alte Marchese die eisgrauen Haare aus, man fürchtet für das Leben der jungen Gräfinn.

Fünf Jahre gehen in fruchtlosen Erfundigungen hin.

Nachfragen geschehen längs der ganzen barbarischen Küste; ungeheure Preise werden für die Freyheit des jungen Marchese geboten; aber niemand meldet sich, sie zu verdienen. Endlich blieb es bei der wahrscheinlichen Vermuthung, daß jener Sturm, welcher beide Fahrzeuge trennte, das Räuberschiff zu Grunde gerichtet habe, und daß seine ganze Mannschaft in den Fluthen umgekommen sey.

So scheinbar diese Vermuthung war; so fehlte ihr doch noch viel zur Gewißheit, und nichts berechtigte, die Hoffnung ganz aufzugeben, daß der Verlorne nicht ein Mal wieder sichtbar werden könnte. Aber gesetzt nun, er würde es nicht mehr; so erlosch mit ihm zugleich die Familie, oder der zweyte Bruder mußte dem geistlichen Stande entsagen, und in die Rechte des Erstgeborenen eintreten. (So wenig dieses die Gerechtigkeit gegen den lebtern zu erlauben schien, so wenig durfte auf der andern Seite die Familie durch eine zu weit getriebene Gewissenhaftigkeit der Gefahr des Aussterbens ausgesetzt werden.) Gram und Alter näherten den alten Marchese dem Grabe; mit jedem neu vereitelten Versuch sank die Hoffnung, den Verschwundenen wieder zu finden; er sah den Untergang seines Hauses; der durch eine kleine Ungerechtigkeit zu verhüten war, wenn er sich nämlich nur entschließen wollte, den jüngern Bruder auf Unkosten des ältern zu begünstigen. Um seine Verbindungen mit dem gräflichen Hause von E\*\*\*tti zu erfüllen, brauchte nur ein Name geändert zu werden; der Zweck beider Familien war auf gleiche Art erreicht, Gräfinn Antonie möchte nun Lorenzos oder Jeronymos Gattinn heißen. Die schwache Mdg-

lichkeit einer Wiedererscheinung des letztern kam gegen das gewisse und dringende Übel, den gänzlichen Untergang der Familie, in keine Betrachtung; und der alte Marchese, der die Annäherung des Todes mit jedem Tag stärker fühlte, wünschte mit Ungeduld, von dieser Unruhe wenigstens frey zu sterben.

Wer diesen Schritt allein verzögerte und am hartnäckigsten bekämpfte, war derjenige, der das meiste dabei gewann — Lorenzo. Ungerührt von dem Reiz unermesslicher Güter, unempfindlich selbst gegen den Besitz des liebenswürdigsten Geschöpfes, weigerte er sich mit der edelmüthigsten Gewissenhaftigkeit, einen Bruder zu berauben, der vielleicht noch am Leben wäre, und sein Eigenthum zurück fordern könnte. Ist das Schicksal meines theuern Seronymo, sagte er, durch diese lange Gefangenschaft nicht schon schrecklich genug, daß ich es noch durch einen Diebstahl verbittern sollte, der ihn um alles bringt, was ihm das theuerste war? Mit welchem Herzen würde ich den Himmel um seine Wiederkunft ansehen? Mit welcher Stirne ihm, wenn endlich ein Wunder ihn uns zurück bringt, entgegen eilen? Und gesetzt, er ist uns auf ewig entrissen, wodurch können wir sein Andenken besser ehren, als wenn wir die Lücke ewig unausgefüllt lassen, die sein Tod in unsren Zirkel gerissen hat? als wenn wir alle unsre Hoffnungen auf seinem Grabe opfern, und das, was sein war, gleich einem Heilighum unberührt lassen?

Aber alle Gründe, welche die brüderliche Delikatesse ausfand, waren nicht vermögend, den alten Marchese mit der Idee auszuföhnen, einen Stamm erloschen zu sehen,

der bereits neun Jahrhunderte geblüht. Alles, was Lorenzo ihm abgewann, war noch eine Frist von zwey Jahren, ehe er die Braut seines Bruders zum Altare führte. Während dieses Zeitraums wurden die Nachforschungen auf's eifrigste fortgesetzt. Lorenzo selbst that verschiedene Seereisen, setzte seine Person manchen Gefahren aus; keine Mühe, keine Kosten wurden gespart, den Verschwundenen wieder zu finden. Aber auch diese zwey Jahre verstrichen fruchtlos, wie alle vorige.

Antoniens Zustand war der schrecklichste Kampf zwischen Pflicht und Neigung, Hass und Bewunderung. Die uneigennützige Großmuth der brüderlichen Liebe rührte sie; sie fühlte sich hingerissen, den Mann zu verehren, den sie nimmermehr lieben konnte; zerrissen von widersprechenden Gefühlen blutete ihr Herz. Aber ihr Widerwille gegen den Chevalier schien in eben dem Grade zu wachsen, wie sich seine Ansprüche auf ihre Achtung vermehrten. Mit tiefem Leiden bemerkte er den stillen Gram, der ihre Jugend verzehrte. Ein zärtliches Mitleid trat unvermerkt an die Stelle der Gleichgültigkeit, mit der er sie bisher betrachtet hatte; aber diese verrätherische Empfindung hinterging ihn, und eine wührende Leidenschaft fing an, ihm die Ausübung einer Jugend zu erschweren, die bis jetzt ohne Beispiel gewesen war. Doch selbst noch auf Unkosten der Liebe gab er den Eingebungen seines Edelmuths Gehör: er allein war es, der das unglückliche Opfer gegen die Willkür der Familie in Schutz nahm. Aber alle seine Bemühungen misslangen; jeder Sieg, den er über seine Leidenschaft davon trug, zeigte ihn ihrer

nur um so würdiger, und die Großmuth, mit der er sie ausschlug, diente nur dazu, ihre Widerseylichkeit jeder Entschuldigung zu beraubten.

So standen die Sachen, als der Chevalier mich bereete, ihn auf seinem Landgute zu besuchen. Die warme Empfehlung meines Gönners bereitete mir da einen Empfang, der alle meine Wünsche übertraf. Ich darf nicht vergessen, hier noch anzuführen, daß es mir durch einige merkwürdige Operationen gelungen war, meinen Namen berühmt zu machen, welches mit dazu beitragen möchte, das Vertrauen des alten Marchese zu vermehren, und seine Erwartungen von mir zu erhöhen. Wie weit ich es mit ihm gebracht, und welche Wege ich dabei gegangen, erlassen Sie mir zu erzählen; aus den Geständnissen, die ich Ihnen berüts gethan, können Sie auf alles übrige schließen. Da ich mir alle mystische Bücher zu nutze machte, die sich in der sehr ansehnlichen Bibliothek des Marchese befanden; so gelang es mir bald, in seiner Sprache mit ihm zu reden, und mein System von der unsichtbaren Welt mit den abentheuerlichsten Erfindungen aufzustützen. In kurzem glaubte er was ich wollte, und zuletzt hatte ich ihn mit Mystizität so umstrickt und umwunden, daß nichts mehr bei ihm Kredit hatte, sobald es natürlich war. In kurzem war ich der angebetete Apostel des Hauses. Der gewöhnliche Inhalt meiner Vorlesungen war die Eraltung der menschlichen Natur, und der Umgang mit höhern Wesen, mein Gewährsmann der untrügliche Graf von Gabalis. Die junge Gräfin, die seit

dem Verlust ihres Geliebten ohnehin mehr in der Geisterwelt als in der wirklichen lebte, und übedieß eine große Mischung von Melancholie in ihrem Charakter hatte, sing meine hingeworfenen Winke mit schauderndem Wohlbehagen auf; ja sogar die Bedienten des Hauses suchten sich im Zimmer zu thun zu machen, wenn ich redete, um hie und da eins meiner Worte aufzuhatschen, welche Bruchstücke sie alsdann nach ihrer Art an einander reiheten.

Ungefähr zwey Monate mochte ich so auf diesem Ritterſche zugebracht haben, als eines Morgens der Chevalier auf mein Zimmer trat. Tiefer Gram mahlte sich auf seinem Gesichte, alle seine Züge waren zerstört, er warf sich in einen Stuhl mit allen Geberden der Verzweiflung.

Kapitain, sagte er, mit mir ist es vorbei. Ich muß fort. Ich kann es nicht länger hier aushalten.

Was ist Thnen, Chevalier? Was haben Sie?

O diese furchterliche Leidenschaft! (Hier fuhr er mit Heftigkeit von dem Stuhle auf, und warf sich in meine Arme) — Ich habe sie bekämpft wie ein Mann — Jetzt kann ich nicht mehr.

Aber an wem liegt es denn, liebster Freund, als an Thnen? Steht nicht alles in Ihrer Gewalt? Vater, Familie —

Vater! Familie! Was ist mir das? — Will ich eine erzwungene Hand, oder eine freiwillige Neigung? — Hab' ich nicht einen Nebenbuhler? — Ach! und welchen? Einen Nebenbuhler vielleicht unter den Todten! O lassen

Sie mich ! Lassen Sie mich ! Ging es auch bis an's Ende der Welt. Ich muß meinen Bruder finden.

Wie ? Nach so viel schlagengesetzten Versuchen können Sie noch Hoffnung —

Hoffnung ! — In meinem Herzen starb sie längst. Aber auch in jenem ? — Was liegt daran, ob ich hoffe ? — Bin ich glücklich, so lange noch ein Schimmer dieser Hoffnung in Antoniens Herzen glimmt ? — Zwei Worte, Freund, könnten meine Marter enden. — Aber umsonst ! Mein Schicksal wird elend bleiben, bis die Ewigkeit ihr langes Schweigen bricht, und Gräber für mich zeugen.

Ist es diese Gewißheit also, die Sie glücklich machen kann ?

Glücklich ? O ich zweifle, ob ich es je wieder seyn kann ! — Aber Ungewißheit ist die schrecklichste Verdammniß ! (Nach einem Stillschweigen mäßigte er sich, und fuhr mit Wehmuth fort) Daß er meine Leiden sahe ! — Kann sie ihn glücklich machen, diese Treue, die das Elend seines Bruders macht ? Soll ein Lebendiger eines Todten wegen schmachten ? — Wüßte er meine Qual — (hier singt er an, heftig zu weinen, und drückt sein Gesicht auf meine Brust.)

Aber sollte dieser Wunsch so ganz unerfüllbar seyn ?

Freund ! Was sagen Sie ? — Er sah mich erschrocken an.

Weit geringere Unlässe, fuhr ich fort, haben die Abgeschiedenen in das Schicksal der Lebenden verflochten. Sollte das ganze zeitliche Glück eines Menschen — eines Bruders —

Das ganze zeitliche Glück! O das fühl' ich! Wie wahr haben sie gesagt! Meine ganze Glückseligkeit!

Und die Ruhe einer trauernden Familie keine würdige Aufopferung seyn? Gewiß! wenn je eine irdische Angelegenheit dazu berechtigen kann, die Ruhe der Seligen zu stören — von einer Gewalt Gebrauch zu machen. —

Um Gottes willen, Freund! unterbrach er mich, nichts mehr davon. Ehemals wohl, ich gesteh' es, hegte ich einen solchen Gedanken — mir däuchte, ich sagte Ihnen davon — aber ich hab' ihn längst als ruchlos und abscheulich verworfen.

Sie sehen nun schon, fuhr der Sicilianer fort, wohin uns dieses führte. Ich bemühte mich, die Bedenklichkeiten des Ritters zu zerstreuen, welches mir endlich auch gelang. Es ward beschlossen, den Geist des Verstorbenen zu zitieren, wobei ich mir nur vierzehn Tage Frist ausbedingte, um mich, wie ich vorgab, würdig darauf vorzubereiten. Nachdem dieser Zeitraum verstrichen und meine Maschinen gehörig gerichtet waren, benützte ich einen schauerlichen Abend, wo die Familie auf die gewöhnliche Art um mich versammelt war, ihr die Einwilligung dazu abzulösen, oder sie vielmehr unvermerkt dahin zu leiten, daß sie selbst diese Bitte an mich that. Den schwersten Stand hatte man bei der jungen Gräfinn, deren Gegenstand doch so wesentlich war; aber hier kam uns der schwärmerische Flug ihrer Leidenschaft zu Hilfe, und vielleicht mehr noch ein schwacher Schimmer von Hoffnung, daß der Todtgeglaubte noch lebe, und auf den Ruf nicht erscheinen wer-

de. Misstrauen in die Sache selbst, Zweifel in meine Kunſt war das einzige Hinderniß, welches ich nicht zu bekämpfen hatte.

Sobald die Einwilligung der Familie da war, wurde der dritte Tag zu dem Werk angesezt. Fasten, Wachen, Einsamkeit und mystischer Unterricht waren, verbunden mit dem Gebrauch eines gewissen noch unbekannten musikalischen Instruments, das ich in ähnlichen Fällen sehr wirksam fand, die Vorbereitungen zu diesem feyerlichen Aft, welche auch so sehr nach Wunsche einschlugen, daß die fanatische Begeisterung meiner Zuhörer meine eigene Phantasie erhitzte, und die Illusion nicht wenig vermehrte, zu der ich mich bei dieser Gelegenheit anstrengen mußte. Endlich kam die erwartete Stunde. —

Ich lasse mich in keine Beschreibung des Gaukelspiels ein, die mich ohnehin auch zu weit führen würde. Genug es erfüllte alle meine Erwartungen. Der alte Marchese, die junge Gräfinn nebst ihrer Mutter, der Chevalier und noch einige Verwandte waren zugegen. Sie können leicht denken, daß es mir in der langen Zeit, die ich in diesem Hause zugebracht, nicht an Gelegenheit werde gemangelt haben, von allem, was den Verstorbenen anbetraf, die genaueste Erfundigung einzuziehen. Verschiedene Gemählde, die ich da von ihm vorfand, setzten mich in den Stand, der Erscheinung die täuschendste Ähnlichkeit zu geben, und weil ich den Geist nur durch Zeichen sprechen ließ, so konnte auch seine Stimme keinen Verdacht erwecken. Der Todte selbst erschien in barbarischem Sklavenkleide, eine tiefe Wunde am Halse. Sie bemerkten, sagte der Sicilianer,

daz ich hierin von der allgemeinen Muthmaßung abging, die ihn in den Wellen umkommen lassen; weil ich Ursache hatte zu hoffen, daz gerade das Unerwartete dieser Wendung die Glaubwürdigkeit der Vision selbst nicht wenig vermehren würde; so wie mir im Gegentheil nichts gefährlicher schien, als eine zu gewissenhafte Annäherung an das Natürliche.

Ich ließ die Frage an den Geist ergehen, ob er nichts mehr se in nenne auf dieser Welt, und nichts darauf hinterlassen habe, was ihm theuer wäre? Der Geist schüttelte dreymal das Haupt, und streckte eine seiner Hände gen Himmel. Ehe er weg ging, streifte er noch einen Ring vom Finger, den man nach seiner Verschwindung auf dem Fußboden liegend fand. Als die Gräfin ihn genauer in's Gesicht fasste, war es ihr Trauring.

Zezt hielt man sich für überzeugt, daz Jeronymo nicht mehr am Leben sey. Die Familie machte von diesem Tage an seinen Tod öffentlich bekannt, und legte förmlich die Trauer um ihn an. Der Umstand mit dem Ringe erlaubte auch Antonien keinen Zweifel mehr, und gab den Bewerbungen des Chevaliers einen größern Nachdruck. Aber der heftige Eindruck, den diese Erscheinung auf sie gemacht, stürzte sie in eine gefährliche Krankheit, welche die Hoffnungen ihres Liebhabers bald auf ewig vereitelt hätte. Als sie wieder genesen war; bestand sie darauf, den Schleyer zu nehmen, wovon sie nur durch die nachdrücklichsten Gegenvorstellungen ihres Beichtvaters, in welchen sie ein unumschränktes Vertrauen setzte, abzubringen war. Endlich gelang es den vereinigten Bemühungen dieses Mannes und

der Familie , ihr das Jawort abzuängstigen. Der letzte Tag der Trauer sollte der glückliche Tag seyn, den der alte Marchese durch Abtretung aller seiner Güter an den recht-mäßigen Erben noch festlicher zu machen gesonnen war.

Es erschien dieser Tag , und Lorenzo empfing seine be-bende Braut am Altare. Der Tag ging unter , ein präch-tiges Mahl erwartete die frohen Gäste im hellerleuchteten Hochzeitsaal , und eine lärmende Musik begleitete die aus-gelassene Freude. Der glückliche Greis hatte gewollt , daß alle Welt seine Fröhlichkeit theilte ; alle Zugänge zum Palaste waren geöffnet , und willkommen war jeder , der ihn glücklich pries. Unter diesem Gedränge nun —

Der Erzählende hielt hier inne , und ein Schauder der Erwartung hemmte unsern Odem — —

Unter diesem Gedränge also , fuhr er fort , ließ mich derjenige , welcher zunächst an mir saß , einen Franciskanermönch bemerken , der unbeweglich wie eine Säule stand , langer hagerer Statur und aschbleichen Angesichts , einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar ge-heftet. Die Freude , welche rings herum auf allen Gesich-tern lachte , schien an diesem einzigen vorüber zu gehen ; seine Miene blieb unwandelbar dieselbe , wie eine Büste unter lebenden Figuren. Das Außerordentliche dieses An-blcks , der — weil er mich mitten in der Lust überraschte , und gegen alles , was mich in diesem Augenblick umgab , auf eine so grelle Art abstach — um so tiefer auf mich wirk-te , ließ einen unauslöschlichen Eindruck in meiner Seele zurück. Oft versucht' ich's , die Augen von dieser schreckhaften Gestalt abzuwenden , aber unfreiwillig fielen sie wieder

darauf, und fanden sie jedes Mal unverändert. Ich stieß meinen Nachbar an, dieser den seinigen, dieselbe Neugierde, dieselbe Befremdung durchlief die ganze Tafel, das Gespräch stockte, eine allgemeine plötzliche Stille; den Mönch störte sie nicht. Der Mönch stand unbeweglich und immer derselbe, einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Einen jeden entseztte diese Erscheinung; die junge Gräfin allein fand ihren eigenen Kummer im Gesicht dieses Fremdlings wieder, und hing mit stiller Wollust an dem einzigen Gegenstand in der Versammlung, der ihren Gram zu verstehen, zu theilen schien. Allgemach verließ sich das Gedränge, Mitternacht war vorüber, die Musik fing an stiller und verlorner zu tönen, die Kerzen dunkler und endlich nur einzeln zu brennen, das Gespräch leiser und immer leiser zu flüstern — und öder ward es, und immer öder im trüberleuchteten Hochzeitsaal; der Mönch stand unbeweglich, und immer derselbe, einen stillen und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Tafel wird aufgehoben, die Gäste zerstreuen sich dahin und dorthin, die Familie tritt in einen engern Kreis zusammen, der Mönch bleibt ungeladen in diesem engeren Kreis. Ich weiß nicht, woher es kam, daß niemand ihn anreden wollte; niemand redete ihn an. Schon drängen sich ihre weiblichen Bekannten um die zitternde Braut herum, die einen bittenden, Hülfe suchenden Blick auf den ehrwürdigen Fremdling richtet; der Fremdling erwiederte ihn nicht. Die Männer sammeln sich auf gleiche Art um den Bräutigam — Eine geprefzte erwartungsvolle Stille — Daß wir unter einander so glück-

lich sind, hub endlich der Greis an, der allein unter uns allen den Unbekannten nicht zu bemerken, oder sich doch nicht über ihn zu verwundern schien: daß wir so glücklich sind, sagte er, und mein Sohn Teronymo muß fehlen! — Hast du ihn denn geladen, und er ist ausgeblieben? fragte der Mönch. Es war das erste Mal, daß er den Mund öffnete — Mit Schrecken sahen wir ihn an.

Ach! er ist hingegangen, wo man auf ewig ausbleibt, versetzte der Alte. Ehrwürdiger Herr, ihr versteht mich unrecht. Mein Sohn Teronymo ist todt.

Vielleicht fürchtet er sich auch nur, sich in solcher Gesellschaft zu zeigen, fuhr der Mönch fort. — Wer weiß, wie er ausssehen mag, dein Sohn Teronymo! — Laß ihn die Stimme hören, die er zum letzten Mal hörte! — Bitte deinen Sohn Lorenzo, daß er ihn rufe.

Was soll das bedeuten? murmelte alles. Lorenzo veränderte die Farbe. Ich läugne nicht, daß mir das Haar anging zu steigen.

Der Mönch war unterdessen zum Schenkthisch getreten, wo er ein volles Weinglas ergriff, und an die Lippe setzte — Das Andenken unsers theuern Teronymo! rief er. Wer den Verstorbenen lieb hatte, thue mir's nach.

Woher Ihr auch seyn mögt, ehrwürdiger Herr, rief endlich der Marchese, Ihr habt einen theuern Namen genannt. Seyd mir willkommen! — Kommt, meine Freunde! (indem er sich gegen uns kehrte, und die Gläser herum gehen ließ) laßt einen Fremdling uns nicht beschämen! — Dem Andenken meines Sohnes Teronymo!

Nie, glaube ich, ward eine Gesundheit mit so schlimmen Muthe getrunken,

Ein Glas steht noch voll da — warum weigert sich mein Sohn Lorenzo, auf diesen freundlichen Trunk Bescheid zu thun ?

Bebend empfing Lorenzo das Glas aus des Franciskaners Hand — bebend brachte er's an den Mund — meinem geliebten Bruder Jeronymo ! stammelte er, und schauernnd setzte er's nieder.

Das ist meines Mörders Stimme, rief eine furchterliche Gestalt, die auf ein Mal in unsrer Mitte stand, mit bluttriefendem Kleide und entstellt von gräßlichen Wunden. —

Aber um das Weitere frage man mich nicht mehr, sagte der Erzähler, alle Zeichen des Entsetzens in seinem Angesichte. Meine Sinne hatten mich von dem Augenblick an verlassen, als ich die Augen auf die Gestalt warf; so wie jeden, der zugegen war. Da wir wieder zu uns selber kamen, rang Lorenzo mit dem Tode, Mönch und Erscheinung waren verschwunden. Den Ritter brachte man unter schrecklichen Zuckungen zu Bette; niemand als der Geistliche war um den Sterbenden, und der jammervolle Greis, der ihm, wenige Wochen nachher, im Tode folgte. Seine Geständnisse liegen in der Brust des Paters versenkt; der seine letzte Beicht hörte, und kein lebendiger Mensch hat sie erfahren. Nicht lange nach dieser Begebenheit geschah es, daß man einen Brunnen auszuräumen hatte, der im Hinterhofe des Landhauses unter wildem Gefräuche versteckt, und viele Jahre lang verschüttet war; da man den Schutt durch einander störte, entdeckte man ein Todten-

gerippe. Das Haus, wo sich dieses zutrug, steht nicht mehr; die Familie del M\*\*nte ist erloschen, und in einem Kloster, ohnweit Salerno, zeigt man Thnen Antoniens Grab.

Schiller.

35.

SATIRES.

Kleider machen Leute.

In diesen drey Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, das einzige, Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein großer Theil der Menschen vergebens bemühet. Thoren sind es, welche sich und andern weis machen, daß nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückselig, und uns zu wahrhaftig großen und berühmten Leuten macht. Wie unverantwortlich und grausam sind unsre Moralisten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle diese ängstlichen Bemühungen? Kleider, glückselige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternommen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem schlechten Aufzuge; und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu seyn verlangt.

Wie lange muß er sich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur so weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflichten Gnüge zu thun, bringt ihn in dreyzig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich einen solchen Mann vor, welcher mit seinen altväterischen Tugenden und einförmiger Kleidung sich in eine Gesellschaft von vornehmten Kleidern zum ersten Male wagt. Er muß sehr glücklich seyn, wenn ihm der Thürsteher nicht den ersten Schritt in's Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer; so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig anssehen, und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt seiner Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lakey weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Kamine, und steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Seiner Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer! — Aber wäre es nicht möglich — Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von

großen Verdiensten, welcher sich redlich und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waisen schützt, niemanden um das Seinige bringt; da steht der rechtschaf- feste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht sich beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beide Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäftigung auf, alle Be- diente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine de- müthigende Stellung, der Kammerdiener fliegt in's Zim- mer seines Herrn; es wird Lärm darin, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf ge- faselt kommt, und den Schweiß seines betrogenen Gläu- bigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisiert ist; sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Sein Herz ist boshaft, so viel ihm seine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringste nicht gelernt, womit er dem Vater- lande, oder ihm selbst dienen könnte; und womit er jeman- den dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt! er küßt, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und seine Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen, und die Treppe hinunter kommen

können. Es geschieht ihm recht. Der Thor! warum hat er nicht bessere Kleider — und geringeres Verdienste?

Man thut der Welt Unrecht, wenn man sagt, daß sie bei den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich und blind sey. Sie ist es nicht; aber man muß ihr die Augen durch eine äußerliche Pracht öffnen, und sie durch ein vornehmes Geräusch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß sich ein großer Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürstlich gekleidet sind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt, und die Entwicklung des Spiels abzuwarten.

Man stelle ein Mal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertausche die Kleider.

Eure Gnaden werden sich gefallen lassen, das schwarze Kleid dieses ehrlichen Mannes anzuziehen, und seine etwas bejahrte Perücke aufzusetzen. Wie dummi sehn eure Gnaden aus! Die dreiste und unverschämte Miene ist mit einem Male verschwunden. Aller Witz, dessen ein prächtiges Kleid fähig war, ist verloren. Man führe ihn in die Loge; in eben diejenige, in welcher er so viel Mal, der artige Herr, der allerliebst artige Herr, der schalkhafte Baron gewesen. Er kommt. Er macht seine Verbeugung noch immer so gut und ungezwungen, als sonst. Man lacht darüber. Er will die Hand küssen; man stößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander, und ärgern sich über die Unverschämtheit dieses gemeinen Menschen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bei

seiner gnädigen Herrschaft nicht gut thun, und etwas mehr seyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeschmackt, wie pedantisch redet er! Er wird ungeduldig, und flucht! Man lacht über den Narren, und lässt ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausstoßen.

Nunmehr erscheint der redliche und verdienstvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erscheint das erste Mal darin, und thut ein wenig blöde. Man findet seine Blödigkeit angenehm, und hält ihn für einen Fremden, dessen Sittsamkeit bewundert wird. Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art, und die Fächer rauschen ihm Beifall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er setzt sich mit Anstand nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarinn, wer dieser Herr seyn müsse? es kennt ihn keine. Sie lassen sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet bescheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt sie mit, und sein Urtheil findet Beifall. Die Sänger werden gelobt, er lobt sie mit Geschmack. Man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatssachen, man findet seine Gedanken sehr fein; man redet Böses von den übrigen Logen; er schweigt, und auch sein Stillschweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt oder zu bescheiden ist, in einer fremden Gesellschaft auf eine boshaftre Art wizig zu seyn. Die Oper ist zu Ende. Er hat die Gnade, seine Nachbarinn an die Kutsche zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlstandigkeit. Er darf die Hand

füssen, und Seine Excellenz wünschen, indem sie fortfahren, daß der gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückselige Veränderung! Der gnädige Herr! Der, welcher nur vor wenig Stunden noch beschäm't am Camin stand, und allen Bedienten lächerlich war, ist ijo die Bewunderung der ganzen Gesellschaft! Man erkennt seine Verdienste; denn man sieht seine prächtigen Kleider.

Da wir bloß den Kleidern den entscheidenden Werth unsrer Verdienste zu danken haben; so scheue ich mich nicht zu gestehen, daß ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansche, als meinen Schneider. Ich besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugenden und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen, und theure Männer durch den Stich seiner Nadel aus dem Nichts hervorspringen; so, wie das erste Ross an dem Ufer mutig hervor sprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreyzack in den Sand stach.

Vor etlichen Wochen gieng ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchem er erlauchte Männer und Gnaden schuf. Er schnitt eben einen Domherrn zu, und war sehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Über dem Stuhle hiengen zwey Excellenzen ohne Ärmel. Einer seiner Gesellen arbeitete an einem gestrengen Junker, welcher sich von seinem Vachter zwey Quartale hatte vorschießen lassen, um seine hochadlichen Verdienste in der bevorstehenden Messe kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge

junger Stutzer; liebenswürdige junge Herrchen und seufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung und die Entwicklung ihres Wesens zu warten schiaen. Unter der Bank stak ein großes Pack schlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künstler und andere niedere Geschöpfe. Zwei Jungen, welche noch nicht geschäft genug waren, saßen an der Thüre, und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Ich stand bei dem Meister, hielt den Hut unterm Arme, und blieb länger, als eine Stunde, in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und großer Männer bin. Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Ursachen fragt. Er weiß die Hochachtung, welche ich für die wunderhätigen Kleider habe. Sie ist billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Großen verehren. Und weil uns der Körper, so in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig und von keiner Wichtigkeit scheint; so verbindet uns unsre Pflicht, auch alsdann eine demuthige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper schen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe; so kleinnüthig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich bei einer Trödelbude vorbeigehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbnizze sind. Hier hört aller Unterschied auf. Oftmals sehe ich in der Trö-

delbude den abgetragenen Rock eines wižigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wuchrers liegen; und es ist wohl eher geschehen, daß die Weste eines Dorf-schulmeisters über dem Sammetkleide seines Obern gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reichge-stickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt und der besingungswürdige Gegenstand vieler hung-rigen Musen gewesen; endlich aber doch vor der Unbe-scheidenheit seiner Gläubiger in diese Drödelbude flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schließe, muß ich noch etwas er-innern. Ich bin so billig gewesen, und habe gewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen; zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist.

Diejenigen, denen zum Troste ich dieses Sprüchwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Ver-dienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht seyn, und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht wer-den, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich wider Vermu-then erfahren, daß man diese meine Vermahnung nicht in Acht nähme, und wie es bei den meisten geschehn, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumessen; so

werde ich und meine Freunde sie öffentlich demuthigen. Wir werden die Sprache der Komplimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen, als : « Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich Threm gestickten Kleide zu gnädiger Protektion. Das Vaterland bewundert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags. Der Himmel erhalte Thren Sammetrock unsrer Stadt zum Besten noch viele Jahre ! u. s. w. »

M. S. In diesem Augenblicke erfahre ich etwas, von dem ich nicht weiß, ob ich es wünschen, oder nicht wünschen soll. Denjenigen zur Warnung, welche mit den Verdiensten ihrer Kleider so, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groß thun, will ich dieses Geheimniß im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorschlag gethan, daß der Handlung zum Besten in die neue Kleiderordnung ein Artikel eingründt werden möge : « Daz niemand ein reiches oder seidnes Kleid anziehen solle, bis er es bezahlt habe, und ein jeder solle zu dem Ende allezeit die Quittung von dem Schneider und Kaufmanne bei sich tragen. » Was soll das für ein Lärm werden! und wie viel angesechene Kleider werden vor unsfern Augen verschwinden! Der Vorschlag ist so vernünftig und billig, und der Handlung so zuträglich, als einer seyn kann; aber er ist, wie mich dünkt, ein wenig zu grausam. Sehr viele, gewiß sehr viele, welche weder Geld noch Verdienste besitzen, und ihr Ansehen bloß auf Unkosten der Kaufleute und ihrer Gläubiger bis-

her erhalten haben, verlieren dadurch, daß man ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zugleich mit einem Male alles, was sie vorzüglich, groß, liebenswürdig und anscheinlich gemacht hat. Was soll aus diesen guten Leuten werden? Wie todt wird es künftig in und bei vornehmen Versammlungen seyn!

Raben er.

### 36.

Über den Nutzen und die Taxe der Stockschläge, Ohrfeigen, Hiebe, bei verschiedenen Völkern.

In Okahéite, sagt Hr. v. Bougainville, kommt der Chirurgus, wenn er einem Patienten zur Ader lassen will, mit einem etwas scharf geschnittenen Prügel, haut ihn sanft über den Kopf, und wenn das Blut genug geronnen hat, verbindet er die Wunde und wäscht sie Tages darauf mit frischem Wasser aus, und der Kranke wird, vermutlich weil alles so nahe am Sitz der Seele vorgegangen ist, gemeinlich gesund.

Auf den Philippinischen Inseln hat man ein untrügliches Mittel wider die Kolik und das Kopfweh. Man prügelt und peitscht den Patienten derb durch, reibt die Wunden mit Salzwasser und läßt ihm alsdann zur Ader.

Bei verschiedenen Völkern bringt man strangulierte und ertrunkene Personen dadurch wieder zum Leben, daß man ihnen Hiebe auf die Füßsohlen oder auf die Backen der zweyten Art gibt.

Wenn jemanden ein Knochen im Halse steckt, oder wenn ein Lungengeschwür da ist, oder jemanden der Mund aufgesperrt steht; so hat man gefunden, daß die Natur gemeinlich nur einen kräftigen Hieb auf den Rücken oder hinter die Ohren verlangt, und alsdann Satisfaktion hat.

Bei Narren helfen die Stockschläge oft mehr als alle andere Mittel; durch sie wird die Seele erweckt, sich wieder an diejenige Welt anzuschließen, aus der die Prügel kommen. So wollen manche unrichtige Taschenuhren nur haben, daß man sie schüttelt. Mit den Thoren und Gecken ist es anders, die kann man, wie Salomon sagt, im Mörser stampfen, und sie bleiben immer ganz.

So viel von dem Stock als materia medica betrachtet. In der Moral ist sein Nutzen, verbunden mit der verwandten Ruhethe und der Ohrfeige, fast unübersehbar.

Auf den englischen Philanthropinen erstreckt sich die Philanthropie nur auf die Köpfe. Wer den Menschen von der andern Seite ansieht, sollte sie für Misanthropine halten. Ich kann hierbei meinen Lesern unmöglich ein Sinngedicht vorenthalten, das ein englischer Dichter, dessen Ader vermutlich auch die pädagogische Birke geöffnet hatte, ausstieß, als er ein Glas Birken-Champagner trank:

«Birke, blutdürstiger, tyrannischer Baum! endlich räch' ich mich an dir. Ost hast du mein Blut getrunken. Sieh — nun trink ich das Deinige.»

Was die Geißel bei den Bonzen, Flagellanten und Securisten zu Bändigung der Leidenschaften beigetragen

hat, ist bekannt. Nur mit gewissen Leidenschaften soll es ihnen nicht ganz gelungen seyn; diese nahmen nämlich die Schläge, so wie sie jeder rechtschaffene Kerl nimmt; sie fiengen nun erst recht an zu toben.

Viele Gesetzgeber, unter andern Lycurgus selbst, ließen die Jugend beiderley Geschlechts sich mit Fäusten schlagen und stoßen, um dadurch nicht bloß den Körper, sondern auch den Geist geschmeidiger zu machen. Sich boxen und denken stand immer in einem Volk beisammen.

Bei den Truppen war der Stock immer das kräftigste Mittel, Ordnung und Maschinerie zu bewirken. Die griechischen und deutschen Alexander bezwangen erst mit dem Stock den Soldaten, und die Soldaten unter dem Schatten desselben die Welt. Die Römer prügelten mit dem Weinstock. Einen Nebenstock erhalten, hieß Hauptmann werden. Während der gemeine Mann das Holz genoß, trank der Oberoffizier den Saft von dessen Traube, und durch beide erhielt Rom die Herrschaft der Welt. Heut zu Tage geht es nicht besser. Was wäre selbst der Marschallstab von Frankreich, wenn er nicht ein Prügel wäre?

In Japan prügelte man die Gözen, die beim Oberpriester die Wache hatten, wenn ihm etwas geschah; und man fand, daß es half.

Drisch deine Frau und dein Korn brav durch, sagte Sancho, und alles wird gut gehen.

Die alten Ägyptier malten den Osiris mit einem Stock und einer Peitsche in der Hand, aus gleicher Ursache; und bei den Griechen machte der Stock Künste und Wissenschaften blühen. In der allegorischen Sprache heißt das

noch : der Schädel Jupiters konnte von der Minerva nicht entbunden werden, bis ihm Vulkan einen verben Hieb darauf gab.

Montesquieu erzählt in seinem Werke über die Gesetze, daß man bei den alten Persern nicht die Leute, sondern bloß die Kleider mit Stockschlägen bestraft habe, und daß manche sich diesen Schimpf so zu Gemüthe gezogen, daß sie sich das Leben genommen hätten. In Europa herrschte seit jeher ein ganz verschiedener Gebrauch ; man prügelt ebenfalls die Kinder, aber man passt die Zeit ab, da ihr Besitzer darin steckt. Beim Militär herrscht nun ein jenem persischen gerade entgegen gesetzter Gebrauch ; man zieht nämlich dem Missethäter die Uniform aus, und peitscht ihn, indessen die Kleider ruhig liegen, allein. Und doch richteten die Perser mehr mit ihrer Methode aus, als wir mit der Unsrigen. Den meisten Menschen sind Strafen, die aus Schimpf und Schmerz zusammen gesetzt sind, nicht so empfindlich, als die aus Schimpf allein bestehen. Die Ursache ist nicht schwer einzuschätzen. Der Schmerz gibt der Strafe das Aussehen von Rache, und die Rache dem Missethäter ein Aussehen von Wichtigkeit. Auch erweckt Schmerz Mitleiden des Zuschauers, und dieses ist allezeit für den Missethäter aufmunternd. Beim Schimpf ist nichts von dem ; er ist der Justiz, was die Verachtung eines Gegners, dem man sich überlegen fühlt, im gemeinen Leben ist.

Bei den Römern waren Stockschläge und Ruthenstreiche so erniedrigend, daß, als Cicero bei Gelegenheit des Gabinius sagte : cædebatur virgis Civis Romanus : « Ein

Bürger von Rom ward mit Ruthen gestrichen, »  
so weinte das römische Volk.

Die Ohrfeigen standen nicht ganz so hoch im Preis. Die Gesetze der XII Tafeln hatten bloß eine Geldstrafe darauf gesetzt, die eben nicht groß war. Daher ein gewisser Lucius Veratius, ein reicher römischer Bürger, wie Gellius erzählt, zuweilen auf der Straße spazieren gieng, und allen Menschen, die ihm begegneten, Ohrfeigen gab; aber auch augenblicklich die Strafe dafür zahlte. Also auch in Rom gab es Genieß.

Chilpericus wurde, wie man sagt, ermordet, weil er seiner Gemahlin einen Stockschlag gegeben; und Almalaricus verlor sein Königreich und sein Leben aus gleichen Ursachen. Die Gemahlin des letztern war eine Schwester Childeberts, Königs von Frankreich.

Vor noch nicht gar langer Zeit gab ein Offizier in Genua einem Packträger einen Stockschlag; dieses brachte Alles in Aufruhr, und das Volk schmiß alle deutsche Soldaten zur Stadt hinaus.

Karl der Große hat in seiner Gesetzsammlung einen gewissen Hieb- und Prügel-Tarif mit beigesetzten Strafen eingerückt. Ein Gesetz darunter klingt eigentlich so: Wer einem Priester ein Stück vom Hirnschädel abschlägt, von der Größe, daß, wenn man damit einen Schild von Erz anschlägt, man den Schall drey Schritte weit hören kann; so bezahlt er dafür 5 Stüber.

Die manumittierende Ohrfeige war, so wie bei uns noch die losprechende bei den Handwerkern, ein Ehrenschlag;

und that so wenig weh, als die Schläge, die die Ritter bekommen.

Die rächende Ohrfeige ist jederzeit bei uns in hohem Werthe gewesen, der sich jedoch nach dem Werthe der Ohren richtet, die sie trifft. Man kann sie austheilen von Null an bis zur Todesstrafe.

So viel ich weiß, unterscheiden die englischen Gesetze dabei, ob die Ohrfeige mit der positiven oder negativen Seite der Hand gegeben worden ist. Die mit dem Rücken der Hand sind nicht so schimpflich und nicht so theuer, vielleicht, weil die mit der flachen Hand gemeinlich mit größerem Vorsatz gegeben werden.

Lichtenberg.

37.

### Die Abderiten.

Die Athenienser waren von jeher ein munteres und geistreiches Volk, und sind es noch, wie man sagt. Athenienser, nach Ionien versezt, gewannen, unter dem schönen Himmel, der dieses von der Natur verzärtelte Land umfließt, wie Burgunder-Reben durch Verpflanzung auf's Vorgebürge. Vor allen andern Völkern des Erdbodens waren die Ionischen Griechen die Günslinge der Musen. Homerus selbst war, der größten Wahrscheinlichkeit nach, ein Ionier. Die Erotischen Gesänge, die Milesischen Fabeln (die Vorbilder unsrer Novellen und Romanen) erkennen Ionien für ihr Vaterland. Der Horaz der Griechen, Alcaeus, die glühende Sappho, Anakreon, der Sänger — Aspasia, die Lehrerin — Apelles, der Maler —

der Grazien, waren aus Ionien; Anakreon sogar ein geborner Tejer. Dieser letzte mochte etwa ein Tüngling von achtzehn Jahren seyn, (wenn anders Barnes recht gerechnet hat) als seine Mitbürger nach Abdera zogen. Er zog mit ihnen; und zum Beweise, daß er seine, den Liebesgöttern geweihte Leyer nicht zurück gelassen, sang er dort das Lied an ein thrazisches Mädchen, (in Barnesens Ausgabe das Ein und sechzigste) worin ein gewisser wilder Thrazischer Ton mit der Ionischen Grazie, die seinen Liedern eigen ist, auf eine ganz besondere Art absticht.

Wer sollte nun nicht denken, die Tejer — in ihrem ersten Ursprung Athenienser — so lange Zeit in Ionien einheimisch — Mitbürger eines Anakreons — sollten auch in Thrazien den Charakter eines geistreichen Volkes behauptet haben? Allein (was auch die Ursache davon gewesen seyn mag) das Gegentheil ist außer Zweifel. Raum wurden die Tejer zu Abderiten, so schlügen sie aus der Art. Nicht daß sie ihre vormalige Lebhaftigkeit ganz verloren, und sich in Schöpse verwandelt hätten, wie Iuvenal sie beschuldigt. Ihre Lebhaftigkeit nahm nur eine wunderliche Wendung; und ihre Einbildung gewann einen so großen Vorsprung über ihre Vernunft, daß es dieser niemals wieder möglich war sie einzuholen. Es mangelte den Abderiten nie an Einfällen; aber selten paßten ihre Einfälle auf die Gelegenheit, wo sie angebracht wurden, oder kamen erst, wenn die Gelegenheit vorbei war. Sie sprachen viel, aber immer ohne sich einen Augenblick zu bedenken, was sie sagen wollten, oder wie sie es sagen

wollten. Die natürliche Folge hievon war, daß sie selten den Mund aufthatten, ohne etwas albernes zu sagen. Zum Unglück erstreckte sich die schlimme Gewohnheit auf ihre Handlungen; denn gemeinlich schlossen sie den Keficht erst, wenn der Vogel entflohen war. Dies zog ihnen den Vorwurf der Unbesonnenheit zu; aber die Erfahrung bewies, daß es ihnen nicht besser gieng, wenn sie sich besannen. Machtet sie (welches ziemlich oft begegnete) irgend einen sehr dummen Streich; so kam es immer daher, weil sie es gar zu gut machen wollten: und wenn sie in den An-gelegenheiten ihres gemeinen Wesens Recht lange und ernstliche Berathschlagungen hielten; so konnte man sicher dar-auf rechnen, daß sie unter allen möglichen Entschließungen die schlechteste ergreifen würden. Sie wurden endlich zum Sprichwort unter den Griechen. Ein abderitischer Einfall, ein Abderiten = Stückchen war bei diesen ungefähr, was bei uns ein Schildbürger = oder bei den Helvetiern ein Lalleburger = Streich ist. Zum Exempel: es fiel ihnen ein, daß eine Stadt, wie Abdera, billig auch einen schönen Brunnen haben müsse. Er sollte in die Mitte ihres großen Marktplatzes gesetzt werden, und zu Bestreitung der Ko-sten wurde eine neue Auflage gemacht. Sie ließen einen berühmten Bildhauer von Althen kommen, um eine Gruppe von Statuen zu versetzen, welche den Gott des Meeres auf einem von vier Seepferden gezogenen Wagen, mit Nymphen, Tritonen und Delphinen umgeben, vorstellte. Die Seepferde und Delphinen sollten eine Menge Was-sers aus ihrer Nase hervorsprißen. Aber wie alles fertig stund; fand sich, daß kaum Wasser genug da war, um die

Nase eines einzigen Delphins zu befeuchten: und als man das Werk spielen ließ; sah es nicht anders aus, als ob alle diese Seepferde und Delphinen den Schnuppen hätten. Um nicht ausgelacht zu werden, ließen sie also die ganze Gruppe in ihr Zeughaus bringen: und so oft man solche einem Fremden wies; bedauerte der Aufseher des Zeughauses sehr ernsthaft im Namen der lóblichen Stadt Abdera, daß ein so herrliches Kunstwerk aus Kargheit der Natur unbrauchbar bleiben müsse.

Ein ander Mal erhandelten sie eine sehr schöne Venus von Elfenbein, die man unter die Meisterstücke des Praxiteles zählte. Sie war ungefähr fünf Fuß hoch, und sollte auf einen Altar der Liebesgöttinn gestellt werden. Als sie angelangt war, gerieth ganz Abdera in Entsezen über die Schönheit ihrer Venus; denn die Abderiten gaben sich für seine Kenner und schwärmerische Liebhaber der Künste aus. Sie ist zu schön, riesen sie einhellig, um an einem niedrigen Platz zu stehen. Ein Meisterstück, das der Stadt so viel Ehre macht, und so viel gefestet hat, kann nicht zu hoch aufgestellt werden; sie muß das Erste seyn, was den Fremden beim Eintritt in Abdera in die Augen fällt. Diesem glücklichen Gedanken zufolge stellten sie das kleine niedliche Bild auf einen Obelisk von achtzig Fuß: und wiewohl es nun unmöglich war, zu erkennen, ob es eine Venus oder eine Wäschernymphe vorstellen sollte; so nöthigten sie doch alle Fremden zu gestehen, daß man nichts Vollkommneres sehen könne.

Wieland.

Trostgründe für die Unglücklichen, die keine  
Original-Genies sind.

Deutschland hat so lange nach Originalköpfen gesucht, und jetzt, da sie allein im Musenalmanach zu Dutzenden sitzen; flagt man überall über die Originalköpfe. Keine Messe gienge mehr wie unter Franz I., der eine hinkte, der andere affektierte ein steifes Knie, der dritte schlüge ein Rad, der vierte Purzelbäume, der fünfte gienge auf Stelzen, der sechste machte den Hasentanz, der siebente hüpfte auf einem Bein, der achte rollte, der neunte ritte sein spanisches Rohr, der zehnte gienge auf den Knieen, der elfte fröchte, und der zwölftes rutschte. Ich hätte es den Originalköpfen vorher sagen wollen, und ich rathe es allen denen, die es werden wollen, so zu bleiben wie sie sind; denn ich habe immer gemerkt, daß man so mit unserm einfältigen Publikum am weitesten kommt. Ich wollte ein Mal sehen, wer mir etwas sagen will, wenn ich bin, was ich bin? Aber wenn ihr originell schreibt, z. B. in synkopischen Sentenzen, flucht und schimpft wie Shakespeare, leyert wie Sterne, singt und brennt wie Swift, oder posaunet wie Vindar, meint ihr, daß ihr damit Dank verdienen würdet? Ich will nicht sagen, was die Leute thun würden, wenn ihr wirklich schreibt, wie Shakespear, Sterne, Swift und Vindar; denn da fände sich wohl noch hier und da ein ehrlicher Mann, der ein Einschen hätte; aber mit fluchen, schimpfen, leyern, singen und brennen und posaunen richtet ihr nichts aus.

Ich weiß nicht ob ich lebhafter empfinde, als andere Menschen, oder ob ich weniger Unrecht leiden kann, oder ob ich meiner kurzen Natur wegen, da das Blut noch ganz heiß ist, wenn es von dem Herzen nach dem Kopfe kommt, geschwinder Schlüsse ziehe; aber mich dunkt, es ist um alle deutsche Autoren=Freiheit schlechterdings und unwiederbringlich geschehen, wenn wir noch zwey Messen dem zügellosen, widersinnigen Geschrey des deutschen Publikums Gehör geben. Früherhin fehlte es den Faullenzern an Romanen; wir lesen die Englischen, so daß wir alle Straßen in London wissen, und den Galgen zu Tyburn so gut als den Unstrigen kennen; wir äugeln im Park, und treiben Gott weiß was in Conventgarten, and so geben wir ihnen einen Roman. Nun hat das Kind einen Roman. «Wir wollen deutsche Originalcharaktere hinein,» schreyen sie. Originalcharaktere? Geht hin — ich hätte bald etwas gesagt — geht hin, sagt es erst den Leuten, die die Kinder zeugen, und denen, die sie beherrschen, wenn sie groß sind, und nicht uns. «Nun gut, so gebt uns Gedichte.» Wir geben einen Zoll breite und sechszöllige, wie sie sie haben wollen, zu Zentnern. Die Buchstaben wollen ihnen nicht gefallen; gut, wir nehmen lateinische, und einige Spottvögel nehmen sogar blaue und rothe Farbe. Was that das Publikum? War es zufrieden? O in Ewigkeit nicht! Es wurde nur größer und ausschweifender in seinen Forderungen, und dachte mit einer einzigen unserer Republik auf ein Mal die Bank zu sprengen. Es verlangte nämlich — Original=Genies und Original=Werke. Aber das war gerade der Punkt, auf dem wir es erwar-

teten, und es ist betrübter Beweis, wie unerfahren der deutsche Leser in der Kenntniß seines eigenen Landes ist; immer die Augen jenseit des Rheins oder jenseit des Kanals gerichtet, sieht er nicht worauf er tritt. Ich habe von jeher geglaubt, daß unter allen Nationen in Deutschland die meisten Original=Genies marschfertig lägen: weil sie aber nicht verlangt wurden; so lebten und schrieben sie so fort, wie wir gemeinen Schriftsteller, von der linken zur rechten, und giengen von Empfindung und Gedanken zum Ausdruck in der kürzesten Linie. Aber kaum war die Lösung gegeben: Wer Original schreiben kann, der werfe seine bisherige Feder weg, als die Federn flogen, wie Blätter im Herbst. Es war eine Lust anzusehen, dreißig Vorlese ritten auf ihren Steckenpferden in Spiralen um ein Ziel herum, das sie den Tag zuvor in einem Schritte erreicht hätten; und der, der sonst bei'm Anblide des Meeres oder des gestirnten Himmels nichts denken konnte, schrieb Andachten über eine Schnupftabaksdose. Shakespeare standen zu Dutzenden auf, wo nicht alle Mal in einem Trauerspiel, doch in einer Recension; da wurden Ideen in Freundschaft gebracht, die sich außer Bedlam nie gesehen hatten; Raum und Zeit in einen Kirschkern geflappt und in die Ewigkeit verschossen; es hieß: eins, zwey, drey, da geschahen tiefe Blicke in das menschliche Herz, man sagte seine Heimlichkeiten, und so ward Menschenkenntniß. Selbst draußen in Bootien stand ein Shakespeare auf, der durch Prunkschnäzer sogar die Sprache original machte. Niedersachsen summte seine Oden, sang mit offenen Nasenlöchern und voller Gurgel Patriotismus und

Sprache und ein Vaterland, das die Sänger zum Teufel wünscht. Da erklangen Lieder und Romanzen, die es mehr Mühe kostete zu verstehen, als zu machen. Kurz, die Originale waren da; und das Publikum — was sagte das? Anfangs beschämt über die unerwartete Menge, stutzte es; dann aber erklärte es feierlich: das wären keine Originale, das wären Dichter aus Dichtern, und nicht Dichter aus Natur, durch sie würde das Kapital nicht vermehrt, sondern die Sorten nur verwechselt, bald Silber in Kupfer, bald Gold in Silber umgesetzt, u. s. w. Da haben wir's, meine Freunde! Mich dünkt, unsere Sache ist jetzt zu klar, als daß es nothig wäre, lange zu überlegen, was zu thun sey. Gesezt auch, wir gehorchten ihm, unsere Original-Schriftsteller ließen diese Originalköpfe fahren und versuchten's mit Vro. 2, so würden wir dieselbe Antwort erhalten; und gesezt, sie trafen's, so wären unterdessen die Herren müde, und wollten wieder etwas neues. Kurz, heut gebrochen, ist besser als morgen. Es ist klar, sie wollen uns nur herumziehen, bis bei schwächeren Nachkommen die jetzt noch biegsame Gewohnheit zu einem Gesetz verhärtet, das uns Schriftsteller zu Hofsarren des deutschen Publikums macht. Also jetzt nicht weiter. Ich sage, ihr habt Originalköpfe verlangt, da sind sie, zu tausenden, es wimmelt. Ihr erkennt sie nicht, und ich spreche mit freyer Stirn: ich erkenne sie dafür, mein Wort ist: «erst mich, dann sie.» Und nun treke auf den Sand, wer will.

Lichtenberg.

## HISTOIRE ET VOYAGES.

## Die Entdeckung von Amerika.

Es war zwey Stunden vor Mitternacht, da Kolumbus, der auf dem Vorderkastelle stand, in einer gewissen Entfernung ein Licht zu bemerken glaubte. Er rief darauf einen, auf seinem Schiffe sich befindenden, Edelknaben der Königin zu sich, und zeigte ihm dasselbe. Auch dieser erblickte das Licht, und zeigte es einem Dritten, der sich ihnen zugesellte. Alle Drey glaubten wahrzunehmen, daß dieses Licht sich von einem Ort zum andern bewegte, und schlossen daraus, daß es von einem Reisenden getragen würde.

Ungefähr gegen 2 Uhr nach Mitternacht hörte man von der Pinta her, welche immer voraus war, das jauchzende Freudengeschrey: Land! Land! erschallen, und ein freudiger Schauder fuhr Allen dabei durch's Herz. Wie gern hätte das Schiffsvolk sich nun gleich der ausschweifendsten Freude überlassen; aber es war so oft schon in seiner Erwartung gesäuscht worden, daß es die ängstlichen Zweifel, die sich in seine Freude mischten, unmöglich unterdrücken konnte. Zwischen Furcht und Hoffnung erwartete man also den Anbruch des Tages, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches kein Traum gewesen sey.

Dräge, wie sie dem schlaflosen Kranken verstreichen, gingen ihnen die noch übrigen Stunden der Nacht vorüber. Jegliche Minute schien ihnen eine Stunde, jegliche Stunde

ein ganzer langer Tag zu seyn. Endlich, nach langem Warten und Hoffen, fieng der östliche Himmel an ein wenig zu schimmern. Jetzt trat die liebliche Morgenröthe hervor; und jetzt — jetzt stimmte auf ein Mal die Mannschaft der Pinta mit lauter frohlockender Stimme das: Herr Gott, dich loben wir! an. Auch das Volk der beiden übrigen Schiffe hatte nicht sobald aufgeblidt, als es unter vielen Freudenthränen, und von heftiger Gemüthsbewegung zitternd, seine Stimme gleichfalls zu einem allgemeinen rührenden Lobliede er tönen ließ. Denn das Land, welches zu entdecken sie so sehnlich gewünscht hatten, lag nunmehr vor ihren Augen da.

Noch einige Augenblicke stand das hoherfreute Schiffsvolk, und staunte mit weitaufgerissenen Augen den nie gesehenen Welttheil an, der von der aufgehenden Sonne vergoldet, jetzt vor ihm dalag. Es konnte sich nicht satt sehen an dem lachenden fruchtbaren Lande, welches mit herrlichen Waldungen bewachsen und von vielen, den Anblick verschönenden, Bächen in reizenden Krümmungen durchschnitten war.

Kolumbus befahl hierauf, die Böte auszusetzen; stieg selbst in Eins derselben, und fuhr, von seinen vornehmsten Reisegefährten und von einer bewaffneten Mannschaft begleitet, mit fliegenden Fahnen, und unter laut schallendem Kriegstonspiele nach der Küste.

Indem sie sich derselben näherten, zeigte sich ihren Augen eine unzählbare Menge der Eingebornen, die über die wunderbare, noch nie gesehene Erscheinung europäischer Schiffe erstaunt, auf dem Strande zusammenliefen.

Zezt erreichte man die Küste, und Kolumbus reich gekleidet, und mit dem bloßen Degen in der Hand, war der Erste, welcher aus dem Boote sprang, und die von ihm entdeckte neue Welt betrat.

Alle seine Gefährten knieten nieder, küßten in starre, sprachloser Entzückung das durch ihre heifesten Wünsche erfleckte Land, und gelobten in dieser Stellung ihrem hochgepriesenen Anführer, als nummehrigen Unterkönige der neuen Welt, noch ein Mal einen unverbrüchlichen Gehorsam. Nach diesem ersten Ausbruche der innigsten Freude, pflanzte man ein Kreuz auf den Strand, und warf sich vor demselben abermals zur Erde, um sich der heiligen Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott zu entledigen. Dann nahmen sie, unter vielen damals üblichen Feyergebräuchen, im Namen des Königs und der Königin von Spanien Besitz von diesem Lande.

Während dieser Feyerlichkeiten drängte das Indische Volk sich um die Spanier, und stand und gaffte mit stummen Erstaunen, bald die auf dem Meere schwimmenden Häuser, bald die außerordentlichen Wesen an, die in denselben zu ihnen hergeschwommen waren. Sie sahen, und wußten nicht, was sie sahen; denn von allen den feyerlichen Handlungen, welche die Spanier vor ihren Augen vornahmen, begriffen sie nicht Eine.

Je länger die erstaunten Indier da standen und gafften, desto unbegreiflicher war ihnen Alles, was sie sahen, was sie hörten. Die weiße Farbe der Europäer, ihr bäriges Gesicht, ihre Kleidung, ihre Waffen, ihr Betragen — Alles war ihnen neu und wunderbar. Und da sie nun,

vollends den Donner der Flinten und Kanonen hörten; fuhren sie zusammen, als würden sie vom Wetterstrahl getroffen, und hielten es endlich für ausgemacht, daß diese mit Blitz und Donner bewaffneten Fremdlinge keine Sterbliche, sondern übermenschliche Wesen, Kinder ihrer Gottheit, der Sonne wären, die zu einem irdischen Besuch sich herabgelassen hätten.

Unsere Spanier waren über die neuen und wunderbaren Gegenstände, die sie jetzt vor Augen hatten, beinahe eben so erstaunt, als die Indier über sie. Da waren Kräuter, Pflanzen und Thiere von ganz andern Arten, als diejenigen, welche wir in Europa haben. Da waren Menschen, die ihrer Körperlichen Gestalt und ihren Sitten nach, Wesen aus einer ganz andern Klasse, als wir, zu seyn scheinen. Die Haut derselben war eine dunkle Kupferfarbe, ihr Haar schwarz und lang, ihr Kinn ohne Bart, ihr Wuchs mittelmäßig; ihre Gesichtszüge waren fremd und sonderbar, ihre Mienen sanft und schüchtern, ihr Gesicht und andere Theile des Leibes auf eine wunderbare Weise gezeichnet und bemalt. Einige giengen beinahe, andere ganz nackt; nur daß sie in den Ohren, Nasen und auf dem Kopfe allerley Bierrathen von Federn, Muscheln und Goldbleche zum Puze trugen. Anfangs waren sie blöde und furchtsam; da man aber anfieng sie mit allerley Kleinigkeiten zu beschaffen, faßten sie bald so viel Vertrauen und Neigung zu ihren himmlischen Gästen, daß gegen Abend, da die Spanier wieder nach den Schiffen zurück ruderten, eine Menge derselben in kleinen, aus hohlen Baumstämmen verfertigten Kahnem, sie dahin begleitete,

theils um ihre Neugierde zu befriedigen, theils um allerley nichtswürdigen Land einzutauschen. Sie gaben dafür baumwollenes Garn, welches sie zu versetzen wußten; ferner Wurffspieße, deren Spitze eine starke Fischgrate war, allerley Früchte und Papagenen. Alle waren so begierig, irgend eine europäische Kleinigkeit zu besitzen, daß sie mit großer Sorgfalt die Scherben eines zerbrochenen Topfes, die auf dem Verdecke lagen, ausliefen, und für ein Paar kleiner Kupfermünzen, die sie gar nicht gebrauchen konnten, mit Freuden 25 Pfund wohlgesponnener Baumwolle gaben. Bloß die Neuheit dieser Dinge, und der Umstand, daß sie dieselben von den weißen Leuten erhielten, schienen diesen Armeseligkeiten den großen Werth zu geben, den sie in ihren Augen hatten.

Am folgenden Tage besichtigte Kolumbus die Küsten der Insel, und fand sich überall von einer Menge der Eingeborenen begleitet. Er suchte sorgfältig nach, woher sie die Goldbleche hätten, mit welchen ihre Nasen prangten; allein sie bedeuteten ihm, daß auf ihrer Insel der gleichen nicht gefunden würde, wohl aber in einem andern Lande, welches gegen Süden liege. Da gäbe es Gold in Menge, sagten sie; und Kolumbus beschloß ihrer Anweisung zu folgen, und dieses Goldland aufzusuchen.

C a m p e.

## Kortes.

Nachdem Kortes mit seinem Haufen die Gebirge von Cholko zurückgelegt hatte, eröffnete sich ihnen eine Aussicht, welche alle in Verwunderung und Entzücken setzte. Man sah auf ein Mal eine unermessliche und dabei im höchsten Grad reizende Gegend vor sich liegen; in der Mitte derselben einen See, welcher dem Meere glich; in diesem See verschiedene ansehnliche Städte und Flecken, welche aus dem Wasser hervorzuragen schienen; mitten unter diesen die Königin von Allen, die weitläufige und glänzende Hauptstadt, welche mit sehr vielen Tempeln und Thürmen prangte. Beim ersten Anblick aller dieser Herrlichkeiten standen die erstaunten Spanier ganz verwirrt, ungewiß, ob sie wachten oder träumten. Sie glaubten in das erdichtete Land der Feen versetzt zu seyn; so groß, so prächtig, so glänzend kamen ihnen alle Gegenstände vor, welche weder ihre Augen, noch ihre Einbildungskraft auf ein Mal umspannen konnten. Nun hielten sie sich für Alles, was sie bis dahin ausgestanden hatten, überflüssig belohnt; nun glaubten sie schon im vollen Besitz unermesslicher Güter zu seyn, und nun verschwanden aus ihren Augen, wie ein leichter Nebel, den die Sonne zerstreut, alle Gefahren, wovon die Vorstellung sie vorher beunruhigt hatte. Sie waren zu Allem bereit; und Kortes, welcher diese Stimmung ihrer Gemüther mit Vergnügen bemerkte, eilte, sich dieselbe zu Nutze zu machen, und

rückte auf einem der Dämme des Sees mit großer Zuver-  
sicht gegen die große Königstadt an.

Auf ein Mal zeigte sich ihnen ein großes Gewimmel von Menschen, welche aus der Stadt entgegen kamen. Es waren ihrer über tausend und, dem Ansehen nach, lauter Männer von Stande, weil sie in feine färbtunene Mäntel gefleidet und mit Federbüschchen geziert waren. In ehrerbietiger Stille näherten sie sich dem spanischen Heere, und Jeder von ihnen gieng mit Bezeugung seiner tiefften Ehrfurcht bei dem Feldherrn vorüber, indem sie ihm meldeten, daß Montezuma selbst im Anzuge begriffen wäre. Bald darauf zeigte sich auch wirklich der Vortrupp seines prächtigen Hofstaats, der aus 200 einformig gefleideten und mit Federbüschchen geschmückten Bedienten bestand. Diese kamen paarweise, und zwar baarfuß in tiefler Stille heran, und stellten sich, sobald sie die Spize des spanischen Heeres erreicht hatten, auf beiden Seiten an die Mauern des Dammes, um die Aussicht nach einem sehr glänzenden Haufen vornehmer Hofbedienten offen zu lassen, in deren Mitte Montezuma selbst auf einem goldenen Dragessel majestatisch hervorragte. Viere der vornehmsten Herren seines Reichs trugen ihn auf ihren Schultern; Andere hielten einen von grünen Federn sehr künstlich zusammen gesetzten Draghimmel über ihn empor, der das Ansehen hatte, als ob er aus einem gewirkten, mit Silber gestickten Stoffe verfertigt wäre. Vor diesem glänzenden Zuge giengen drey obrigkeissliche Personen mit goldenen Stäben in der Hand, die sie von Zeit zu Zeit feierlich empor hoben. Auf dieses Zeichen fiel alles Volk

augenblicklich nieder und verhüllte sein Gesicht, gleichsam als ob es unwürdig wäre, die Person des erhabenen Monarchen anzuschauen.

Sobald der Zug nahe genug gekommen war; stieg Kortes vom Pferde, und eilte dem Monarchen ehrerbietig entgegen. Dieser ließ zu eben der Zeit auch seine Sänfte niedersetzen, und geruhte, auf die Achseln zweyer Prinzen gelehnt, dem gefürchteten Fremdling mit langsamem und majestätischen Schritten entgegen zu gehen; indeß sein Gefolge den Weg mit Teppichen belegte, damit sein königlicher Fuß doch ja die Erde nicht berühren möchte. Kortes trat mit edlem freymüthigem Anstande hinzu, und begrüßte ihn, nach europäischer Weise, mit einer tiefen Verbeugung. Montezuma erwiederte diesen Gruß durch denjenigen Gengruß, welcher in seinem Lande für den ehrerbietigsten gehalten wurde. Er küßte nämlich seine eigne Hand, nachdem er vorher die Erde damit berührt hatte. Diese Herablassung des stolzesten Beherrschers, welcher sogar seine Götzen nur mit einem nachlässigen Kopfnicken zu begrüßen pflegte, setzte das mexikanische Volk in Erstaunen, und floßte ihm vollends den Wahns ein, daß diese Fremdlinge keine Menschen, sondern göttliche Wesen seyn müßten. Man hörte daher auch häufig das Wort *Te u l e s!* ausrufen, welches in ihrer Sprache Götter bedeutete.

Montezuma schien ungefähr 40 Jahre alt zu seyn. Er war von mittler Größe, und mehr hager als stark. Er hatte aber dabei ein wirklich majestätisches Aussehen, einen lebhaften Blick, und war von Farbe nicht völlig so braungelb, als die übrigen Mexikaner. Sein Anzug bestand in einem

langen Mantel aus seinem baumwollenen Zeuge, welcher überall mit goldenen Kleinodien, Perlen und Edelsteinen besetzt oder vielmehr belastet war. Eine goldene Krone, fast wie eine Bischofsmütze gestaltet, machte seinen Kopf-  
puß aus, und seine Schuhe bestanden aus dichten Goldplatten, welche mit Riemen und goldenen Spangen festgeschmälzt waren.

Jetzt trat er mit seinem Gaste den Einzug an. Die Stadt, welche damals noch nicht Mexiko, sondern Tenochtitlan genannt wurde, war groß und volkreich. Nach dem Berichte der spanischen Geschichtschreiber, bestand sie aus 20,000 platten Häusern; und sie prangte mit einer Menge von Tempeln und Palästen, deren Größe und Pracht alles übertraf, was man in irgend einem Theile der neuen Welt bis dahin gesehen hatte; allein es ist auch sehr wahrscheinlich, daß die damaligen Geschichtschreiber in der Schilderung der Herrlichkeiten dieser Stadt, die Grenzen der Wahrheit nicht selten beträchtlich mögen überschritten haben. Einer dieser geräumigen sogenannten Paläste, dessen Mauer und Thore ihm das Ansehen einer Festung gaben, wurde dem spanischen Heere zur Wohnung angewiesen, und Montezuma selbst begleitete sie dahin. Er verließ sie aber, um, wie er sagte, ihnen Zeit zum Ausruhen zu gönnen, und ersuchte sie im Weggehen, diesen ihren Aufenthalt so anzusehen, als ob sie unter ihren Brüdern und zu Hause wären.

Kortes besetzte indeß, wie gewöhnlich, alle Zugänge mit Wachen und Kanonen, und empfahl seinen Offizieren

und Soldaten eben dieselbe genaue Ordnung und Wachsamkeit, die sie bis dahin immer beobachtet hatten.

Der selbe.

41.

### Das alte Deutschland und seine Bewohner.

Unser Vaterland war in alten Zeiten größtentheils ein rauhes und unwirthbares Land, voll ungeheurer Waldungen, Sumpfe und öder Strecken. Der Hercynische Wald zog sich von den Alpen nordwärts so Tagereisen weit hindurch; und von ihm sind noch der Rheinwald, Schwarzwald, Odenwald, Westerwald, Spessart, Böhmerwald, Thüringerwald, das Fichtel- und Erzgebirge, der Harz und viele andere die Überbleibsel. Der Boden war wenig bearbeitet. An Getraide konnte man nur Gerste und Hafer bauen; aber die Weiden waren grasreich und schön, und das Rindvieh, so wie die Pferde, wenn gleich klein und unansehnlich, doch von sehr guter, dauerhafter Art. Edle Obstbäume konnten nicht wohl gedeihen, es wuchsen aber einige Arten wilder Beeren; und die Römer fanden das ganze Land so unfreundlich, daß sie es für unmöglich hielten,emand könne Italien verlassen, um in Deutschland zu wohnen.

Unsere Vorfahren aber liebten dieses über Alles, weil sie als freye Männer darin geboren waren, und weil des Landes Beschaffenheit ihre Freyheit schützen half. Die

Wälder und Sumpfe schreckten den Feind; die rauhe Luft, so wie die Jagd der wilden Thiere, stärkten die Körper der Männer, und bei einfacher, natürlicher Kost wuchsen sie zu so hohen Gestalten und solcher Kraft empor, daß die andern Völker sie staunend bewunderten. So hart hatten sie sich von Jugend auf gewöhnt, daß sie selbst im Winter nur wenig Kleidung trugen, und sich im Freyen, im kalten Flusse badeten. Felle wilder Thiere, die Siegeszeichen ihrer Tagden, hingen von den Schultern herab; doch so, daß ein großer Theil des Leibes unbedeckt war. Die Kinder aber liefen fast ganz nackend umher, und die verweichlichten Völker, welche ihre Kinder nur mit Mühe durch die früheren Jahre hindurch brachten, wunderten sich, wie die Knaben der Deutschen ohne ängstliche Pflege und Wartung in solcher Fülle der Gesundheit heran blühten.

Die Römer nannten dieses Volk, nach seiner kriegerischen und tapferen Sinnesart, Germanen, und hielten es, mit Recht, für ein uraltes, reines, ungemischtes Stammvolk. Es war nur sich selbst gleich; und wie die gleichartigen Gewächse des Feldes, die aus reinem Saamen, nicht in der üppigen Pflege des Gartens, sondern in dem gesunden, freien Boden draußen emporwachsen, durch Ausartung nicht von einander abweichen; so war auch unter den Tausenden des einfachen deutschen Stammes nur Eine, feste, gleiche Gestalt. Ihre Brust war breit und stark, ihre Haare meistenthils gelb und lang herabhängend, ihre Augen blau, ihr Blick durchdringend und kühn. Zur Kriegsarbeit waren sie unermüdet, für

sitzende Gewerbe aber unlustig. Sie litten geduldiger Hunger, als Durst; geduldiger Kälte, als große Hitze.

Städte liebten und bauten sie nicht, sie verglichen sie den Gefängnissen; nicht einmal zusammen hängende Dörfer legten sie gerne an; so groß war ihre Lust und Liebe zu uneingeschränkter Freyheit. Die Hütte lag meistentheils in der Mitte der Feldmark, die zu ihr gehörte und mit einem Gehege umschlossen war; und eine Anzahl solcher Höfe zusammen bildeten eine Gemeine, mehrere Gemeinen und Ortschaften einen Gau.

Sehr oft wählten sie ihre Siede nicht sowohl nach der Bequemlichkeit und dem Nutzen, als nach ihrer Liebe zur freyen und schönen Natur. Wo ein Hain, wo eine Quelle sie lockte, sagt ein römischer Geschichtschreiber, da schlugen sie ihre Wohnungen auf.

Dieses starke Naturgefühl, welches in unseren Vorfahren von Anfang gelebt hat, ist ein Grundzug des deutschen Wesens, und schützt uns, so lange wir es bewahren, vor der Erschlaffung der Sinne und der Sitten, in welche die gebildetsten Völker des Alterthums, durch Überverseinerung und Üppigkeit, und durch das Zusammendrängen in große Städte, versunken sind.

## 42.

### Die bürgerlichen Einrichtungen.

Das ganze Volk bestand aus Freyen und Knechten. Die Knechte aber hatten ein besseres Loos, als bei andern Völkern. Sie empfingen meistentheils Haus und

Hof und ein Stück Land von ihrem Herrn, und entrichteten ihm dafür eine bestimmte Abgabe an Korn oder an Vieh oder an gewebtem Zeuge, welches in jeder Haushaltung selbst versertigt wurde. Der Waffen aber wurde der Knecht für unsfähig gehalten; sie waren das Vorrecht und die Ehre der freyen Männer.

Unter diesen gab es auch schon edle Geschlechter; aus denen besonders die Könige genommen wurden, wo deren waren, denn nicht alle Völkerschaften hatten Könige. Die Anführer aber im Kriege, die Herzöge (die vor dem Heere herzogen) wählten sie nicht nach der Geburt, sondern nach ihrer Tapferkeit und Mannestugend. Ein jeder Stamm, oder mehrere zusammen, machten einen Bund und eine Eidgenossenschaft aus; und in Allem, was den allgemeinen Bund angieng, waren die Gesetze sehr strenge. Jede Treulosigkeit, desgleichen Feigheit, wurde mit dem Tode bestraft.

Es galt der Grundsatz: Einer für alle, und Alle für Einen, auf Leben und Tod! Möge er für alle Jahrhunderte der Deutschen Wahlspruch seyn!

## 43.

## Die Kriegsordnung und die Waffen.

Wenn eine große Gefahr dem Volke drohte, oder wenn ein großer Zug in Feindes Land geschehen sollte; so würden alle freye Männer zu den Waffen gerufen, und das war der Heerbann. Er zog aus unter dem Banner des National-Gottes, welches die Priester voran trugen. Die

Fürsten und Richter eines jeden Gaues waren auch seine Anführer im Kriege; die Genossen einer Mark und eines Geschlechtes fochten zusammen: und wenn der Zug in ein fremdes Land gieng; so folgten Weiber und Kinder und Heerden und alles bewegliche Gut, so daß der Krieg eine Wanderung wurde. Auf solche Weise war Alles vereinigt, was ihre Tapferkeit anfeuern konnte; neben jedem Streiter seine nächsten Verwandten, Genossen und Freunde, und hinter der Schlachtordnung die Weiber und Kinder, deren Zuruf sie hörten. Zu den Müttern und Frauen kehrten sie verwundet zurück, und diese zählten und untersuchten unerschrocken die Wunden. Man liest, wie die Weiber einige schon wankende Schlachten wieder hergestellt haben durch ihr standhaftes Flehen, durch die Furcht vor ihrer Gefangenschaft; ja, indem sie selbst die Fliehenden mit den Waffen in der Hand wieder in die Schlacht zurücktrieben.

Außer dem Heerbann, dem allgemeinen Aufgebot der Volkseidgenossenschaft, gab es noch eine, auf freywilliges Zusammentreten gegründete, Waffenfreundschaft, die man das Gefolge nannte. Kriegslustige Tünglinge sammelten sich um den bewährten, hochgeachteten Anführer, und schworen, vereint mit ihm, zu leben und zu sterben. Unter diesem Gefolge war ein großer Wetteifer, wer bei seinem Kriegsfürsten die erste Stelle hätte; denn das Gefolge hatte seine Stufen.

Diese beiden Theile der Kriegsordnung bei den alten Germanen verdienen großes Lob. Zuerst ist Wehr-Waffensfahigkeit eines jeden Mannes heiligste Pflicht. Ein jeder

Mann soll auch Krieger seyn, und in der Gefahr des Vaterlandes sich nicht scheuen, aus seiner Werkstatt und hinter seinem Pfluge weg heranzutreten, die Wehre zu ergreifen, und gegen den Feind zu stehen. Das ist der Heerbaum unserer Vorfahren, und das ist jetzt Landwehr und Landsturm. Aber es muß daneben auch Solche geben, die aus der Waffenkunst ihr eigentliches Geschäft machen, die durch Fleiß und Übung in allen Fertigkeiten und Kenntnissen, welche dazu gehören, es zu der höchsten Vollkommenheit bringen, damit sie der Andern Vorbild und Lehrer seyn können; und damit jeder unvorhergesehene Unfall des Feindes eine immer bereite Schaar in den Waffen finde. Eine solche Schaar waren die Waffenbrüder bei den alten Germanen, und eine neue Solche sollen die stehenden Heere der neueren Zeit seyn.

## 44.

## Die Religion.

Die alten Deutschen verehrten, gleich den Persern, Sonne und Feuer; als obersten Gott aber den Wodan (Guodan, den Goden, Guten, Gott). Sie nannten ihn auch mit einem schönen Namen Allvater. Der Sonne hielten sie in den heiligen Hainen weiße Pferde, welche vor den geweihten Wagen gespannt, von dem Priester oder dem Fürsten geführt wurden. Diese achteten sorgfältig auf ihr Viehern, denn das galt ihnen, wie gleichfalls den Persern, als eine Vorbedeutung der Zukunft.

Als die wohlthätigste Göttin verehrten sie die Mutter

der Erde; sie nannten sie *Hertha*, und von ihrer Verehrung wird uns Folgendes erzählt: Es war auf einer Insel im Meere ein heiliger Hain, und in demselben ein geweihter, mit Teppichen bedeckter Wagen. Bisweilen stieg die Göttin von den heiligen Wohnungen herab, dann fuhr der Wagen mit geweihten Kühen bespannt, vom Priester in tiefster Chrfurcht begleitet. Dann waren die Tage fröhlich, die Orte festlich, die sie ihrer Gegenwart würdigte, dann zogen sie in keinen Krieg, ergriffen keine Waffen, verschlossen ruhte alles Eisen; man kannte nur Frieden und Ruhe, und liebte sie allein, bis der Priester die, des Umgangs der Sterblichen gesättigte, Göttin in den Tempel zurückführte. Darauf wurde der Wagen und Teppich, und, wenn man es glauben will, die Göttin selbst in einem geheimnisvollen See gebadet; Sklaven verrichteten den Dienst, die sogleich derselbe See verschlang. Daher ein geheimes Grauen und eine heilige Unwissenheit, was das seyn möge, das nur, die sterben mussten, erblickten.

Zene Insel des heiligen Haines steht noch im Meere, das lieblichste Eiland der Ostsee. Ihr Name heißt *Nügen*, und noch wird germanisch in ihr gesprochen. Ein anderes Geschlecht und ein anderer Gott haben die alten verdrängt, aber die unsterbliche Sage bleibt lebendig. Noch zeigt der Eingeborne dem Fremdling den heiligen Hain, wo einst freudige und freye Menschen sich zum Frühlingsfeste der Mutter Erde versammelten, und der Priester mit dem Wagen den fröhlichen Umgang hielt. Noch ruht der Herthasee mit seinen tiefen Wassern, zirkelrund, von moosigen Hügeln umschlossen, und von dunkeln Buchen

beschattet; heilige Schauer wehen um ihn, stille Flüsse umwandeln ihn: nur das Geläute der Heerden, oder eine Ente oder ein Daucher, der aus den Binsen aufrauscht, stören die feyerliche Stille. An seinem nördlichen Ende liegt mit seinen hohen Wällen die Burg mit dem Eingange, wo das Bild der Göttinn verehrt ward; auch sie jetzt mit Binsen bewachsen; umgestürzte Altäre und Opfersteine erinnern an frühere Zeiten: tausend Schritte davon das offene Meer, und die Schiffe, und die herrliche Stubenkammer, und der herrliche Königsstuhl mit seinen erhabenen Pfeilern.

Seinen Ursprung leitete das Volk gleichfalls von den Göttern her. Der Gott Zent oder Thuiskon (welches Stärke bedeutet) hatte einen Sohn, Man, der war der Stammvater des Volkes; von ihm benannte dasselbe alle seine männlichen Nachkommen.

## 45.

### Die deutschen Stämme und Völkerschaften.

Die vielen einzelnen Völkerschaften, die das alte Deutschland bewohnten, lassen sich im Allgemeinen unter drey Hauptstämme vereinigen.

1° Im nordwestlichen Deutschland, zwischen Elbe und Rhein, also um die Aller, Leine, Weser, Lippe, Ruhr und Ems, nennen uns die Römer viele einzelne Völkerschaften, die wir am besten unter dem Namen des sächsischen oder sassischen Stammes zusammen fassen können, obgleich die Römer es nicht thun; denn sie alle

beschäftigtten sich vorzüglich mit dem Ackerbau, hatten feste Wohnplätze, und waren daher Einsassen, Sassen, statt daß die Völker jenseits der Elbe und im südlichen Deutschland früherhin mehr eine unstete Lebensart führten, und daher Sueven, Schweißende, heißen. Von den Völkern sächsischen Stammes gilt vorzüglich, was oben über die Wohnart der Deutschen gesagt ist; sie hatten sich meistens einzeln angebaut, wie ein Platz ihnen gut schien; und wie noch in einem großen Theil von Westphalen und in den Haidegegenden zu sehen ist. Jeder Hof hatte seine Feldmark um sich herum, und das Ganze war mit Hecke oder Erdwall eingehetzt. Jeder Hausvater war Herr in seinem Gehöfe, und durch freywilligen Bund mit einer Anzahl anderer Hofherren zu einer Gemeinde verbunden; mehrere Gemeinden wieder zu einem Gau.

2° Die suevischen Völker waren schon früh zu einem großen kriegerischen Bunde vereinigt, und umgaben die Völker sächsischen Stammes in einem Halbkreise vom Mittel-Rhein bis an die Ostsee, so daß sie an dem rechten Elbufer, an der Havel und Spree und Oder, dann in der Mitte Deutschlands, in Thüringen und Franken, an der Saale, am Main, und hinauf bis an den Neckar und die Donau wohnten. Die Catten aber, die auch zum suevischen Stämme, aber nicht zum Bunde gehörten, erstreckten sich im westlichen Deutschland an der Lahn hinab bis an den Rhein, und südlich bis an den Main.

Die Grundzüge des suevischen Bundes waren durchaus kriegerisch; die Liebe der Waffen sollte in Allen lebendig erhalten werden, auf daß sie zu jeder Unternehmung

stets bereit seyn möchten. Daher hatten die Einzelnen kein bestimmtes Maß an Länderey; sondern die Fürsten und Vorsteher theilten den Familien jährlich ihr Land zu, wie und wo es ihnen gut däuchte. Auch durften sie nicht ein Mal denselben Acker zwey Jahre hinter einander bestellen, sondern mußten mit Andern tauschen, damit keiner sich zu sehr an den Boden gewöhnen und den festen Wohnplatz lieb gewinnen möchte, und die Lust des Krieges mit dem Ackerbau vertauschte.

In diesen, wenn gleich rohen, Grundzügen des suevischen Bundes zeigt sich schon ein großer Gedanke, und beweist, daß unsere Vorfahren zur Zeit von Christi Geburt keinesweges zu den wilden Völkern gezählt werden dürfen. Was Lykurg durch seine Gesetzgebung bei den Spartanern bewirken wollte, und weshalb er auch seinen Bürgern kein festes und abgesondertes Eigenthum gestattete, das sollte auch die Grundlage und die zusammenhaltende Kraft des suevischen Bundes seyn: Ein so starker, durchgreifender Gemeinsinn, daß der Einzelne sich durchaus dem Ganzen unterordnen, nur in dem Ganzen und für dasselbe leben sollte. Nicht durch Eigennutz, nicht durch Parteisucht, nicht durch Trägheit sollte sich irgend einer von den Übrigen absondern, oder sein eigenes Wohl für wichtiger achten, als das des gesamten Bundes. Welch großes Verständniß der Welt und des menschlichen Wesens, welch klares Bewußtseyn, und welche Ordnung setzt eine solche durchgreifende Einrichtung voraus!

Kohlräusch.

## Charakter der Deutschen und ihres Landes.

Deutsche haben die letzte Weltmonarchie gestürzt; von ihnen sind die Könige der neuen Staaten ausgegangen; in dem, welchen Sie über sich selbst wählen, erkennt Europa den Titel und den Rang der Cästern: daß er ihre Gewalt nicht wieder herstelle, wird hauptsächlich durch die deutsche Freyheit verhindert.

Ein Land über 12,000 Quadratmeilen groß, fruchtbar, doch mehr für die Bedürfnisse, als für die Wollüste des Lebens; durch seine vielen Städte zum Arbeitsfleiß begünstigt, vornehmlich, weil so viele Hauptstädte sind; für Handel durch Ströme und Künste bequem genug, doch nicht so, daß der mercantilische Geist national und prädominierend werden könnte; in der Temperatur des Clima weder schwelgend noch starr, sondern in einem gesunden Mittel; daher die Organisation der Menschen zwischen steifer Fühllosigkeit und allzu zarter Empfindlichkeit; ein Volk, stark für Arbeit und Genuss, nicht weniger sinnreich zu Erfindungen, vorzüglich für die nützlichen, und geduldig zum Vervollkommenen; fühlend für das Schöne, und in Künsten des Geschmacks unter keinem Andern, doch glücklicher in Erforschung des Wahren und Vollziehung des Großen, vornehmlich beständig und beharrlich; gehorsam bis zur strengsten militärischen Subordination, doch warm beim Namen der Freyheit, und werth, sie zu genießen; ein Volk, zu Allem geschickt, wenn ihm der

Stolz nicht fehlt, ohne Nachahmung deutsch zu seyn; das ist unser Volk, und also ist Deutschland.

Mitten unter Völkern, die vor allen andern auf die Menschheit wirken, liegt unser Vaterland; stark wider Te- des; den Meisten furchtbar durch sechsmalhundert tausend Krieger, welche selten ihres Gleichen gehabt, und niemals übertrffen worden. Für wen und für welche Sache sie die Waffen führen, wem sie folgen, darauf beruht alles Gleichgewicht in der Politik, die Freyheit von Europa, das Wohl des menschlichen Geschlechtes.

J. v. Müller.

## 47.

### Berstörung von Magdeburg.

Tilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeistern zu können; er beschloß also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalsturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Bresche noch geschossen, und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er versammelte, erklärte sich für den Sturm, und stützte sich dabei auf das Beispiel von Mastricht, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sey. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze Nacht zwischen dem 9ten und 10ten wurde mit den nöthigen An-

stalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft, und erwartete, der Abrede gemäß, früh um 5 Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte, aber erst zwey Stunden später, indem Zilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch ein Mal den Kriegsrath versammelte. Papenheim wurde beordert, auf die Neustädtischen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trockner, nicht allzu tiefer Graben kamen ihm dabei zu Statten. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatten die Wälle verlassen, und die wenigen Zurückgebliebenen fesselte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, der Erste zu seyn, den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, aufgeschreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhouse, wo er eben beschäftigt war, den zweyten Trompeter des Zilly abzufertigen, mit einer zusammen gerafften Mannschaft nach dem Neustädtischen Thore, das der Feind schon überwältigt hatte. Hier zurück geschlagen, flog dieser tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweyte feindliche Partei schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand, schon zu Anfang des Gefechtes strecken die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Lärm der Sturmglöckchen, das überhand nehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stürzen in blinder Betäubung dem Feind entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurück zu treiben; aber der Kommandant getötet, kein Plan im Angriff, keine Reiterey in seine verwirrten

Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzuführen. Zwei andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Vertheidigern entblößt, um der dringenden Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung, um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Wallen Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen, und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Kapitän, Namens Schmidt, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschlossensten noch ein Mal gegen den Feind führt, und glücklich genug ist, ihn bis an das Thor zurück zu treiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwei Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Zilly läßt einen Theil seines Fußvolks einmarschieren. Er besetzt sogleich die Hauptstraßen, und das aufgepflanzte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie im Zweifel, zwei Worte des Grafen Zilly bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde solchen Truppen vergeblich Schonung abbefohlen haben; Zilly gab sich auch nicht die Mühe, es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser, um ungebunden alle Begierden einer viehischen Seele zu führen. Vor manchem deutschen Ohre fand die flehende

Unschuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimm der Wallonen, aus Pappenheim's Heer. Raum hatte dieses Blutbad seinen Anfang genommen, als alle übrige Thore aufgiengen, die ganze Reiterrey und der Kroaten furchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt los gelassen wurden.

Die Würgescene fieng jetzt an, für welche die Geschichte keine Sprache, und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldlose Kindheit, nicht das hülfslose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Vater mishandelt, und das wehrlose Geschlecht hat bloß das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der alles durchforschenden Habsucht sichern. Drey und fünfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen — Pappenheim's Wallonen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mutter zu spießen. Einige ligistische Offiziere, von diesem grausenvollen Anblick empört, unterstanden sich, den Grafen Zilly zu erinnern, daß er dem Blutbad möchte Einhalt thun lassen. « Kommt in einer Stunde wieder, » war seine Antwort, » ich werde dann sehen, was ich thun werde; der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben. » In ununterbrochener Wuth dauerten diese Gräuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Grenzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren, und den Widerstand der Bürger zu

brechen, hatte man gleich Anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete, und den Brand allgemein machte. Furchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das sprühende Blut. Die Atmosphäre lochte, und die unerträgliche Glut zwang endlich selbst diese Bürger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwey Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Administrator, Christian Wilhelm, ward mit drey Bürgermeistern, nach vielen empfangenen Wunden, gefangen; viele tapfere Offiziere und Magistrate hatten fechtend einen bencideten Tod gefunden. Vier hundert der reichsten Bürger entrifft die Habsucht der Offiziere dem Tod, um ein theures Lösegeld von ihnen zu erpressen. Noch dazu waren es meistens Offiziere der Ligue, welche diese Menschlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiserlichen Soldaten ließ sie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte sich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiserlichen Schaaren mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzuwühlen. Manche erstickte der Dampf; viele machten große Beute, da die Bürger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13ten Mai erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft gräßlich, empörend

war die Scene, welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen; herum irrende Kinder, die mit herzzerschneidendem Geschrey ihre Ältern suchten; Säuglinge, die an todten Brüsten ihrer Mütter saugten. Mehr als 5000 Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getöteten wird auf 30,000 angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen 1000 Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drey Tage und zwey Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Zilly ließ ihnen Freyheit ankündigen, und Brod unter sie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feyerliche Messe gehalten, und unter Abfeuerung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, daß seit Troja's und Jerusalem's Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sey. Und in diesem Vorgeben war nichts Übertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche untergieng, mit der Wuth ihrer Zerstörer zusammen denkt.

Schiller.

## Wallenstein.

Wallenstein's Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatstandes zurück trat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit, und schien dem Urtheilspruch seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Palaste, den er in Prag bewohnte; und hundert Häuser mußten niedergeissen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. Ähnliche Paläste wurden auf seinen zahlreichen Gütern erbaut. Ritter aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen; und man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüssel zurückgeben, um bei Wallenstein eben dieses Amt zu bekleiden. Er hielt sechzig Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Drabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurde ihm Geräthe und Gefolge auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgefahren; in sechzig Karosse mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Liverenzen, der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und eben so viele Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen — zwölf Patrouillen die Runde um seinen Palast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer

arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Gerassel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, wer auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke; und das wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Ton ausgestossen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt, entsegte er allen leeren Zerstreuungen, wodurch andre das kostbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst; die meisten Auffäze schrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verschwiegenheit andrer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur und hager, gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen aber funkeln den Augen. Ein furchtbarer zurück schreckender Ernst saß auf seiner Stirne, und nur das Übermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schaar seiner Diener fest halten.

In dieser prahlerischen Dunkelheit erwartete Wallenstein still, doch nicht müfig, seine glänzende Stunde, und der Nach aufgehenden Tag; bald ließ ihn Gustav Adolph's reißender Siegeslauf ein Vorgefühl derselben genießen. Von seinen hochfliegenden Planen ward kein einziger aufgegeben; der Undank des Kaisers hatte seinen Ehrgeiz von einem lästigen Bügel befreyt. Der blendende Schimmer seines Privatlebens verrath den stolzen Schwung seiner Entwürfe; und verschwenderisch, wie ein Monarch, schien

er die Güter seiner Hoffnung schon unter seine gewissen Besitzungen zu zählen . . .

Alles, was der schreckliche Mann aus den deutschen Ländern erpreßte, floß nicht in die Schatzkammer des kaiserlichen Hofs, sondern er bezahlte damit seine Söldner, und der Überschuß des Blutgeldes machte den Wallenstein zum reichsten Manne. Und aus dem Brigadier ward durch einen gewaltigen Sprung sehr schnell ein unumschränkter Feldherr, den der Kaiser, um das Maß der Erkenntlichkeit zu erfüllen, zum Reichsfürsten und Herzog von Friedland (einem kleinen Wallensteinischen Städtchen im Fürstenthume Schweidniz) erklärte.

Nun eilten überall her die Kriegsknechte seinem Panier zu, weil sie keine Noth unter ihm befürchteten; sogar einige Tausend Kosaken zogen aus Wohlen ihm nach. Freyfürig ernannte Wallenstein seine Schaarmeister zu Ross und zu Fuß; aber nur Muth und Tapferkeit galt bei ihm als Empfehlung: darum war auch sein Heer so vortrefflich besetzt. Mit drey und zwanzig tausend Mann zog er von Eger nach Niedersachsen. Seine Leute sollten bei Todesstrafe die strengste Mannszucht beobachten; dennoch wurde sowohl Franken und Schwaben, als auch der churrheinische Kreis, so sehr gedrückt, daß selbst der Kaiser Schonung anempfehlen mußte.

Sachsen und Brandenburg entsetzten sich über die Erscheinung dieses Abenteurers; und man suchte, von Seiten der Protestantenten, mit dem Kaiser in Unterhandlung zu treten. Eine allgemeine Wehklage erhob sich wider die tillyschen und friedländischen Heere: Diese hätten, sagte

man, in dem sächsischen Kreise durch Verwüsten und Mordbrennerey so grausam gewühret, daß man von den Erb- und Erzfeinden des christlichen Namens keine unmenschlichere Behandlung befürchten könnte . . .

Immer deutlicher, immer schrecklicher offenbarte sich Wallenstein's Charakter; und immer banger, immer lauter wurde das Klaggeschrey, der Wehausruf über die friedländischen Räuber und Mordbrenner. Daniens Reichsräthe versuchten's, ihr Land von diesen Ungeheuern zu erlösen. Sie schickten Boten an den Kaiser, sie flehten den Herzog von Friedland schriftlich an, sein Schwert von ihrem Vaterlande zu wenden. Der Kaiser verwies die Gesandten an Wallenstein, und dieser spottete ihres Sammers. Er sey gewohnt, sagte der Freyler, sich dahin zu wenden, wo die Feinde wären. Am Ende des Jahres 1627 zertheilte er sein Heer in Winterlager, die er von Schleswig an bis nach Brandenburg und Pommern ausdehnte. Alllweit spielte er den Meister. Er hatte jetzt ein Heer von hunderttausend Köpfen beisammen, und unterhielt dasselbe noch immer ohne des Kaisers geringsten Beitrag, bloß durch Brandschätzungen. Dennoch wurden dem Kaiser die Rechnungen vorgelegt; und man wußte dessen Verlegenheit so gut zu benützen und die Forderungen so hoch zu treiben, daß Ferdinand zuletzt mit ängstlicher Nachsicht in Alles einwilligen mußte.

Nun sagten Friedlands Freunde und Miethgesellen zum nachgiebigen Kaiser: «Seine Majestät werde am Herze von Friedland im Norden einen dankbaren, treuen Fürsten haben, auf welchen man sich in allen Nothfällen

verlassen könnte. Durch seine Macht und durch seine Habsen könne zwischen dem deutschen und spanischen Reiche, zum großen Vortheile des Erzhauses beider Linien, eine Handelsverbindung errichtet werden. Aber nicht aus Politik allein, sondern auch aus Erkenntlichkeit sey Seine kaiserliche Majestät verbunden, dem Wallensteiner das Herzogthum Mecklenburg zu geben. Die katholische Religion gewinne dabei, es sey also Gewissenspflicht. Die Gerechtigkeit fordere Bestrafung der Missethäter, und Belohnung verdienter Männer; darum sey es ganz billig, den abtrünnigen Herzogen von Schwerin und Güstrow, weil sie sich mit Dänemark verbunden hätten, ihr Mecklenburg zu entreissen, und dem Herzoge von Friedland durch die Verleihung dieses Landes zu seinen ausgelegten Kosten zu verhelfen.

Dieser listigen Vorstellung der Bosheit entgegneten andere Räthe des Kaisers, und schilderten wahr und bedrftsam das despotische Verfahren des Wallensteiners. Ferdinand wankte in seinem Entschlusse; Wallenstein aber fand den Weg zu seinem Herzen. Er gewann die Fünstlinge, und erschien nun selbst vor dem Kaiser. Die finstere Hoheit des Mannes, umstrahlt vom Siegesglanze, machte den tiefsten Eindruck, und Ferdinand erwog das doppelte Verdienst desselben, das er sich um Österreichs Macht und die römische Kirche erworben hatte, und belohnte seinen Feldherrn mit fremdem Gute. Auf dem Schlosse zu Brandenburg erheb er im Januar 1628 den Grafen von Wallenstein zu einem Fürsten des Reichs,

und wies ihm, zum Unterpfande für seine ungeheuern For-  
derungen, das Herzogthum Mecklenburg an. Da er belehnte  
zugleich den neuen Herzog mit dem schon längst eröffneten  
schlesischen Fürstenthume Sagan.

Wallenstein gab nun den Plan, Admiral einer Reichs-  
flotte und Herr der Ostsee zu werden, auf. Er wünschte  
gar zu gerne Mecklenburg zu behaupten. Deswegen wollte  
er den König von Dänemark durch einen vortheilhaften  
Frieden auf seine Seite ziehen, und gegen Schweden sich  
durch den Besitz der pommerschen Seehäfen schützen. Nach  
Bogislars Tode, glaubte er, würde ihm Pommern ohne-  
hin zufallen. Unter allen pommerschen Häfen war Stral-  
sund der beste, und zugleich wegen seiner Nähe für Meck-  
lenburg der gefährlichste. Wallenstein suchte also Stralsund  
zur Einnahme einer kaiserlichen Besatzung zu zwingen,  
und ließ die Stadt, weil sie nicht pünktlich gehorchte,  
durch den Feldmarschall Arnheim auf die feindseligste  
Weise belagern.

In dieser Noth schickten die Stralsunder ihren Proto-  
notarius Wahl sowohl an den Kaiser als an seinen Be-  
fehlshaber Wallenstein, um sich aus dem bedrängtesten  
Zustande zu erlösen. Der Kaiser war gnädig gegen diesen  
Abgeordneten; allein trozig und hochherfahrend ward er  
von Wallenstein empfangen. Nachdem Wahl zehn Tage  
bei dem letztern gewartet, und seine Vorlassung durch Be-  
stechung des Kämmerers theuer erkaufst hatte, so erhielt er  
schlechten Drost. «Ich habe», sagte Wallenstein mit Hize;  
«Befehl ertheilt, zu den Truppen, welche bereits vor Stral-

sund stehen, noch fünfzehn andere Regimenter stoßen zu lassen. Diesen Befehl kann ich unmöglich zurücknehmen. Bald werde ich selbst dahin kommen; und ich ziehe nicht eher davon, als bis die Stadt kaiserliche Besatzung eingenommen hat. Dies ist mein fester, mein unveränderlicher Entschluß. Will Stralsund vor den kaiserlichen Waffen sich nicht beugen, so soll es völlig zerstört werden, sollten auch hunderttausend Mann vor demselben sterben, und müßte ich selbst mein Leben dabei verlieren. »

Hoffnungslos schied Wahl von dem unbeugsamen Wallenstein. Zum Glücke war er an den Reichsvicefanzler von Stralendorf, der aus einem uralten mecklenburgischen Geschlechte abstammte, empfohlen. Dieser brachte Stralsunds Bitte vor den Kaiser, und Ferdinand fand das Verfahren gegen diese Stadt unerhört. Wahl erhielt eine schriftliche Versicherung, daß der Kaiser seinem General Befehl erteilt habe, die Irrungen durch einen Vergleich zu heben und die Stadt mit der Einlagerung zu verschonen. Wahl eilte nun dem Herzoge nach, der von Prag nach Pommern gezogen war, und hielt ihm unterwegs des Kaisers Befehl vor. Wie staunte er aber, als er von Wallenstein die Donnerworte vernahm: wäre auch die Festung mit eisernen Ketten an den Himmel gebunden, sie müßte vom Himmel herab!....

Nach drey Monaten hatte Ferdinand dreihzigtausend Mann beisammen. Hiermit war Wallensteins Versprechen erfüllt, und er wollte nun das Heer abgeben und sich entfernen. Er wiederholte also die Erklärung, daß er den

Oberbefehl nicht annehmen, sondern sich mit dem Nahmen eines guten kaiserlichen Dieners begnügen würde.

Viele waren der Meinung, man sollte dem Friedländer für die Einrichtung des Heeres danken und ihn ziehen lassen. Dagegen stellten Andere die mit seiner Entfernung verknüpfte Gefahr vor. «Nimmt man,» sagten sie, «den Herzog von der Armee weg, so werden die Soldaten, die unter ihm so willig und glücklich gestritten haben, die Fahnen verlassen, und jedermann wird mißmuthig werden. Ihm ist das Heer völlig zugethan, und er wird von demselben gefürchtet. Bekommt er das Kommando nicht, so ist aller Gehorsam der Soldaten dahin.»

Man schickte einen Gesandten nach dem andern an ihn; keiner richtete etwas aus. Es war nicht genug, daß Ferdinand seinen Fehler bei Wallensteins Verabschiedung bereuet hatte; er mußte sich auch noch demüthigen. Der Fürst von Eggenberg kam noch ein Mal als Unterhändler nach Znaim, und eröffnete ihm im Vertrauen, daß er Vollmacht habe, ihm alle mögliche Vortheile anzubieten, und daß der Kaiser seine Dienste um jeden noch so großen Preis zu erkaufen gesonnen wäre. Friedland forderte noch einen Tag Bedenkzeit. Hierauf übergab er dem Fürsten schriftlich seine Bedingungen, und versicherte, daß dies sein letztes Wort sey, und daß er hernach nichts weiter vom Kommando hören wolle.

Friedlands Charakter zeigte sich wieder deutlich aus seinen Bedingungen. Es waren folgende: 1° Ich will des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone Spaniens

Generallissimus seyn und bleiben; 2° ich will das Generalat ohne allen Vorbehalt haben; 3° der Kaiser soll vielmehr, sobald Böhmen wieder erobert seyn wird, in Prag residiren, weil ich gefunden habe, daß man auf die Treue der Böhmen nicht eher mit Zuverlässigkeit rechnen kann, als bis sie ihren König im Lande haben. 4° Ich verlange zur Sicherheit meiner ordentlichen Belohnung ein österreichisches Erbland auf eine feierliche Art zum Unterpfande verschrieben, und zur außerordentlichen Belohnung will ich 5° die Oberlehnherrschaft über die Länder haben, welche ich im römischen Reiche erobern werde. 6° Die Konfiskationen im Reiche sollen ganz allein von meiner Willfuhr abhängen; weder der Reichshofrath noch das Kammergericht sollen dabei etwas zu sprechen haben. 7° In Gnadsachen will ich ganz allein nach meinem Gesallen verfahren, und ein vom Kaiser ertheilter Pardon soll ohne meine Bestätigung keine Kraft haben, am allerwenigsten in Anschung der Zurückgabe eingezogener Güter. 8° Der Realpardon soll einzlig und allein bei mir ersucht, und von mir ertheilt werden. Der Kaiser nämlich ist zugnädig gesinnt, jedermann kann am kaiserlichen Hofe Gnaden erhalten, und die Mittel, Offiziers und Soldaten zu belohnen, werden dadurch abgeschnitten. 9° Der fünftige Friede soll für mein Privatinteresse sorgen, und mir den Besitz des Herzogthums Mecklenburg besonders zusichern. Es sollen mir 10° die zum Krieg nöthigen Geldsummen ausgezahlt werden, und 11° mir und der Armee alle Erbländer offen stehen.

Eggenberg erwartete keine kleinen Forderungen; so aus-  
schweifend groß hatte er sie doch nicht gefürchtet. Der Herz-  
zog verlangte Dinge, die nicht einmal in des Kaisers  
Macht standen. Man bemühte sich um einige Mäßigung;  
aber Wallenstein erwiederte, daß seine Dienste nicht an-  
ders, als um diesen Preis zu erkaufen wären. Ferdinand  
sah sich gedrungen, Wallensteins ungeheure Bedingungen  
zu unterschreiben. Der spanische Hof, der den Herzog zwar  
hafte, aber ihn doch als einen unentbehrlichen Mann be-  
trachtete, schmückte seine Brust mit dem goldenen Vlies.  
Auch der Papst wünschte ihm schriftlich Glück zur Un-  
nahme des Oberkommando's.

Neues Leben strömte nun durch alle Glieder des kaiser-  
lichen Heeres. Alle Großen des Reichs steuerten zu der  
neuen Unternehmung bei; die Jesuiten ließen auf ihre  
Kosten fünf Regimenter werben, und Wallenstein selbst  
schoß zweymalhunderttausend Thaler von seinem Vermögen  
her. Er versorgte eine neue Kriegsordnung und bestimmte  
den Sold. Das Heer wollte er so vergrößern, daß er nicht  
nur in aller Geschwindigkeit Böhmen von den Sachsen  
befreien, sondern auch wider den König von Schweden  
ziehen könnte, um ihn die Folgen seiner unpolitischen  
Begegnung fühlen zu lassen.

Der selbe.

## Schlacht bei Lüzen.

Drey Kanonenschüsse, welche Graf Kolloredo von dem Schlosse zu Weizenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die Friedländischen Vortruppen, unter dem Kommando des Kroatengenerals Isolani, zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dippach über das Wasser dieses Namens setzte, und sich unterhalb Lüzen der kaiserlichen Schlachtdordnung gegenüber stellte. Die Landstraße, welche von Weizenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lüzen und Markranstädt von dem Floßgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Merseburg erstreckt und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Kanal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Reiterey beider Theile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lüzen hatte sich Wallensteins rechter Flügel, und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des schwedischen Heers gelagert. Beide Armeen kehrten der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitien durch sie hingieng, und eine Schlachtdordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil seines Gegners bemächtigt, die zu

beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Übergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lüzen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebene bestrichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbehülfliche Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterey bedeckte die Flanken. Alles Gepäck ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heeres nicht zu hindern, und bloß die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten die Frossjungen und Knechte zu Pferde sitzen, und sich an den linken Flügel anschließen; doch nur so lange, bis die Pappenheimischen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war alles zum Empfang des Feindes bereit.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüber liegenden Ebene, und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterey hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwey Linien, den Kloß-

graben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße, und die Stadt Lüzen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterey auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutsche Reiterey des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beider Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhöhen. Auf ähnliche Art war das zweyte Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservekorps unter Hendersons, eines Schottländers, Kommaudo.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europens, die man im Lager vor Nürnberg hintergieng, sollten nun in den Ebenen Lüzens befriedigt werden. Zwei folche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hielten im ganzen Laufe dieses Kriegs noch in keiner offebaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren, und einen Überwinder dem nie Überwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolphs Genie, oder nur die Ungeschicklichkeit seines Geg-

ners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heere seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Überwinder wie dem Überwundenen kostete. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber stand und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein un durchdringlicher Nebel der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Goller und einem Zuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen) durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigner ahndungsvoller Busen verläugnet. Gott mit uns, war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: Jesus Maria. Gegen elf Uhr fängt der Nebel an sich zu zertheilen, und

der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lüzen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Lösung, die Reiterey sprengt gegen den Feind und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen diese tapfern Bataillons mit unerschrockenem Muth ihren Angriff fort; die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert, und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf Friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweyte, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzeßschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolks zu steuern, und seinem Machtwort gelingt, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drey Kavallerieregimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs neue Fronte gegen den Feind, und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung; Mann sieht gegen Mann; das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Piche Platz, und die Kunst der Erbitterung. Überwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die

schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Pohlen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterey Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurück weiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbockischen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Ross trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Übergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Weges demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten gedrängt war, und indem er seine Blicke umher sendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nahe

an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkte, daß dem Vorübersprengenden alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. « Auf den dort schieße », ruft er, « das muß ein vornehmer Mann seyn. » Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblick kommen seine Schwadronen daher gesprengt, und ein verwirrtes Geschrey : Der König blutet — der König ist erschossen ! breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsezen aus. « Es ist nichts — folgt mir », ruft der König, seine ganze Stärke zusammen rassend : aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der mutlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweyten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubte. « Ich habe genug, Bruder », ruft er mit sterbender Stimme, « suche du nur dein Leben zu retten. » Zugleich sank er vom Pferd, und von noch mehrern Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein lediglichendes, im Blute gebadetes Ross der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wütend dringt sie herbei, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und

der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durchheilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer ; aber anstatt den Muth dieser tapfern Schaaren zu erlöten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwengrimm werfen sich die upländischen, smaländischen, finnischen, ost- und westgothischen Regimenter zum zweyten Mal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet, und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolphs führt von neuem seine siegreichen Schaaren. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhards und Kniephausens Anführung auss neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt, und zum zweyten Mal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit ge-

doppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegen stürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kurassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lüzen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war es, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufführen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lüzen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen, und sich anfänglich selbst darein verwickelet zu sehen. Aber mit

schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder, und führt sie aufs neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth, und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spize dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er furchtlich in die schwedischen Schaaren, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Tressen aufs neue zu formiren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zwey Mal verlorenen Kanonen zum zweyten Mal ihren Händen entrissen. Des ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahingestreckt, und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein andres blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterey nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortzöß. Den Herzog selbst sah

man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit führer Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaszte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Delamonier des Heers, der furchtbarste Soldat des Hauses Österreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edlen Feind am wenigsten zu verschonen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigen Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen; aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchts bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blixte in seinen Augen. «So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland», rief er aus, «daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahin scheide, da ich

weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist.»

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermisste die schon ein Mal geschlagene und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterey des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie alles verloren gab, und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obersten, Götz, Terzky, Kolloredo, und Piccolomini, nothigte Stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutzte mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum dritten Mal setzt sie über die Gräben und zum dritten Mal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Hestiger erhält sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Äußerstes, in den letzten theuren Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taftik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Übung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Gränze, dem die Wuth keine

sezten will , und der Angriff hört auf , weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Übereinkunft aus einander , die erfreuenden Trompeten ertönen , und jedes , für unbesiegt sich erklärend , verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb , weil die Rossse sich verlaufen , die Nacht über auf dem Wahlplatz verlassen stehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Siegers für den , der die Wahlstatt eroberte. Aber über der Einfertigkeit , mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm , vergaß der Herzog von Friedland , seinen Anteil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheimische Fußvolk , das seinem voraus eilenden General nicht schnell genug hatte folgen können , sechs Regimenter stark , auf dem Wahlplatz ; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden , und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfelds die Artillerie des Herzogs gerettet und die Schwedische erbeutet haben. Aber keine Ordre war da , ihr Verhalten zu bestimmen , und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht , nahm sie ihren Weg nach Leipzig , wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen , und ohne Geschütz , ohne Fahnen , und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerstreute Überrest seines Heeres. Zwischen Lüzen und Weissenfels , scheint es , ließ Herzog Bernhard die schwed-

dische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen; nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Versuch des Feindes zu Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über neuntausend Mann tot auf dem Wahlplatz; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders befand sich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Flößgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büßte seine Neugier mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Pappenheim starb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an seinen Wunden; ein unerschöpfer Verlust für das kaiserliche Heer, das dieser treffliche Krieger so oft zum Sieg geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenstein als Oberster beiwohnte, öffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwundet warf er durch das Ungestüm seines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Wahlstatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er die Rebellen in Österreich, vierzigtausend an der Zahl, in drey verschiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen

bei Leipzig die Niederlage des Tilly lange Zeit durch seine Tapferkeit auf, und machte die Waffen des Kaisers an der Elbe und an dem Weserstrom siegen. Das wilde sürmische Feuer seines Muths, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber unfechtig zum Oberhaupt des Heeres; das Treffen bei Leipzig gieng, wenn man dem Ausspruch Tillys glauben darf, durch seine ungestüme Hize verloren. Auch Er tauchte bei Magdeburgs Zerstörung seine Hand in Blut; sein Geist, durch frühen jugendlichen Fleiß und vielfältige Reisen zur schönsten Blüthe entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf seiner Stirne erblickte man zwey rothe Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur schon bei der Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in späteren Jahren erschienen diese Flecken, so oft eine Leidenschaft sein Blut in Bewegung brachte, und der Alberglaube überredete sich leicht, daß der künftige Beruf des Mannes schon auf der Stirne des Kindes angedeutet worden sey. Ein solcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beider österreichischen Linien den gegründesten Anspruch; aber den glänzendsten Beweis derselben erlebte er nicht mehr. Schon war der Eilbote auf dem Wege, der ihm das goldne Blies von Madrid überbringen sollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahinraffte.

Der selbe.

## Heinrich der IVte.

Nach den bittersten Kämpfen und vergeblich sich erschöpfenden Anstrengungen der Faktionen, erschien dennoch die bessere Zeit, in welcher Heinrich der IV. auf dem Throne das Ganze seiner Nation zu überzeugen strebte, daß sie indeß, gerade so lange, als die größte Hälfte mit wildem Eifer sich seinen Rechten entgegen stemmte, ihre einzige Rettung von sich gestoßen hatte.

Die noch folgenden sechzehn Jahre, in welchen er alsdann, unterstützt von einer nur gar zu kleinen Anzahl von Edelgesinnten, zu einer gründlichen Wiederherstellung des Reichs die unentbehrlichsten Mittel aus dem vorigen Chaos hervorarbeitete, beweisen, welch ein Raub am gemeinschaftlichen Wohl jeder Tag gewesen war, den man ihn im persönlichen und parteilichen Kampfe für seine Existenz aufzuopfern gezwungen hatte. Aber nur noch sechzehn Jahre blieben ihm hiezu übrig! Raum eine Spanne Zeit gegen die lange Reihe von Übeln, welche geheilt, gegen den Schwall von Bedürnissen, denen nicht bloß für den Augenblick abgeholfen werden sollte. Sechzehn Regierungsjahre nach vierzigjähriger Anarchie waren ein hellleuchtendes aber vorbei eilendes Meteor, welches, so schnell und reichlich es seinen Segenseinfluß ausbreitete, dennoch mehr den Verlust, den Frankreich sich selbst erstritten hatte, sichtbar zu machen, als ihn zu ersetzen, hinreichte.

Hat man bis zu Heinrichs Thronbesteigung über den Helden gestaunt, mit welchem das Schicksal zu kämpfen schien, um ihn zu einem Beispiel kriegerischer Tapferkeit, Gewandtheit und Unverzagtheit aufzustellen; so zeigt ihn nun seine Regierung selbst zu noch höherer Bewunderung als den Mann, welcher, trotz jener langen Übung in den raschen Maßregeln eines Bürgerkriegs, im schnell veränderten Wirkungskreise doch auch an den festen, obgleich viel langsamern, Gang dauerhafter bürgerlicher Verbesserungen sich zu gewöhnen wußte.

\* Dort hatte er sich um Krone und Leben in tausend Gefahren gestürzt. Doch, die Nähe und Größe derselben macht sie dem Unereschrockenen nur zur Hälfte sichtbar. Dort hatte er in offenem Felde mit vielen, einst selbst mit den kriegserfahrensten Feldherren seiner Zeit das fuhne Spiel der Kriegskünste durchgespielt. Der Sieg darin knüpft sich an den eilenden Überblick der schnell erreichbaren Mittel und an die Benutzung des Augenblicks, mit einem Wort, an das unschätzbare Talent der Geistesgenwart. Zugleich aber ist er doch in vielfachen Rücksichten die Ausgeburt der unerwartetsten Zufälligkeit und wenigstens das Produkt fremder Kräfte, so, daß gerade der glücklichste, zutreffendste Erfolg, das Verdienst des Siegers zweifelhafter macht; indem noch überdies die unerschrockenste Geistesgegenwart, gerade weil sie Talent ist, unter der Form einer über alles Nachstreben erhabenen Naturgabe mehr zum Erstaunen als zur Bewunderung berechtigt.

Dort hatte des verspotteten Bearners Erfindsamkeit oft

für die gegenwärtigste Noth aus nichts das Unentbehrlichste geschaffen. Aber die Mittel dazu waren dann auch die Mittel des drängendsten Bedürfnisses, bei denen Einfluß auf die Zukunft nicht berechnet wird, wenn sie nur, um demfordernden Moment etwas hinzuwerfen, zureichen.

Dort hatte er unter dem tausendfältigen Privatinteresse aller einzelnen Parteigänger seines vielköpfigen Anhangs sich als Parteioberhaupt zu erhalten. Aber alle diese Intrigen waren im Grunde doch immer selbst in ihrer Monstrosität einformig und aus allerley Stoff erzeugt. Der Eigennutz des Einen half dies antipatriotische Laster in dem Andern beschränken und bändigen. Und alle, gerade desto gewisser, je selbstsüchtiger sie rechneten, konnten auf jeden Fall nur dadurch für sich selbst sorgen, daß sie vereinigt Ihn als Chef unterstützten, bis er einst der Einzelnen widerstreitende Wünsche zu erfüllen im Stande seyn würde.

Erst mit diesem Augenblicke des wirklichen Regierungsantritts begann dann die kritische Periode, wo jeder ohne alle Rücksicht bloß für seine Verdienste zu fodern anstieg, und schon auf die gelindeste Probe seiner Gedult den Vorwurf des schnöden Undanks zu setzen für gerecht hielt. Und doch begann, wie Heinrichs edlere Seele es tief und unwidersprechlich fühlte, gerade mit diesem kritischen Umschwung der Dinge auch der Moment, wofür alle Parteien gründlicher, als sie selbst wollten, zu sorgen, seine Aufgabe war, wie sie an den gemeinschaftlichen König von der Regentenpflicht selbst gemacht wurde. Es war hohe Zeit, daß Hinsicht auf die Zukunft und eine für die

Dauer rechnende Klugheit die Maafzregeln der Noth bald-möglichst außer Gebrauch zu bringen befahl. Dem sich vergegenwärtigenden, schreckenden Überblick näherer Gefahren und Hindernisse hatte die augenblickliche Gegenwart des Geistes oft plötzlich abgeholfen; aber jetzt konnte sie doch bei weitem nicht Hülfsleistungen genug gewähren, weil eine Tiefe des Schadens ausgefüllt werden sollte, über welche jene geschwinden Rathgeberin sich wie über Schlünde und Abgründe nur gleichsam durch fliegende Brücken wegzuholzen gewohnt ist. Jetzt war der Zeitpunkt, wo selbst Heinrichs Person, mit all seiner Leidenschaft für Kriegsrühm und Liebe, mit seiner edel-menschlichen Sehnsucht nach häuslicher Zufriedenheit und nach scherzender Ruhe im Schooße der Freundschaft, mit seinem Hang nach flog-losen genüfzreicher Behaglichkeit — gegen ein großes Ganzes verschwinden mußte, dessen allgemeines Wohl im Collisionsfall alle Individualität des Regenten zum Opfer fordert.

Diese Epoche, in welcher die endlich errungene Krone all jenen Kampf nur durch Aufforderung schwerer Pflichten lohnte, deren Stimme Heinrich wirklich in sich hörte und achtete, ist in sich selbst von einer so seltenen Denkwürdigkeit und zugleich für das Wohl der Folgezeit so wichtig, daß sie unstreitig mehr als die kühnsten Schlachten und die verwickeltesten Knoten der Intrigue, durch welche das getrennte Frankreich gegen sich selbst so lange gewütet hat, Aufmerksamkeit, Beurtheilung, möglichste Nachherierung verdient.

Heinrichs Thronbesteigung, wenn irgend ein be-  
J.

stimmter Augenblick für eine viel umfassende Begebenheit angegeben werden soll, welche die allmähliche Wirkung fortgesetzter Anstrengungen beinahe seines ganzen Lebens war, lässt sich, auch der Ansicht seines Zeitalters gemäß, am schicklichsten von seinem Einzug in Paris (den 22ten März 1594) datiren. Nach einer damals allgemein herrschenden Idee erkannte man den Besitzer der Hauptstadt für den wahren Herrn des Reiches, und war je dieses Vorurtheil durch die besondere Beschaffenheit einer Hauptstadt beschönigt; so deutet die Geschichte jeder Zeit auf Paris hin, auf diese schon so lange her gegen die jedesmalige Bevölkerung und Macht des französischen Staats sehr unverhältnismäßige Beherrcherin und Verzehrerin des übrigen Ganzen. So gewiß es ist, daß überall nicht die Menge der Kräfte, sondern ihre Vereinigung und konzentrierte Thätigkeit die Übermacht gebe, so gewiß hatte, wer die Kräftenmasse einiger Meilen, in welche nach der Volksmenge betrachtet, eine ganze Provinz und, nach der Thätigkeit geschächt, gewiß mehr als die Hälfte der Rastlosesten, Aufschlägigsten, Reichsten oder Gierigsten, Mächtigsten oder Anspruchsvollsten, Erhabensten oder Bedürftigsten aus allen Distriften zusammengedrängt war, mit geschicktem und kraftvollem Arm zu lenken wußte, zu jeder Zeit fast die ganze bereite Macht von Frankreich in Händen.

Niemand in jenem Zeitpunkte mochte dies lebhafter einsehen, als Heinrich, welcher, während eines mehr als 20jährigen Anstrebens zu dem jetzt sich nähernden Ziel, gewiß in mancher geistvollen Stunde die Kräfte und Gegeckräfte mit scharfem Blick gewogen hatte.

Heinrich trat nun, von einer ausgerlesenen Rittertruppe umgeben, seinen Zug in die Stadt an. Es lebe der König! war jetzt die Lösung aller, welche sich sehen ließen. Seine Ankunft glich dem Aufgang der Sonne, welcher die Nachtnebel weichen. Sie war ein Triumphzug, bei welchem man, wenn er gleich mitten unter den gemachten Eroberungen gefeiert wurde, nur den Sieger, ohne Besiegte zu sehen glaubte.

Welche Gefühle aber in der Seele dieses Siegers? In kriegerischer Feuerlichkeit, zu Pferd und in einer so lange wacker gebrauchten Waffenrüstung, durch die Reihen des jauchzenden, gaffenden Volkes hingeführt von einer Auswahl ritterlicher Waffenbrüder, näherte er sich der Hauptkirche, in welcher mit seinem frommen Gebete die unvorbereiteten Huldigungen seiner lange betörten Hauptstadt sich zu vereinen eilten.

Dies war dann das Ziel, für welches er einst zwischen den Felsen und Gebirgen von Coarasse in Bearn bei spartanischer Kriegerskost herangewachsen war, wo barfuß und in bloßem Kopfe zwischen Klüsten und Abgründen zu klettern ihm sein Großvater, Heinrich von Albret, nicht umsonst zur Lust gemacht hatte. Denn nur nach solchen Abhärtungen war es möglich, daß er, jetzt im drey und vierzigsten Lebensjahr, ungebeugt auf mehr als die Hälfte seines Alters als auf ein Labyrinth des Schicksals zurückfah, in welchem ihm mehr als Wagedüsse eines Theseus aufgegeben gewesen waren. Nun konnte er der Schule, die er unter einem Conde und Coligny gemacht hatte, nun der thatenvollen Schlachtage, nun se

mancher, für die Geschichte unbemerbarer, für die Erfolge weit wichtigerer sorgenvoller Nachtwachen, nun der Entwürfe, die er in den verschiedensten Zeiten in seiner großen Seele gewälzt, nun der Gefahren, der Mühseligkeiten, die er mit jedem seiner Krieger getheilt hatte, sich erinnern. Doch, ein Geist von seiner Kraft erinnert sich nicht, was er gethan hat, so lange er noch vieles zu thun vor sich hat. Die ferne Hoffnung seines Großvaters: daß in ihm der Löwe geboren sey, welcher Spaniens beleidigenden Troß gegen sein Haus demüthigen werde, möchte er sich jetzt als ein der Erfüllung nahes Orakel denken. Wünschen durfte er jetzt, daß die männliche Mutter, welche alle die ersten bleibendsten Keime der Tapferkeit in seinem Geiste geweckt und mit Klugheit und Biederkeit vereinbart hatte, die Belohnungen ihrer Sorgsamkeit an dem heutigen Tage mitgenießen, daß sie sehen möchte: nicht vergeblich habe sie einst ihn, den siebenjährigen Knaben, dem Heere als die Hoffnung besserer Tage entgegen geführt.

Diese sollte nun endlich unter dem Schatten der Friedenspalme in den Boden gepflanzt werden, welcher über ein Menschenalter hindurch Bürgerblut eingesogen hatte. Der kommende Sieger war der Mann, welcher, um dies zu erlangen, Herzengüte, um es auszuführen, furchtbare Macht, edle Mäßigung, geübte Einsicht genug besaß. Er hatte die Tiefe des Bürgerelends bis in die niedersten Klassen herab mit eigenen Augen nun über zwanzig Jahre lang gesehen; die allgemeine Zerrüttung hatte ihn selbst von vielen Seiten beengt und gedrückt. In gewissen Au-

genblicken war er selbst bis an den dunkeln Rand der Hoffnungslosigkeit hingetrieben gewesen. So steigt Mitleid doch auch bis auf die höchsten Stufen der Throne!

Blickte jetzt Paris auf ihn, so zeigte immer noch seine offene Stirne, sein lebhaft heiteres Auge mit dem sanften, schwärmerischen, schmelzenden Blicke die ganze Menschlichkeit des Helden. Sein Mund war immer noch der, welcher sich nur zu treuherziger Sovialität und unwiderstehlichen Überredungen öffnen zu können schien. Aber die alternde Erfahrung hatte zugleich die dichtern Schatten der Klugheit ehrwürdig über seine Augen verbreitet und in seinem Blick ein Geister prüfendes Feuer angezündet. Seine Stirne zeigte die Furchen der ihm nöthig gewordenen Anstrengungen. Die Farbe heißer Schlachttage hatte seine Wangen tief gebräunt. Waffen und Streitross, sah man wohl, gehörte nun unzertrennlicher zu seiner Person, als jeder glänzende Fürstenschmuck. Die Natur hatte Ursache gehabt, von Gefühlen der Gutmuthigkeit nicht wenig in ihn zu legen, wenn er nun, in der eisernen Schule geübt, doch nicht zum unerbittlichen Eroberer, sondern gerade zum festen und unternehmenden Verbesserer gehärtet seyn sollte. Und in der That, die Milde des Friedensstifters überwog in ihm noch die Strenge des gerechten Königs.

Er stieg bei der Kirche Notre-Dame ab. In der Stadt, welche gewiß mehr als ein Element nährte, ließ er furchtlos sich durch das zusammengelaufene Volk zum schnell errichteten Thronhimmel tragen und drängen; der ambrosia-

nische Lobgesang ertönte und der König legte jeden Gedanken an Siegerrache zu den Füßen des Altars nieder. Wie wenn der Friede seit Jahren ungestört geherrscht hätte, zog man ruhig ins Louvre fort. Die ganze Stadt kehrte zur sorglosen Ruhe zurück. Mehr die Wuth, den Gefassten nicht in dieser edelmüthigen Größe sehen zu können, als Furcht vor Bestrafung trieb die bittersten Gegner weg aus seiner Nähe. Hätte er mit einem Male ganz Frankreich zu Zuschauern haben können, sein Edelmuth hätte den Rest seiner Feinde entwaffnen, und wo möglich, die Parteisucht selbst zu Opfern bewegen müssen, welche der Altar des Gemeinhesten so lange nicht erhalten hätte. Das Beispiel nicht weniger, als die Macht von Paris, bewirkte zwar dieses alles nicht plötzlich; aber Heinrich sah sich doch nun einmal in dem Mittelpunkt, aus welchem nach allen Richtungen, weit mächtiger als bisher, gewirkt werden könnte.

Der lang ersehnte Einzug in die Stadt, welche sich selbst zum wenigsten als die Depositärinn des Throns zu denken pflegte, vertritt durch alle ihm eigene Ereignisse bei dem historischen Beobachter nicht bloß die Stelle von einem Thronbesteigungsfeste; er ist in seinen Augen zugleich eine konzentrierte Schilderung der Zeichen der Zeit, ein Emblem von der ganz besondern Regierungsweihe, mit welcher der selbstständigste unter den französischen Königen durch sein ganz eigenhümliches Schicksal genothigt, sich zu förderst auf einen Thron erheben, alsdann aber erst denselben festigen, und beinahe neu aufrichten

mußte , bis er von ihm herab sich als wohlthätiger Ge-  
bieter zeigen und mit königlichem Nachdruck eines Regen-  
ten würdige Plane durchführen konnte.

Paulus.

51.

### Ludwig der Große.

Ludwig XIV. hatte Sinn für eine Art von Größeit. Dieser zeichnete ihn aus in den vier und fünfzig Jahren, da er ohne ersten Minister regierte ; er war die Quelle des Guten, was für Künste und Wissenschaften durch ihn geschah , seines verderblichen Eroberungsgeistes, der Un-  
ruhe von Europa, seiner edelsten und fadelwürdigsten Thaten , der hohen Merkwürdigkeit seiner Regierung.

So oft Frankreich durch Bürgerkriege zerfleischt worden war, dennoch gieng seit den alten englischen Kriegen keine Provinz verloren , und ein Zeitraum von Eroberungen hatte wieder angefangen. Turenne und Conde hatten als Feldherren keine Nebenbuhler ihres Ruhms als Karl Gustav , König der Schweden , den großen Kurfürsten (von Brandenburg) und den kaiserlichen General Montecuculi ; so doch, daß letztere sie aufhalten aber nicht besiegen mochten. Nach ihrem Zurücktritt oder Tode entwickelte sich des Marschalls von Luxemburg besondere Geschicklichkeit in Märschen und Lagern ; hierauf der Geist Catinal's und der gesunde Blick des Marschalls von Vil-  
lars. Zugleich vervollkommenete der kriegsgelehrte Feu-  
quieres durch strenge Beurtheilung die militärische Kunst. Ein Handwerk war sie vor Moriz von Oranien , der sie

zur Kunst erhob; Gustav Adolph und Ludwigs Feldherren schufen sie zur Wissenschaft. Kriegsminister war Louvois, dessen Stolz den König andern Mächten verhaft machte; sonst war Louvois zu Erhaltung der Ordnung und des Gehorsams der wetteifernden großen Feldherren vortrefflich, über viele Vorurtheile und kleine Leidenschaften erhaben. Eine neue Kunst wurde durch Vauban dargestellt; den Festungen, die er auf den höchsten Grad der Stärke gebracht, ist man den Frieden der Provinzen schuldig, worin; während auswärtiger Kriege, die erschöpfte Kraft wieder gesammelt wird.

Nie war die Unterhandlungskunst in geschickteren Händen. Was würden Estrades und d'Alvaux nicht gewirkt haben, wenn ihnen Anderer Vorurtheile erlaubt hätten, billigen Grundsäzen zu folgen?

Indes der Eigentümer von Potosí verarmte, verwaltete die französischen Finanzen Colbert. «Ich bin Ew. Majestät viel schuldig», sagte der sterbende Mazarin, «allein einen Theil meiner Schuld glaube ich zu bezahlen, indem ich Ihnen Colbert bekannt mache.» Die Ausgaben überstiegen die Einnahme zur selbigen Zeit um neun Millionen; letztere belief sich auf hundert sechs und fünfzig; das Seewesen war fast vernichtet: unter Colbert führte der König zwey große Seekriege und hielt hundert Linienschiffe; die Finanzen wurden durch Dinge erschöpft, welche nach dieses Ministers Tod vorgingen.

Colbert, eifersüchtig die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, fieng an viele Auflagen zu vermindern, viele beschwerliche Zölle abzuschaffen. Eben derselbe, da-

er auf das Urtheil der Nachwelt nicht weniger sah, oder  
vielmehr da er des Erfolgs seiner wohl berechneten Maß-  
regeln sicher war, ließ sich durch unverständigen oder  
eigennützigen Zadel nicht irre machen. Mehr als je ent-  
wickelte Frankreich die erstaunenswürdigen Kräfte seiner  
Volksmenge, seiner alten Kultur, seines schönen Klima,  
seines fruchtbaren Erdreichs, des eigenthümlichen Geistes  
und Geschmacks der Nation: glänzende Unternehmungen  
der Künstler, der gebildetste Geschmack, wurden durch den  
Hof ermuntert. . . . .

Nebst diesen Waffen und Machtquellen hatte Ludwig andere, woran Philipp und Ferdinand nicht gedacht, deren Pericles, Augustus und die Medicis sich bedient hatten, um die öffentliche Meinung ihrer Zeit und der Nachwelt zu untersuchen. Mag immer Ludwig aus Ehrgeiz gehandelt haben; doch rechnete er Geist und Genie für wichtige Mittel seiner Plane, und ermunterte vor treffliche Schriftsteller, seinen Ruhm und die französische Sprache bis an das Ende der Zeit und des Erdbodens auszubreiten; die ihn verwünschenden Nebenbuhler mußten mit Bewunderung die Einfleidungen seines Lobes lesen; dieser Wirkungskreis gieng viel weiter als der seiner Heere; er machte seine Nation in Sachen des Geschmacks und Wißes zur Gesetzgeberin; und erneuerte in einem rein monarchischen Reich den Ruhm Griechenlands; unzählige Fremde lockte er an die Orte, wo Ludwigs Majestät alles erfüllte. In diesem Punkte vornehmlich bewies Colbert, daß er vor treffliche Rathgeber oder einen ausgezeichneten Ver-

stand hatte. Daß er eine lebende Sprache an die Stelle der Lateinischen setzte, in der vor ihm die Gelehrten zu schreiben pflegten, war der Hauptgrund eines bald ganz andern Tons der Geschäfte und großer Fortschritte der Humanität.

Dieses Verdienst gebührt jenem Pascal, der zugleich die ganze Kraft und die ganze Feinheit der französischen Sprache darstellte, dem majestatischen Bossuet, welchem wir zu Ehren seines Genies seine Leidenschaften vergeben, wie Fenelon sie ihm vergab; Fenelon, dessen einschmeichelnden Reiz die Tugend selbst entlehnen würde, wenn sie unter Sterblichen wohnen wollte; wer gedenkt nicht des Boileau's antiker Eleganz und Korrektheit, des hohen Schwungs, den aus umringender Barbarey der große Corneille nimmt, der Vollkommenheit eines Racine's, der Originalität Moliere's und Lafontaine's! Diese großen Schriftsteller waren wie jene Dichter, welche in der Literatur der meisten Völker dem Jahrhundert genauer Philosophie vorangingen, und den Funken göttlichen Lichtes bei ihnen entzündeten. Ihr elektrischer Schlag weckte unsfern Norden aus dem einformigen Studienwesen der Universitäten.

To h. v. Müller.

52.

Maria Stuart.

Maria hatte, als sie mit dem Dauphin vermählt ward, noch nicht die Hälfte ihres 16ten Jahres zurückgelegt. Die, welche sie damals, welche sie überhaupt noch in ihrer Blü-

thezeit sahen, sprechen von den Reizen ihrer Person, von der unwiderstehlichen Anmuth ihres Betragens, und von der Liebenswürdigkeit ihres ganzen Wesens, in Ausdrücken, die, selbst wenn von Fürsten die Rede ist, nur allein die Begeisterung der Wahrheit einzugeben pflegt. Die blendende Weizé ihrer Haut, durch braune Locken gehoben, die seltene Zartheit ihrer Glieder, selbst die ausgesuchte Feinheit ihrer Gesichtszüge, waren nur untergeordnete Zierden gegen jene, welche, dem Geiste näher verwandt, in der lieblichen Gestalt das schöne Innere enthüllten, gegen den Zauber ihrer seelenvollen Augen, gegen die Holdseligkeit ihrer beredten Blicke, gegen die edle Grazie ihrer Bewegungen. Ihre Schönheit bedurfte keines äußern Schmuckes, und vertrug sich mit jedem, hob das einfachste Gewand, und ließ sich durch die Krümmungen und Falten des Künstlichsten nicht verdunkeln; nachdem sie oft genug mit allen Moden der gebildeten Nationen gespielt und in allen geglanzt hatte, erschien sie einst in der eigenthümlichen Dracht ihres rohen Vaterlandes, und das allgemeine Entzücken sagte ihr, man habe sie niemals schöner gesehen. Wenn sie die Laute schlug, vergaß man die Süßigkeit ihrer Töne über den reizenden Formen der Hand, die diese Töne hervorlockte: ihre Stimme war so melodisch, daß sie in der bloßen Rede wie Gesang bezauberte. Mannichfaltige Talente und Geistesgaben begleiteten diesen Reichthum körperlicher Vorzüge. Der Sitte ihres Zeitalters gemäß, welches innere Bildung noch nicht von Gelehrsamkeit zu unterscheiden vermochte, hatte sie sich frühzeitig in das trockne Studium

der Sprachlehre und Redekunst vertieft, und in ihrem vierzehnten Jahre den französischen Hof durch eine selbst versorgte lateinische Rede, zum Lobe der Wissenschaften, überrascht. Aber Musik und Dichtkunst waren ganz eigentlich ihr Feld, und die Lieblingsbeschäftigung ihrer bessern Tage. Ihre Zeitgenossen bewunderten was sie schrieb, und Ronsard, den ihr Jahrhundert den Fürsten der Dichter nannte, räumte ihren dichterischen Versuchen eine ehrenvolle Stelle im Gebiete der Kunst ein. Bei so vielen glänzenden Eigenschaften schien dennoch das Schicksal dieser liebenswürdigen Prinzessinn mit ihren Anlagen im Widerspruch zu stehen: ihr leichtes, offenes und sorgloses Herz war weit weniger für die Fesseln und für das Geräusch eines Thrones, als für die Ungebundenheit und Ruhe eines gemächlichen Privatlebens geschaffen; und es ließ sich mit großer Gewissheit voraus sagen, daß sie in krischenden und verwickelten Lagen, mehr Weib als Königin seyn, daß sie den Anstand der Majestät, vielleicht selbst den strengen Ernst einer hohen Berufspflicht, der Neigung zu gefallen, und einer überwiegenden Sehnsucht nach freiem Lebensgenüsse aufopfern würde.

Die Vermählungsfeier gieng mit großer Pracht, in Gegenwart des Königs, des versammelten Hofs und der schottischen Abgeordneten vor sich. Die Letztern hatten sich nicht geweigert, den Dauphin König von Schottland nennen zu lassen, so lange sie hinter diesem Titel keinen wesentlicheren Anspruch vermuteten. Die Sache zeigte sich ihnen aber in einem ernsthaften Lichte, als man von französischer Seite zu begehren anfieng, daß dem Gemahl

der Königin der Genüß aller ihrer Majestätsrechte auf Lebenszeit zugestanden, daß er als mitregierender König anerkannt oder, wie man es ausdrückte, mit der ehelichen Krone geziert werden möchte. Dies zu bewilligen, glaubten sich die Abgeordneten nicht befugt, und als der Antrag in's Parlament gebracht wurde, fand er einen lebhaften Widerstand. Die Thätigkeit und Geschicklichkeit der Regentinn, Maria's Mutter, wußte jedoch alle Schwierigkeiten zu überwinden, und es gelang ihr endlich, auch diesen letzten Wunsch erfüllt, und alles, was sie für Frankreich mit so ausgezeichnetem Erfolge gethan hatte, gekrönt zu sehen. Sie hatte nun einige Jahre lang durch die Weisheit der Grundsätze, nach welchen sie ihr Regierungssystem ordnete, und durch die Festigkeit und Beharrlichkeit, womit sie an diesen Grundsätzen hieng, bei mannichfältigen Veranlassungen zu den gefährlichsten Unruhen, einen ununterbrochenen Frieden, und mitten in der Gährung der gewaltigsten Faktionen ein bewundernswürdiges Gleichgewicht erhalten. Sich selbst und ihren eigenen Maximen überlassen, hätte sie dies Verhältniß wahrscheinlich noch lange genährt, und vielleicht den Grund zu einem dauernden Frieden für Schottland, und zu einer ruhigen und glorreichen Regierung für die junge Königin gelegt: denn Mäßigung, Gerechtigkeitsliebe, Billigkeit und Sanftmuth waren die herrschenden Züge in ihrem Charakter, und die Gabe durch leise Behandlung und lindernde Maßregeln die verwickeltesten Knoten zu lösen und die hartnäckigsten Hindernisse zu überwinden, ihr eigenthümliches und hervorstechendes Verdienst. Aber eine unbeschränkte

Zärtlichkeit für ihre Brüder, und eine fast blinde Hingebung in jeden auf die Vergrößerung des Hauses Guise berechneten Plan, machte sie, wider ihre Neigung, zum Werkzeuge einer eben so bösen als verderblichen Politik: und der wilde schrankenlose Ehrgeiz der Häupter dieses Hauses störte den Frieden ihrer letzten Jahre, so wie er das Glück und die Ruhe ihrer Tochter auf immer untergrub.

Die ersten Veranlassungen zu den traurigen Scenen, die sich jetzt eröffnen, gab das Absterben der Königin Maria von England (1558). Sie war ihrem Bruder Eduard dem VII., den der Tod im sechzehnten Jahre seines Alters hinweggerafft hatte, ohne alle Schwierigkeiten in der Regierung gefolgt, und die englische Nation sahe, als sie starb, die Thronfolge ihrer Schwester Elisabeth für eben so unbedenklich, als vorhin die ihrige an. Dafür galt sie aber in den Augen derer nicht, welche, in strenger Übereinstimmung mit den Grundsätzen der katholischen Religion, die Ehescheidung Heinrich des VIII. von seiner ersten Gemahlin als ungültig, seine Verheirathung mit der Mutter der Elisabeth für nichtig, und diese Prinzessin selbst als außer der Ehe erzeugt, betrachteten. War diese, nach der damaligen Lage von England und nach der Denkungsart des größten Theils der Bewohner dieses Reichs, unstatthaft Vorstellung gegründet, so hätte die Nachkommenschaft der Königin Margaretha, Schwester Heinrich des VIII., folglich Maria Stuart jetzt das nächste Recht zur englischen Krone, und dies Recht wollte das Haus Guise, das schon in sei-

nen stolzen Gedanken über der ganzen britischen Insel thronte, behaupten. Sobald die Nachricht von dem Tode der Königin Maria eingieng, musste der Dauphin und seine Gemahlin den Titel des Königs und der Königin von England annehmen, sich des englischen Wappens bedienen, und den Anspruch, der durch diese gewagte Schritte bezeichnet werden sollte, gleichsam vor ganz Europa öffentlich zur Schau tragen: ein unseliges Unternehmen, der erste Keim zu dem finstern und tödlichen Hass gegen Maria, der in dem Herzen der Elisabeth nachher so tiefe und unzerstörbare Wurzeln schlug.

Eine Begebenheit, welche in dem Schicksale der Maria eine sehr wesentliche Veränderung hervorbrachte, war der Tod ihres königlichen Gemahls. Franz der II. endigte seine kurze und ohnmächtige Regierung im achtzehnten Jahre seines Lebens. Maria hatte sich vom Hofe zurückgezogen und nach Lothringen begeben, wo sie im Schooße ihrer Familie ihr verlorne Glück und ihr seltsames Verhängniß beweinte. Hier wurde sie von den Abgeordneten der beiden großen Parteien, in welche die schottische Nation damals getheilt war, besucht, und dringend aufgesondert, in ihr Vaterland zurückzukehren. Lesley, nachmaliger Bischof von Roß, ein treuer Anhänger der Königin, ihr unerschütterlicher Freund und Vertheidiger im Leben und Tode, wurde von den Katholiken geschickt; der Prior von St. Andreas erschien im Namen der Protestantten. Tener schlug ihr vor, ohne alle Begleitung und ohne alle vorhergehende Ankündigung in den nördlichen Provinzen ihres Reiches zu landen, wo ein Heer von zwanzigtausend

Mann sie in Empfang nehmen, und den rebellischen Anschlägen ihrer Feinde auf immer ein Ende machen würde. Dieser empfahl der Königin ein unbedingtes Vertrauen zu den Häuptern der Kongregation und der großen protestantisch-gesinnten Masse ihres Volkes, als das einzige, aber auch untrügliche Mittel zur Sicherstellung ihres Thrones, und einen offenen feierlichen Einzug in Edinburg als die einzige einer Monarchin würdige Art, ihr väterliches Reich zu betreten. Die Reise selbst war bald unwiderruflich entschieden : der Hass und die Eifersucht der Königin Katharina hatte Frankreich zu einem traurigen Aufenthalte für Maria umgeschaffen, und Schottland forderte dringender als jemals ihre Gegenwart.

Maria gehorchte, als sie sich zur Abreise entschloß, dem despotischen Rufe einer ernsten Nothwendigkeit : aber ihr Herz, das nur allzu zärtlich für Frankreich schlug, widerstrebe dem verhafteten Gebote. In Thränen gebadet verließ sie das geliebte Land, wo die einzige glückliche Zeit ihres Lebens dahin geslossen war, und von den wehmüthigen Erinnerungen, von den düstersten Ahndungen verfolgt, bestieg sie zu Calais das Fahrzeug, welches sie nach Schottland bringen sollte. Während der Fahrt stand sie unbeweglich am Hintertheile des Schiffes, die Augen starr auf die zurückweichende französische Küste geheftet, und von Zeit zu Zeit rief sie mit inniger Wehmuth aus : « Lebe wohl, Frankreich, schönes Land, das mein Auge nie wieder sieht, lebe wohl ! » Sie wich nicht eher, als bis die volle Nacht über Erde und Meer lag, und als nur der erste Morgen dämmerte, suchte ihr Auge noch

ein Mal die letzte traurige Spur des unvergesslichen Wohnplatzes auf. Die Galeere hatte in der Nacht nur einen kurzen Weg zurückgelegt, und das erwünschte Ufer zeigte sich noch in einer blauen Ferne, bis endlich jeder tröstende Schimmer zerrann, und das letzte verzweiflende Lebewohl in dem einsamen Ocean verhallte. In so hohem Grade war das Gemüth der Königin bewegt und zerrüttet, daß sie die feindliche Erscheinung einer englischen Flotte — eine bei den bekannten Gesinnungen der Elisabeth leicht zu erwartende, vielleicht nur durch zufällige Umstände zurückgeholtene Erscheinung — wünschenswürdig fand, weil sie vermutete, daß diese die Rückkehr ihres Schiffes nach Frankreich veranlassen könnte. Wenn ein solcher Gedanke noch eine Hoffnung zu nennen war, so schlug denn auch diese Hoffnung fehl. Sie kam ohne Hindernisse und ohne Unfall in die Mündung des Forth an. Ihre drey jüngern Oheime, der Herzog von Almalo, der Großprior des Malteser-Ordens und der Marquis d'Elbouf, außerdem aber d'Anville, der Sohn des Connétable von Montmorency (in der Folge eine wichtige Person in den bürgerlichen Unruhen Frankreichs), ein junger Mann, den die allerhestigste Leidenschaft für Maria beselte, und viele andere französische Edelleute aus den vornehmsten Familien, hatten sie auf dieser Reise begleitet.

Die allgemeine Freude, welche die Ankunft der Königin in Schottland verbreitete, ließ sie in den ersten Augenblicken den ungeheuern Abstand zwischen dem Lande, das sie verlassen hatte, und dem, worin sie forthin zu leben

bestimmt war , nicht in seinem ganzen Umfange fühlen. Ihre persönlichen Eigenschaften , ihr einschmeichelndes zur Liebe hinreißendes Betragen , die Erinnerung an die manichfältigen Gefahren und an die romanhaften Schicksale ihrer Jugend , selbst die Neuheit der Lage , nach so manchen Szenen der Verwirrung und der Anarchie eine Monarchinn mitten unter ihrem Volke und auf ihrem Throne zu sehen — alles vereinigte sich nun eine friedliche und harmonische Stimmung der Gemüther zu bewirken , und dem wilden Dämon des Partengeistes und des Religionskriegs auf einen Augenblick Fesseln anzulegen. Aber es war nur ein Augenblick. Nach den finstern Grundsätzen der Reformatoren und nach den fanatischen Vorstellungen eines von ihnen geleiteten Volkes , konnten alle Tugenden und alle Reize der Welt den Flecken des Katholizismus nicht abwaschen : die wohlthätigste Regierung müßte , sobald ein Mal eine Papistinn an ihrer Spitze stand , wie die schwärzeste Tyranninn betrachtet werden : und zehn tausend Mann fremde Truppen waren nicht so gefährlich als eine Messe.

Umsonst bewies Maria durch die unzweydeutigsten und entscheidendsten Schritte ihre gänzliche Abneigung gegen alle der Reformation nachtheilige Maafregeln : umsonst erklärte sie gleich nach ihrer Ankunft in einer öffentlichen Verordnung jedes Unternehmen wider die protestantische Lehre für ein Kapitalverbrechen ; umsonst hatte sie ihren Bruder , und Maitland von Lethington zu ihren beiden vertrautesten Räthen gemacht , indeß der Erzbischof von St. Andreas und andere Häupter der katholi-

schen Partey mit sichtbarer Kälte behandelt wurden : nichts konnte die unerbittlichen Eiserer befriedigen ; sie stellten in ihren öffentlichen Reden die Königin als eine Stütze der verruchtesten Abgötterey dar ; sie beteten in den Kirchen , daß Gott ihr Gemüth zum Guten lenken , oder , wenn dieß nicht möglich wäre , die Herzen und die Hände seiner Auserwählten gegen die Tyrannen dieser Welt stärken möchte ; sie ließen dem Pöbel , der sich bei jeder Gelegenheit , oft sogar während des Gottesdienstes in der Kapelle der Königin , an den katholischen Priestern vergieng , in seinen empörenden Ausschweifungen freyen Lauf. Der finstere und unerbittliche Knor , dessen eisernes Herz sie durch die ausgesuchteste Leutseligkeit ihres Betragens , und durch die schmeichelhaftesten Äußerungen ihres lebhaften Verlangens nach Einheit und gutem Vernehmen mit den Protestant en , umsonst zu erweichen und zu gewirken gestrebt hatte , wußte ihr keinen schicklichern Ehrennamen als den der Tefabel beizulegen , und war unmenschlich genug , einer liebenswürdigen Königin in eben dem Augenblicke , wo sie vor ihm in Thränen zerfloß , die härtesten und empörendsten Beleidigungen mit der angenommenen Salsbung eines alten Propheten , und mit allem Übermuthe eines baurischen Reformators in's Angesicht zu sagen.

Wenn diese unangenehmen Verhältnisse ihr den Aufenthalt in Schottland und den Besitz des väterlichen Thrones verbitterten , so war die Behandlung , die sie von ihrer nächsten Blutsfreundin , von ihrer königlichen Nachbarin erfuhr , und die trübe Aussicht , welche diese Behandlung

ihr eröffnete, nicht dazu gemacht, ihr Aufheiterung und Trost zu gewähren. Elisabeth vereinigte mit allen Eigenchaften, die einen großen Regenten bilden, und mit den gerechten Ansprüchen auf die Liebe und Verehrung ihres Volkes, die niedrigsten Schwachheiten, die nur einen weiblichen Charakter entstellen können, und fast jeden ungeselligen Fehler, der den Menschen im Privatleben gehäfig macht. Ihre thörichte Eitelkeit überwältigte beinahe ihre edle Ruhmbegierde : ihr finsterer Argwohn nagte an den festesten, durch Alter und Vertrauen heiligsten Verhältnissen : ihr unduldsamer Neid ließ keinen Vorzug in Ruhe, der auch nur auf einen Augenblick die Aufmerksamkeit ihrer Bewunderer nach einem fremden Gegenstande ziehen konnte. Von der Natur nur sparsam mit förperlichen Gaben ausgestattet, und offenbar zu einem ganz andern Glanze als dem flüchtigen, den die Schönheit verleihen kann, bestimmt, hing doch ihr Herz mit kindischem Wohlgefallen und blindem Selbstbeteug an dem entzückenden Gedanken, daß man sie für die Reizendste ihres Geschlechts halten müßte ; und zu eben der Zeit, da sie durch den Einfluß ihrer weisen und würdevollen Maafzregeln das Schicksal mehr als eines Reichs entschied, und den Zepter ihres eigenen mit einer musterhaften Geschicklichkeit und mit einem Glücke, das in sehr reichem Maafze als der Lohn ihres Verdienstes anzusehen war, führte, ließ sie sich herab, den Schnitt, den sie ihren Kleidern geben; die Form, in die sie ihre Haare schlängen; den Eindruck, den sie in dieser oder jener Stellung, bei dieser oder jener Beschäftigung machen wollte, mit

einem Eifer und einer Emsigkeit zu berechnen, die man einem schönen und müßigen Mädchen von achtzehn Jahren kaum zu Gute gehalten hätte. Maria mußte einer Fürstinn von dieser Gemüthsart in jeder Rücksicht ein Stein des Anstoßes seyn. Sie war ihre Nebenbuhlerinn in allem, worin Elisabeth ihren kostbarsten Genuß suchte: Herrschaft, Schönheit und Anspruch auf Huldigung der Zeitgenossen. Die Königin von England legte während ihrer ganzen Regierung einen sonderbaren Widerwillen gegen jeden Schritt an den Tag, der mit der Ernennung eines Nachfolgers in der entferntsten Verbindung stand. Ihr Mißtrauen sah in der zu einer so glänzenden Erbschaft berufenen Person, wer sie auch seyn möchte, einen gefährlichen Feind, der ihr bei der ersten vorübergehenden Unzufriedenheit, bei der ersten kleinen Beschwerde die Herzen ihrer Unterthanen entziehen, eine aufgehende Sonne, nach welcher der erwartungsvolle Blick eines Jeden, der von der untergehenden gedrückt und ermüdet war, sich kehren würde. Der Gedanke allein, daß Maria nach ihr das nächste Recht zum Throne besaß, und daß sie früher oder später genothigt werden könnte, dies Recht förmlich anerkennen zu lassen, machte ihr diese Prinzessinn unerträglich. Aber dies Verbrechen würde vielleicht noch Verzeihung gefunden haben, wenn nicht der Ruf von den Reizen und der Liebenswürdigkeit der Königin von Schottland es nicht so unendlich erschwert hätte. Dieser verhasste Ruf erfüllte das Gemüth der Elisabeth ganz mit bitterer Mißgunst und unversöhnlicher Eifersucht. Die abgeschmackten Vergleichungen, die sie in Anfällen einer

gewissen Verzweiflung des Neides öffentlich zwischen ihrer Person und der Person der Maria anstellte, die kindische und sichtbare Angstlichkeit, mit der sie sich bei denen, welche aus Schottland kamen, nach den kleinsten Umständen erkundigte, welche das gefürchtete Gemälde der bezau bernden Königin vollenden konnten, und die nicht zu verkennende und nicht leicht zu missdeutende Sorgfalt, mit welcher sie die so oft verabredete Zusammenkunft zwischen ihr und Maria, die sie aus sehr triftigen Gründen scheuen musste, vermied; dieselb schildert in einer Lebhaftigkeit und Wahrheit, wider welche einige heuchlerische Ausserungen in Briefen und mündlichen Aufträgen nur schwach und unwirksam streiten, was Elisabeth in ihrer feindlichen Seele gegen die verlassene, ihrer Freundschaft und ihres Beistandes so bedürftige Schwester-Königin empfand.

v. Gentz.

### 53.

#### Maria's Gefangenschaft und Hinrichtung.

Maria hatte nun 18 Jahre lang alles, was das Leben versüßen und aufrecht halten kann, den Genuss ihrer eigenen Kräfte, den Umgang mit Menschen und die Freyheit entbehrt. Wenn auch in diesem oder jenem Augenblicke einer melancholischen Rückinnerung an die Vergangenheit, mancher Fehlritt jugendlichen Leichtsinnes und auflodernder Leidenschaft vor ihrem Gemüthe schwelte, wenn dann auch eine innere Stimme ihr zuflüsterte, sie sey Miturheberin ihres Unglücks gewesen, so musste doch das Übermaß ihrer Leiden viel lauter und gewaltiger spre-

chen, und das Gefühl, daß zwischen ihren Vergehungen und ihrer Strafe ein ungerechtes Verhältniß obwaltete, ihr ohne Unterlaß gegenwärtig seyn. Sie sah sich dem Hass und der Eifersucht einer unversöhnlichen Nebenbuherinn, die sie nie absichtlich beleidigt hatte; sie sah sich der unerbittlichen Politik eines Kabinetts, vor dem Gerechtigkeit so gut als Menschlichkeit den oft schlüpfrigen Maximen des allgemeinen Wohls und der öffentlichen Sicherheit weichen mußte, ohne Rettung aufgeopfert. Hundert fehlgeschlagene Versuche, hundert täuschende Vorschläge zum Frieden, hundert fruchtlose Unterredungen, gewechselte Briefe und Negoziationen, hatten sie endlich überzeugt, daß es mehr als Thorheit war, auf eine friedliche Entwicklung eines so hartnäckig verschlungenen Gewebes von Elend, auf einen heitern und regelmäßigen Ausgang so langer und eingewurzelter Widerwärtigkeiten zu hoffen. Ein so unnatürliches Verhältniß wie dies, wo eine Königin von einer andern, in deren Lande sie vorübergehenden Schutz suchte, eingekerkert ward, konnte nur auf ungewöhnlichen Wegen, nur in Stürmen und Revolutionen sein Ende finden. Gerade der weite Umfang und die lange Dauer des Unglücks ward nun für ihre Feinde ein neuer Bewegungsgrund es niemals zu beendigen: nichts aber ist in der Lage dessen, dem ein großes Unrecht zugefügt wird, trostloser als der Gedanke, daß der, welcher es ihm zufügte, nicht mehr auf Verzeihung rechnen zu können glaubt. Wenn also Maria, von jeder nahen Hoffnung verlassen, von jeder rechtmäßigen Zuflucht ausgeschlossen, ihre Augen auf

entfernte Hülfe richtete , ihre Hand nach zweydeutigen Rettungsmitteln ausstreckte , wenn sie von Englands Feinden erwartete , was Englands Monarchinn ihr hartnäckig und böslich verweigerte , wenn sie sogar an den Tod dieser Monarchinn mit Sehnsucht und Wohlgefallen dachte , so war sie vor jedem billigen Richter , so war sie vor ihrem eigenen Herzen gerechtsam. Unglücklicherweise ist die Gränzlinie zwischen einem lebhaften Wunsche und der Bereitwilligkeit , das Ziel dieses Wunsches durch Mitwirkung näher zu rücken , zart und verführerisch , und Maria wurde gar bald beschuldigt , diese kritische Gränzlinie übertraten zu haben.

Es giebt Handlungen , die uns durch ihre unnatürliche Abscheulichkeit so überraschen , daß wir bloß deshalb geneigt werden , irgend einen läblichen oder doch entschuldigenden Bewegungsgrund dafür aufzusuchen. Wenn wir uns alles , was Selbstsucht , Furcht und Hass der Königin von England eingeben konnten , in einem Punkte gesammelt denken , so scheint es noch immer nicht hinreichend , den schrecklichen Entschluß zu erklären , der eine so tief gefallene , in Gram und Leiden verzehrte Frau , eine Königin , ihre nächste Verwandtin , dem Blutgerüste über gab. Maria war viel zu ohnmächtig geworden , um durch ihre bloße Existenz das Leben der Elisabeth großen und dringenden Gefahren auszusehen : und Elisabeth zeigte bei so manchem furchterlichen Ungewitter , das um ihren Staat und über ihrem Haupte tobte , zu großen Heldenthuth , als daß Besorgniß vor den Komplotten , die Maria veranlassen konnte , allein — denn einigen Ein-

fluß hatte diese Besorgniß wohl allerdings — sie zum Todesurtheil vermocht haben sollte. Die Ursachen des Hasses mußten sich mit der hinweltenden Schönheit und Macht, mit dem zunehmenden Alter und Elend der Nebenbuhlerin entweder verloren, oder doch merklich vermindert haben : wenigstens schaudert die gewöhnliche Menschlichkeit vor der Vorstellung eines Gemüthes, das eine durch neunzehnjährige Gefangenschaft gestrafte Feindin noch mit einer Leidenschaft, die nach Blut lechzte, hassen könnte. Und doch wird der prüfende Beobachter, wenn er umsonst bei den Triebfedern einer leidlichen Art angefragt hat, zu diesen niedrigen und abscheulichen Handlungen zurückgeworfen! Nur blindes Pöbelgeschreye konnte das Wohl oder die Erhaltung des englischen Staats für unvereinbar mit Mariens Leben ausgeben. Wenn Elisabeths Minister in dieses Geschreye einstimmten, so thaten sie es entweder, weil sie selbst den Fall, daß Maria ihre jetzige Gebieterin überleben sollte, im höchsten Grade fürchteten; oder weil sie die Ungerechtigkeit und Grausamkeit ihrer früheren Rathschläge durch fortdauernde Ungerechtigkeit und Grausamkeit bedecken und gleichsam rechtserfüllen wollten; oder, was wohl nicht das Unwahrscheinlichste ist, weil sie die geheimen Gesinnungen ihrer Monarchin mit großer Zuverlässigkeit kannten. Noch nie hat wahre Politik die Ausführung einer Mordthat ange ratzen : hier mußte selbst die falsche, so lange nur noch der letzte Schimmer einer wohlwollenden Absicht sie leitete, gegen die eingebildete Notwendigkeit des Verbrechens auftreten.

Wenn wir alle Umstände zusammen fassen, so scheint es, daß der Vorsatz, die Königin von Schottland nicht länger zu begnadigen, von dem Augenblicke an, da die Commission das Urtheil ausgesprochen hatte, vielleicht schon früher, in Elisabethens Herzen zur völligen Reife gekommen war. Ihr Zögern und Schwanken, ihre Betrübniß, ihr zerrütteter, qualvoller Zustand, und alle ihre unentschlossenen und beinahe zärtlichen Äußerungen während der drey Monate, die auf die Bestätigung und auf die öffentliche Bekanntmachung des Urtheils folgten, rührten offenbar, in sofern sie nicht für bloße Wohlstandszeremonien gelten können, aus einem Abgrund der Heuchelen und Verstellungskunst her, der glücklicherweise unter den Menschen überhaupt und selbst unter den höhern Ständen eine Seltenheit ist. Sie zog sich von aller Gesellschaft zurück: sie lagte mit Thränen über ihre unglückliche, verzweifelte Lage: man fand sie oft in ihrem Kabinet in tiefe Schwermuth begraben, oft wie mit ihren eigenen Gedanken kämpfend; zuweilen wiederholte sie ein Mal über das andere gewisse sprüchwortliche Redensarten, die die innere Angst und Bewegung ihrer Seele verrathen sollten. Es wäre ungereimt, zu behaupten, daß nicht ein Theil dieser Bedenklichkeiten und dieser Unruhe aufrichtig gewesen seyn sollte. Wie sehr auch der abscheuliche Wunsch, Maria aus der Welt zu treiben, das Herz der Königin eingenommen haben mochte; so mußte ihr heller und immer thätiger Verstand ihr doch auch die schlimmen Seiten des Unternehmens zeigen. Für die Zukunft setzte sie den Ruhm ihres ganzen glorreichen Lebens aufs

Spiel. Für den Augenblick konnte sie mächtige Feinde gegen sich aufbringen. Jakob hatte sich endlich, als die Sache ernsthafter ward, seiner Mutter mit großem Eifer angenommen; indeß blieb ungewiß, wozu Ehrgefühl und Kindesliebe einen jungen König bewegen konnten. Heinrich III. von Frankreich hatte ebenfalls keine Mühe gespart, eine That zu verhindern, welcher alle europäischen Völker mit Entsetzen und Bangigkeit entgegen sehen mußten. Aber wahrscheinlich hatten alle diese Gegenvorstellungen nicht die Hälfte der Wirkung, die sie zu haben schienen; und wenn es noch zweifelhaft geblieben war, ob etwas anderes, als ein tief verstecktes Spiel, den eigentlichen Schlüssel zu diesen sonderbaren Erscheinungen enthielt, so mußte aller Zweifel wegfallen, als endlich die letzte, merkwürdigste und verwegenste Scene eröffnet ward.

Sie ließ (am 1. Februar 1587) ihrem zweyten Staatssekretär Davison sagen, daß er ihr den Befehl zur Vollziehung des Todesurtheils, der schon seit einigen Wochen ausgesertigt bei ihm lag, zur Unterschrift vorlegen möchte. Davison brachte ihr diesen Befehl; sie unterzeichnete denselben, wie eine Menge anderer Papiere, mit der vollkommensten Gleichgültigkeit und Heiterkeit, in einer sogar bis zu scherhaftem Ausdrücken aufgeweckten Gemüthsstimmung und trug Davison auf, ihn dem Großkanzler zu überbringen. Als es geschehen war, eröffnete sie ein langes Gespräch mit ihm, und äußerte darin, wie angenehm es ihr seyn würde, wenn sie jemand fände, der den Weitläufigkeiten einer öffentlichen Hinrichtung der Königin von Schottland zuvor käme, und dem Leben derselben auf

eine andere Weise ein Ende mache. Sie gab zu verstehen, daß Paulet selbst vielleicht der Mann dazu seyn würde: als dieß aber Davison zu bezweifeln schien, be Vollmächtigte sie ihn, ihren Wunsch durch ein Schreiben an Paulet und seinen Collegen gelangen zu lassen. Davison setzte ein solches Schreiben in furchtsamen, doch völlig verständlichen Ausdrücken auf; weil er aber nicht wagte, eine so bedenkliche Sache wie diese, allein über sich zu nehmen, legte er es dem ersten Staatssekretär Walsingham vor, und sie unterzeichneten es beide gemeinschaftlich. Am dritten Tage erfolgte die Antwort, und sie fiel so aus, wie Davison sie vermuthet hatte. « Über ihr Leben und Eigenthum möchte die Königin gebieten; aber ihre Ehre wäre ihnen zu theuer, um sie mit einer solchen Missethat auf ewig zu beflecken. » Elisabeth war erzürnt und beleidigt: sie beklagte sich gegen Davison in heftigen Ausdrücken über Paulets und Drury's zärtliche Gewissenhaftigkeit: sie gieng so weit zu behaupten, daß man ihr längst diese Sorge abgenommen haben würde, wenn man es wirklich so gut mit ihr meinte, als gewisse öffentliche Afferungen andeuteten. Als Davison sie bestimmt fragte, ob sie noch Willens sey, die Hinrichtung vollziehen zu lassen, antwortete sie ihm mit Lebhaftigkeit: Ja! kam aber immer wieder auf den Plan einer geheimen Ermordung zurück. An eben dem Abende des 3. Februar, wo diese Unterredung vorgesessen war, entschloß sich das Conseil, auf Burleigh's Rath und Ermunterung, ohne weitere Anfrage — den Befehl zur Hinrichtung abgehen zu lassen.

Die Grafen von Shrewsbury und Kent erhielten den

Auftrag, der Vollziehung des Todesurtheils beizuwohnen. Sie erschienen am 7. Februar in Fotheringay, verkündigten ihre Absicht, und bezeichneten den folgenden Tag als den letzten in Maria's Leben. Maria hörte sie mit einiger Verwunderung aber ohne alle Bestürzung an. «Wenn es der Wille der Königin von England, wenn es der Beschuß der Vorschung ist», sagte sie, «so sterbe ich willig und gern: der Tod, der allen meinen Qualen ein Ende machen wird, soll mir willkommen seyn: eine Seele, die sich vor der flüchtigen Bitterkeit eines schmerzhaften Augenblicks fürchtete, wäre nicht werth, die Freuden des Himmels zu genießen.» Sie bat hierauf die beiden Grafen, ihr bei dem letzten Auftritte ihres Lebens die Gegenwart eines Beichtvaters nicht zu versagen; aber diese Bitte that sie umsonst: man antwortete ihr, daß der Dechant von Peterborough sie nach den Grundsäzen der wahren Religion unterrichten und trösten würde.

Da große Revolutionen in den sittlichen und bürgerlichen Verhältnissen des menschlichen Geschlechts, ohne ausgebreitete Zerstörungen, folglich ohne große Opfer nicht denkbar sind, so ist es eine glückliche Veranstaltung der Natur, daß eben das wahre oder falsche Gefühl einer guten Sache, welches den Beförderern solcher Revolutionen Riesenkräfte zum Handeln einhaucht, die Aufgeopferten mit einem unerschütterlichen Muthe zum Leiden beseelt. Maria's Eifer für die katholische Religion war das entscheidende Gewicht in den Widerwärtigkeiten ihres Lebens, und hätte sie vielleicht allein an eben den schrecklichen Punkt geführt, wohin er jetzt, in Gemeinschaft mit einigen ju-

gendlichen Fehlritten, sie leitete. Es war also ein großes und herzerhebendes Bewußtseyn auf der letzten Stufe des Elends, es war eine rührende Beruhigung im Tode, daß sie sich als Schlachtopfer ihrer Pflicht, als Märterin ihres Glaubens, eines rund um sie her gelästerten, verfolgten und verdamnten Glaubens, betrachteten durfte. Die Tyrannie, welche man noch in den letzten Augenblicken an ihrem Gewissen ausübte, mußte nothwendig jenes erheitende Bewußtseyn in hohem Grade verstärken, und ihr eine neue ergiebige Quelle ungezwungener Standhaftigkeit und balsamischen Trostes eröffnen.

Als die Grafen sie verlassen halten, bereitete sie sich mit großer Ruhe und Besonnenheit zu dem Schritte, der ihr bevorstand. Sie setzte ihr Testament mit eigener Hand auf: sie vertheilte das Geld, die Juwelen und die Kleider, die ihr noch übrig geblieben waren, unter die Personen ihres kleinen Gefolges. Sie schrieb einen kurzen, aber edeln und würdevollen Brief an den König von Frankreich, einen andern an den Herzog von Guise, denen sie, den Grundsätzen der Religion gemäß, die Sorge für die Ruhe ihrer Seele, außerdem aber die Sorge für ihren guten Namen und für den Unterhalt ihrer zurückbleibenden Bedienten empfahl. Darauf nahm sie ihr Abendessen mit ihrer gewöhnlichen Heiterkeit zu sich. Gegen das Ende desselben rief sie alle ihre Leute in das Zimmer, trank einem jeden unter ihnen mit liebreichem Anstande zu, erbat sich ihre Verzeihung, wenn sie sich auf irgend eine Weise von ihr beleidigt glaubten, und verzieh ihnen wechselseitig jeden begangenen Fehler. Alle waren in Thränen

nen gebadet und in namenlosen Schmerz versunken : sie allein blieb aufrecht und entschlossen, unter der Last des Sammers, der Alles um sie her darnieder warf.

Sie legte sich zur gewöhnlichen Stunde zum Schlaf nieder und schlief einige Stunden sehr ruhig : den übrigen Theil der Nacht brachte sie mit Religionsübungen zu. Gegen Morgen zog sie ein sammtnes Trauerkleid an, und schmückte sich mit einer Sorgfalt, die man lange nicht mehr an ihr bemerkte. Um acht Uhr trat der Oberrichter und sein Begleiter in ihr Zimmer : sie erhob sich fogleich und folgte ihm, auf zwey von Paulet's Leuten gelehnt, weil eine Schwäche in den Gliedern ihr seit einiger Zeit das Gehn erschwerte, in den Saal, wo das Todesurtheil vollzogen werden sollte. Ein Agnus=Dei hing an einem Rosenkranze um ihren Hals : in der Hand trug sie ein Kruzifix von Elfenbein. In dem Gemache, welches unmittelbar an ihr Zimmer stieß, fand sie Shrewsbury, Kent, Paulet und Drury, außer ihnen aber Sir Andreas Melvil, ihren Haushofmeister, einen treuen Diener, dem sie mit ganz besonderem Wohlgefallen zugethan war. Er warf sich, von Schmerz und Verzweiflung zerrissen, zu ihren Füßen nieder, und stammelte einige Worte des Sammers über das unglückliche Verhängniß, welches ihn aussersehen hatte, der Überbringer solcher traurigen Neuigkeiten in Schottland zu seyn. «Höre auf zu weinen», rief ihm die Königin zu, «guter Melvil; hier ist volle Ursache zur Fröhlichkeit : denn heute wird Maria Stuart von allen ihren Leiden befreit : die Welt ist eine Wohnstätte des Sammers, so reich an Elend, daß ein ganzes

Meer von Thränen nicht hinreichte, es zu beweinen. — Ich sterbe mit der Überzeugung, meiner Religion getreu geblieben zu seyn und meinem Königreiche nichts von seinen Rechten und Vortheilen vergeben zu haben. Sage dieß meinem Sohne! Der Himmel verzeihe allen denen, die so lange nach meinem Blute dursteten. » Sie verlangte die Erlaubniß, drey männliche Bedienten und zwey weibliche mit zum Richtplatz zu nehmen. Der Graf von Kent weigerte sich lange, ihr dieß zu gewähren; er fürchtete, daß das Betragen dieser Begleiter ihn in Verlegenheit setzen möchte. Seine Weigerung schien einen tiefen und empörenden Eindruck auf Maria zu machen. « Ich bin die nächste Verwandtin Eurer Monarchinn », rief sie mit majestatischem Stolze aus, « von dem königlichen Blute Heinrich des Siebenten entsproffen, eine vermählte Königin von Frankreich, eine gesalbte Königin von Schottland. Wie kommt ihr mir einen Trost versagen, den man einer Frau von weit geringerm Stande unbedenklich gewähren würde? » Die Kommissarien berathschlagten mit einander, und gestanden ihr endlich die sehnlich gewünschte Begleitung zu.

Das Blutgerüst war in eben dem Saale, wo vier Monate zuvor ihr Kriminalprozeß geführt wurde, errichtet, nur wenig über den Fußboden erhoben, und sammt dem Stuhle, dem Kissen und dem Blocke mit schwarzen Tuche bekleidet. Sie bestieg es mit ruhiger und unveränderter Miene, setzte sich in den für sie bestimmten Stuhl, und hörte den Befehl zu ihrer Hinrichtung mit vollkommener Gleichgültigkeit, und so, als wenn er eine fremde Person

betroffen hätte, ablesen. Das Zimmer war gedrängt voll Menschen, welche das außerordentliche Schauspiel herbeigezogen hatte, und welche der Kontrast zwischen so viel großen und liebenswürdigen Eigenschaften und einem so jammervollen Ende, zur innigsten Bewunderung und zur tiefsten Wehmuth hinriß.

Der Dechant von Peterborough begann nunmehr seinen fruchtlosen und traurigen Zuspruch, ermahnte die Königin zur Bekehrung, zeigte ihr den Himmel bei der protestantischen Lehre, die Hölle bei der ihrigen. Sie schien anfänglich gar nicht auf ihn zu hören: zuletzt unterbrach sie seine unzeitige Rede mit sichtbarer Ungeduld. Die beiden Grafen bemerkten nun selbst, daß es eben so thöricht als unmenschlich war, sie länger durch diese eiteln Versuche zu quälen: sie überließen sie einige Augenblicke der Neigung ihres Gemüths, und Maria benutzte diese Augenblicke, um für eine baldige glückliche Auflösung, für die tiefgebeugte Kirche, für ihren Sohn, endlich für die Königin Elisabeth, der sie eine lange und glückliche Regierung wünschte, zu beten. Als sie ihr Kruzifix mit vieler Inbrunst küßte, rief ihr der Graf von Kent, noch ein Mal vom protestantischen Eifer ergriffen, zu, sie möchte doch Christum lieber im Herzen als in den Händen haben. Sie antwortete ihm mit völliger Geistesgegenwart: es sei nicht möglich, einen solchen Gegenstand in der Hand zu tragen, ohne die Rührung, die er erregte, auch tief im Herzen zu fühlen.

Endlich fieng sie an, sich mit Hülfe ihrer beiden Frauen zu entkleiden; da der Nachrichter ihr Beistand leisten wollte,

wendete sie sich um und bemerkte mit Lächeln, sie sey nicht gewohnt, sich vor einer so großen Gesellschaft, und von solchen Dienern umringt, auszuziehen. Einige ihrer Leute wollten von neuem in Wehflagen ausbrechen: sie hielt den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß sie ihnen Stillschweigen geböte. Gleich darauf band eine ihrer Frauen ihr ein Tuch um die Augen, und Maria legte, ohne das geringste Merkmal von Muthlosigkeit oder Angst, ihr Haupt auf den Block. Indesß einer von den Nachrichtern sie sanft bei den Händen fasste, machte der Andere auf den zweyten Streich ihrem Leben ein Ende. Nachdem er das Haupt abgelöst hatte, hielt er es von Blut strömend den Zuschauern vor. Der Dechant von Peterborough rief allein: «so müssen alle Feinde der Königin Elisabeth umkommen.» Der Graf von Kent antwortete allein: «Amen.» Alle übrigen Anwesende waren mit starrem Erstaunen und sprachloser Traurigkeit auf das entseßliche Schauspiel geheftet, und der Empfindung, die dieses Schauspiel gebot, mußten für einen Augenblick, Furcht, und Haß, und Eifersucht, und Parteigeist, und Streben nach Gunst, und Anerkennung der Macht, und alle andere Empfindungen weichen.

Der selbe.

54.

### Helvziens erste Gestalt.

Im Norden des Landes Italien stellen sich die Alpen dar; von Piemont nach Istrien, in Form eines großen halben Mondes, eine himmelhöhe weiße Mauer mit un-

ersteigbaren Zinnen, drithalbtausend Klaftern über dem Mittelmeere. Man weiß nur einzelne Menschen, die den weißen Berg, wenige oder keinen, welche das Schrechhorn oder Finsteraarhorn erstiegen hätten: man sieht ihre pyramidalischen Spizzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie, hoch über den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. Ihre Eislast treibt den Sonnenstrahlen, sie vergolden sie nur: diese Gipfel werden von dem Eise wider die Lüfte geharnischt, welche im Lauf der Jahrtausende die kahlen Höhen des Boghdo und Ural in Trümmer verwittert haben. Wenn in verschlossenen Gewölbern der nie erforschte Kern des Erdballs noch glühet, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Glätscher zu hoch. In der Erde schmilzt Wasser unter demselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es überfriert, und seit Jahren, deren Zahl niemand hat, in unergründliche Lasten, Tagereisen weit, gehärtet und aufgehäuft worden ist. In den Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur; aus den finstern Eistämmern ergießen sich Flüsse, Höhlen Thäler, füllen Seen und erquicken die Felder. Doch, wer durchdringt mit menschlicher Kraft, in Eines Lebens Lauf, die unergründliche Grust, wo in ewiger Nacht, oder bei dem Schimmer weltalter Flammen, die Grundfeste der Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns Untergang drohen!

Die mitternächtliche Seite der Alpen senkt sich in viele hinter einander liegende Reihen Berge: auf allen diesen

haben die Gewässer getobet, fünfzehnhundert Klaftern hoch über den Städten und Flecken der schweizerischen Eidgenossen, achtzehnhundert über der Fläche des Weltmeeres. Es mögen verborgene Ursachen und Wirkungen Gewölbe, groß wie Welttheile, gebrochen, gesprengt, die Wasser sich mit all ihrer Macht in die alten Finsternisse hinuntergestürzt haben. Endlich beleuchtete die Sonne den Fuß dieses Gebirges: unzählige Hügel von Sand und Schlamm waren voll Seegewächse, Muscheln, Fische und faulender Baumstämme: im Süd und Nord stand grundloser Sumpf. Nach diesem erfüllten hohe Bäume von ungeheurem Umfang die namenlose Wüste mit schwarzem Wald; über den Wassern der damnilosen Ströme und hundert morastiger Seen standen kalte giftige Nebel, und (in unbebautem Land gewöhnlich) in die Pflanzen stiegen ungesunde Säfte: Gewürme sog aus ihnen sein Gift, und wuchs in unglaubliche Dicke und Größe: die Elemente kämpften um unbeständige Küsten. Außer dem Schrey des Lämmergeyers in Felsenklüften, außer dem Gebrülle der Auerochsen und dem Gebrumme großer Bären, war viele hundert Jahre in dem leblosen Lande gegen Mitternacht traurige Stille.

Auf den hohen Ebenen des tatarischen Gebirges, wo Weizen, Gerste, Ochsen, Büffel, Schweine, Schaase, Ziegen und Hunde entsprossen, mochten die Menschen die erste Nahrung und Bedeckung finden: von da leitete sie der Frat, Indus, Ganges, Hoangho oder Trabatti hinab in die schönen Gefilde an den asiatischen Meeren. Wer weiß die Mähre der Abenteuer, wodurch die Stämme der Menschen sich zerstreut und ausgebreitet! Lang und hart

war der Kampf um Urbarmachung des Erdbodens zu Be-wohnung und Nutzung : bald überschwemmten Fluthen ein großes gesittetes Land, dessen Grundfeste sie langsam unterfressen ; bald brach ein See aus einem hohen Thal und vertilgte Nationen ; bald wurde ein Bergvolk im Anfang seiner Bildung durch den Einbruch neuer Meere von allen Völkern gesondert ; allem Guten widerstanden, übermächtig an Zahl und Gewalt, wilde Thiere, große Schlangen, feuchte ungesunde Luft, gesetzlose Leidenschaften roher Gemüther. Nach und nach unterwarf der Mensch alle Kreaturen ; die meisten großen Sachen sind durch kleine Völker oder Männer von geringer Macht und großem Geist vollbracht worden.

Ein Volk, mit Namen Galen, Jäger mit Pfeilen, und Hirten mit gezähmtem Bich, kam aus Morgenlande gezogen ; von Wald in Wald, wo Gewild und Gras, da war das Vaterland. Der Wanderung setzte das Weltmeer ein Ziel ; es nöthigte die Galen, mit Feuer und Eisen (bewunderungswürdigen Werkzeuge des Guten und Bösen) den Wald urbar zu machen. Aber alle Stämme, deren Wanderung auf der Mitternachtseite des Ural, Caucasus, Håmus und Alpgebirges unternommen wurde, blieben unter diesem unfreundlicheren Himmel weit länger ohne feste Siede, gütige Sitten und schöne Künste, als ihre Brüder im Lande gegen Mittag. Diesen gab ein fruchtbares Erdreich Überfluss, und Muße zu Aufzeichnung der Sagen, zu Beobachtung und Benutzung des Himmels, der Erde und aller Kräfte der Natur. Aus dem Alterthum des Nordens weiß man einige Namen ;

wer nichts thut für die Ausbildung des Menschen, durch neue Anwendung der Natur und nöthige Verwahrung wider Mangel, Furcht und Vortheile, verdient und hat keinen Geschichtschreiber. Die Gedanken eines Privatmanns von Athen, das Leben Epaminondas des Thebaners ist merkwürdiger als der ganze Nord bis auf Herrmann den Cherusken. Es ist gut, daß barbarische Regenten vergessen werden, auf daß die Gewalthaber nicht meinen, die Macht reiche hin zum Ruhm.

So liegen in verdienter Dunkelheit alle Einwohner des Landes zwischen dem Rhein, Rhodan und Tura, bis nach langen Jahrhunderten eine sehr kleine Völkerschaft, ohne Bundesgenossen, ohne Brod, ohne Geld, ohne andere Staatskunst noch Kriegskunst, als welche die Natur einen jeden Menschen lehrt, von vortheilhaftesten Seiten flugen und standhaftesten Gebrauch macht, so daß bei allgemeiner Veränderung der europäischen Verfassungen sie selbst fünfhundert Jahre frey und in ihren Sitten blieb, und fast anderthalb Millionen Menschen, von mancherley Sprachen und Gewohnheiten, in einem Land von etwas mehr als neuhundert Quadratmeilen eben dieses Glück ihr zu danken hatten.

Eine so lobliche und lehrreiche That wollen wir der Nachwelt überliefern; aus ältern Zeiten dasjenige melden, was von diesem Volk merkwürdig und zu wissen möglich ist; von den letzten Geschichten die, welche lehren, was der Mensch mehr fürchten soll, ob die Noth oder die Ruhe, den Feind oder sich selbst?

## Pericles.

Die Staatskunst des Pericles ruht auf einer einfachen Grundlage: der erste in seiner Vaterstadt zu seyn, indem er seine Vaterstadt zu der ersten mache. Ihr politisches Übergewicht hing ab von der Behauptung jener schon erläuterten Vorsteuerschaft von Griechenland; allein nicht bloß die Gewalt, sondern alles was eine Stadt nach griechischem Sinne verherrlichen konnte, sollte ihr dieses erhalten. So fühlte er selber das Bedürfniß einer vielseitigen Ausbildung, als sie bisher in Athen Statt gefunden hatte; und nichts, was sein Zeitalter ihm darbieten konnte, blieb ungenutzt. Er war der erste Staatsmann, der es empfand, daß ein gewisser Grad von philosophischer Bildung ihm nöthig sey; nicht nur in ein Lehrsystem sich einzusinnen, sondern sich im freyen Denken zu üben; und er ward der Schüler des Anaxagoras. Wenn bisher nur vom Staat bestellte Redner die Vorträge in der Volksversammlung thaten, so trat er zuerst als selbst bestellter Redner auf; und das Studium der Beredsamkeit ward ihm Bedürfniß, ohne daß doch das Handeln bei ihm dem Reden untergeordnet gewesen wäre. Indem er Athen durch jene Meisterwerke der Baukunst und der bildenden Künste verherrlichte, war er nicht der Gönner, sondern der Freund eines Phidias, und ähnlicher Männer. Und wer weiß nicht, wie er durch die Verbindung mit Aspasia, der Vertrauten, der Geliebten, und zuletzt der Gemahlin, jene feinere Bildung seinem Geiste zu geben wußte, die er bei athe-

nienischen Bürgerinnen vergeblich suchen mochte. Das alles stand aber in Beziehung bei ihm mit seinem öffentlichen Leben. Er wollte ganz Staatsmann seyn, und war es. « Nur auf einem Wege in der Stadt, sagt Plutarch, sah man ihn: auf dem zum Markte und zum Rathhaus. Einladungen zu Gastmählern und zu allen muntern Gesellschaften und Umgang lehnte er ab. In der langen Zeit, wo er dem Staat vorstand, hat er nie bei einem seiner Freunde gespeist; bloß bei der Hochzeit seines Neffen Euryptolemus war er zugegen; aber sofort nach der Libation stand er auf. Aber auch in der Volksversammlung erschien er nicht immer, sondern nur bei wichtigen Angelegenheiten. Kleine Sachen ließ er durch Vertraute und Redner betreiben.» So stellte Pericles das Muster eines Staatsmannes dar, wie Griechenland ihn noch nicht gesehen hatte, und ihn auch nicht wieder erblickte. Seine Geschichte lehrt, daß auch Er unter dem Getriebe der Parteien groß wurde, die er dennoch endlich alle niederschlug; und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn sein Zeitalter nicht einstimmig über ihn urtheilte. Wie rieben sich auch nicht schon an ihm, wie man aus Plutarch sieht, die Komiker! Aber eine Stimme hat er für sich gewonnen, die allein alle andere aufwiegt, die des Thucydides. « So lange er dem Staat im Frieden vorstand, sagt der Geschichtschreiber, geschah es mit Mäßigung; er hielt ihn aufrecht; ja er ward am größten unter ihm. Wie der Krieg begann, zeigte er auch hier, daß er seine Kraft richtig berechnet hatte. Da Er, an Würde und Klugheit der erste, über allen Verdacht der Bestechlichkeit erhaben war,

so lenkte er das Volk mit großer Freyheit, und ward nicht sowohl von ihm geleitet, als er es leitete; weil er ihm nicht nach dem Munde redete, sondern mit Würde, und selbst mit Heftigkeit ihm widersprach. Wollte es etwas unzeitig thun, so wußte er es zu bändigen; wollte es ohne Grund den Mut h sinken lassen, wußte er ihn wieder aufzurichten. So war es dem Nahmen nach eine Herrschaft des Volks, der Sache nach die Herrschaft des ersten Mannes. » Die Charakteristik eines solchen Mannes bedarf keiner Zusätze; nur das dürfen wir aber nicht unberührt lassen, daß auch bei einem Perikles der Feldherr nicht über dem Staatsmann vergessen wurde. Hohe Vorsicht, nichts ohne die größte Wahrscheinlichkeit des Erfolgs zu unternehmen, scheint hier seine Regel gewesen zu seyn; und so groß war auch hier das zu ihm gesetzte Entrauen, daß es in den letzten fünfzehn Jahren, wo er allein die Lenkung der Angelegenheiten hatte, ununterbrochen in dieser Stelle geblieben zu seyn scheint.

Bei aller gerechten Bewunderung, die wir dem Perikles zollen, dürfen wir aber auch nicht vergessen, daß die Zeitumstände ihn begünstigten. Ein Mann wie Er vermag viel, weil der Staat, dem er vorsteht, im Aufblühen ist; und in dem Volke selbst sich Anlagen und Kräfte entwickeln, die er nur muß zu nutzen verstehen. Perikles selber hätte seine Rolle nicht zum zweiten Male spielen können, wie viel weniger die, welche seine Nachfolger wurden. Die Geschichte hat unter diesen nur Einen zu nennen, den wir erwähnen müssen, weil er auch in einem gewissen Sinne nicht bloß Athen, sondern ganz Griechenland angehörte,

Alcibiades. Das Zeitalter, in dem er auftritt, ist durchaus kriegerisch, hauptsächlich durch seine Schuld. So mußte also freylich bei ihm der Feldherr über den Staatsmann stehen. Aber dennoch kann man mit Zuversicht sagen, daß er auch in bessern Zeiten kein Perikles geworden wäre; wie sehr auch Geburt, Talente und Vermögen, ihn zu einer ähnlichen Rolle zu bestimmen schienen. Perikles sah in Allem erst den Staat, und dann sich. Alcibiades in Allem erst sich und dann den Staat. Bedarf es mehr um ihn als Staatsmann zu würdigen? Eitelkeit war die Grundlage seines Charakters. So schildert ihn derselbe große Geschichtschreiber, der uns Perikles malte. « Obwohl Alcibiades, sagte er, an Reichthum und Ansehen unter seinen Mitbürgern hervorragte, so waren seine Wünsche doch immer größer als sein Vermögen; besonders um Prachtrosse zu halten, und andern Auswand zu treiben, welches nicht wenig dazu beigetragen hat, nachmals den Staat der Athener zu stürzen. »

Heeren.

56.

### Demosthenes.

Nichts wäre überflüssiger, als noch der Lobredner des Meisters werden zu wollen, den schon lange die Übereinstimmung der Jahrhunderte für den ersten erklärte; den selbst der Einzige, den das Alterthum ihm an die Seite setzte, so treffend, und gleich ruhmvoll für Beide, gewürdigt hat. Nicht von Demosthenes dem Redner, sondern

von Demosthenes dem Staatsmann soll hier die Rede seyn; und auch von diesem nur, in sofern der Mensch, der Redner und der Staatsmann bei ihm auf das Engste vereinigt waren. Aus dem Innersten seines Gemüths gieng seine Politik hervor; diesen seinen Gefühlen und seiner Überzeugung bleibt er treu, trotz allem Wechsel der Verhältnisse, trotz allen drohenden Gefahren! Dadurch ward er eigentlich der gewaltigste der Redner, weil kein Kapituliren mit seiner Überzeugung, kein halbes Nachgeben, weil überhaupt keine Spur von Schwäche je bei ihm sichtbar ist. Dies ist der wahre Kern seiner Kunst; alles Übrige nur die Schaale. Wie hoch ragt er hier über Cicero hervor! Aber wer hat auch härter wie er für diese seine Größe gebüxt? Unter allen politischen Charakteren ist Demosthenes der höchste und reinste tragische Charakter, den die Geschichte kennt. Wenn man, noch erschüttert von jener gewaltigen Kraft seiner Worte, sein Leben im Plutarch durchgeht; wenn man sich ganz in seine Seiten, in seine Lagen versetzt; so wird man zu einer Theilnahme hingerissen, wie schwerlich der Held der Epopoe oder eines Dramas sie hervorzubringen vermag. Von seinem ersten Auftritt bis zu dem Augenblick, wo er im Tempel das Gift nimmt, sehen wir ihn im Kampfe mit einem Schicksale, das fast grausam seiner zu spotten scheint. Wiederholt wirft es ihn nieder, aber niemals besiegt es ihn. Welche Fluth von Gefühlen muß bei diesem Wechsel von auflebenden und getäuschten Hoffnungen diese männliche Brust bestürmt haben! Wie natürlich grub sich, wie wir es noch auf seinem Bildnisse erblicken, diesem ernsten

Gesicht die Furche der Schwermuth und des Unwillens ein! Raum dem Tünglingsalter entwachsen, trat er zuerst als Kläger in seiner eigenen Sache gegen seine treulosen Vormünder auf, denen er doch nur einen Theil des väterlichen Vermögens entreißen konnte! Bei seinen nächsten Versuchen verspottet vom großen Haufen, aber durch Einzelne, die seine künftige Größe ahnten, ermuntert, bestand er nun den hartnäckigen Kampf mit sich selbst, bis er über seine eigene Natur den Sieg davon trug. Nun trat er wiederholt als Ankläger von öffentlichen Verbrechern auf, ehe er es noch wagte in Staatssachen zu sprechen. Gleich in den ersten dieser seiner Reden erblickt man aber auch schon den selbstständigen Staatsmann, der, nicht geblendet von einer glänzenden Idee, sich einem unbesonnenen Unternehmen widersezt. Als kurz darauf Philipp durch seine Einmischung in den phociischen Krieg seine Absichten gegen Griechenland darlegte, tritt er zum ersten Mal gegen ihn in seiner ersten philippischen Rede auf. Von diesem Zeitpunkte an hatte er die große Aufgabe für sein Leben gefunden. Bald als Rathgeber, bald als Ankläger, bald als Gesandter schützt er die Selbstständigkeit seiner Vaterstadt gegen die macedonische Politik. Ein glänzender Erfolg schien zuerst seine Anstrengung zu belohnen. Schon hatte er eine Anzahl Staaten für Athen gewonnen; schon war es, als Philipp in Griechenland einbrach, ihm gelungen, auch die Thebaner nicht bloß zu gewinnen, sondern bis zur Begeisterung zu entflammen, als der Tag bei Cháronaea seine Hoffnungen zerschmetterte. Aber muthvoll erklärt er in der Versammlung: Auch so gereuen ihm

seine Rathschläge nicht. Bald ändert ein unerwartetes Ereigniß die ganze Lage der Dinge. Philipp fällt als Opfer eines Meuchelmords; ein noch wenig bekannter Jüngling wird sein Nachfolger. Sofort wird Demosthenes der Stifter einer zweyten Verbindung der Griechen; aber Alexander erscheint plötzlich vor Theben; die schwere Rache, die er hier nimmt, zerstört den Bund; die Auslieferung von Demosthenes, Lykurg und mehreren seiner Gehülfen, wird gefordert; aber Demades gleicht damals die Sache aus und besänftigt den König. Seine Kraft bleibt also gelähmt, als Alexander nach Asien geht; er fängt an wieder das Haupt zu erheben, als Sparta das Toch abzuschütteln versucht, aber unter Antipater erliegt. Dennoch war es um diese Zeit, als er durch die berühmteste seiner Reden den Sieg über den beredtesten seiner Gegner davon trug; und Aeschines Athen verlassen musste. Aber seine Feinde, die Führer der macedonischen Partey, scheinen dadurch nur noch mehr erbittert zu seyn; und bald fanden sie eine Gelegenheit ihn zu stürzen. Wie Harpalus, geflüchtet von Alexanders Heer, mit seinen Schätzen nach Athen kam, und die Frage entstand, ob man hier ihn dulden wollte? Ward Demosthenes beschuldigt, durch sein Geld gewonnen zu seyn, wenigstens still zu schweigen. Das reichte hin ihn in eine Geldstrafe verfallen zu machen, deren Nichtbezahlung ihn in den Kerker brachte. Es gelang ihm daraus zu entfliehen; aber für den Mann, der nur dem Vaterlande lebte, war das Exil so schlimm als der Kerker. Meist weilte er auf Aegina und in Zroezien, von wo er mit nassen Augen nach dem nahen Attica hinüber

blickte. Plötzlich und unerwartet brach ein neuer Strahl durch die Gewölle. Die Nachricht erscholl, Alexander sei tot! Der Augenblick der Befreyung schien da zu seyn; ganz Griechenland gerieth in Bewegung; die Gesandten der Athener durchzogen die Städte; unter sie mischte sich Demosthenes, sprach, half und bewirkte, daß sie sich gegen Macedonien verbanden. Zum Ersatz dafür, beschloß das Volk seine Rückkehr; und für Fahre von Leiden folgte endlich ein Tag hohen Lohns! Eine Trireme wird nach Aegina gesandt, den Sachwalter der Freyheit zu holen. Ganz Athen erhob sich; kein Magistrat, kein Priester blieb in der Stadt, als der Ruf erscholl, daß Demosthenes aus dem Piraeus herausziehe. Überwältigt von seinen Gefühlen breitete er seine Arme aus, und pries sich glücklicher als Alcibiades; denn nicht gezwungen, sondern freywillig rufe ihn sein Volk zurück! Es war ein Sonnenblick des Glücks, den bald schwärzere Gewölke als je vorher verdunkeln sollten! Antipater und Craterus siegten; mit ihnen in Athen die macedonische Partey; Demosthenes und seine Freunde wurden in den Anklagestand versetzt, und auf Demades Antrag zum Tode verurtheilt. Sie hatten sich schon vorher heimlich aus der Stadt entfernt; aber wo einen Zufluchtsort finden? Hyperides mit zwey Andern hatte sich auf Aegina in das Heilighum des Aljar geflüchtet. Umsontst! sie wurden weggerissen, zum Antipater geschleppt, und hingerichtet! Demosthenes war nach der Insel Calauria bei Trozen entkommen; und nahm seine Zuflucht in den Tempel des Neptuns. Vergebens heredete ihn Archias, Antipaters Trabant, ihm Gnade versprechend, sich

zu ergeben. Er täuschte ihn, als wollte er noch etwas schreiben; biß die Feder auf, und verschlang das in ihr verborgene Gift. Dann verhüllte er sich mit zurückgesenktem Haupt, bis er seine Wirkung fühlte. «Sie haben,» rief er aus, «o Neptun, deinen Tempel entheiligt, ich aber will, dich ehrend, ihn noch lebend verlassen!» Aber schon am Altare sank er nieder, und ein schneller Tod entriß ihn einer Welt, die nach dem Fall des Vaterlandes für ihn kein Glück mehr haben konnte.

Der selbe.

### 57.

#### Über die Revolutionen in der Geschichte.

Die großen politischen Katastrophen, durch welche auf lange Zeit hinaus das Schicksal der Menschheit bestimmt wird, die wir unter der allgemeinen Benennung der Revolutionen zu begreifen pflegen, zeigen sich in Rücksicht ihres Ursprungs dem aufmerksamen Beobachter bald von einer gedoppelten Art. Entweder waren sie das Werk eines Einzelnen, der, seinen Leidenschaften fröhnend, als Eroberer auftrat, und vom Glucke begünstigt, Staaten in den Staub stürzte, um auf den Trümmern derselben den Thron seiner Größe zu errichten. Man könnte sie rein-kriegerische Revolutionen nennen; da sie gleich von Anfang an diesen Charakter annahmen, und Krieg ihr unmittelbarer Zweck war. Von dieser Art waren nicht bloß die Unternehmungen eines Cyrus, eines Timur, sondern auch mancher andern geseyerten Helden, die, selbst an der Spitze gebildeter Nationen, Erobern nicht bloß zu ihrem ersten,

sondern auch zu ihrem letzten Zwecke machten. Erscheinungen dieser Art können sehr interessant durch ihre Folgen werden; in ihrem Anfange sind sie es weniger, da sie aus einer einzigen, und in ihrem Ursprunge gewöhnlich schon unreinen Quelle, der der menschlichen Herrschucht fließen.

Aber von ganz anderer Art ist die zweyte Gattung der Revolutionen, die wir unter dem allgemeinen Namen der moralisch-politischen begreifen wollen, weil sie ihren Grund in der moralischen Natur der Menschen haben. Wir verstehen darunter diejenigen, welche durch langsam verbreitete, aber herrschend gewordene Volksideen vorbereitet werden, die mit der bisher bestehenden Ordnung der Dinge einen Kontrast bilden, und daher, sobald sie in Wirklichkeit gesetzt werden sollen, gewaltige Erschütterungen und große Veränderungen bewirken müssen. Gleich der Quelle, die kurz nach ihrem Ursprunge sich unter der Erde verlor, um in weiter Entfernung, im Verborgenen verstärkt, als mächtiger Strom wieder hervorzubrechen, entstehen diese Revolutionen in Augenblicken, wo niemand daran dachte, plötzlich mit furchtbarer Gewalt, und erzeugen Erscheinungen, die auch der Scharfsichtigste nicht hätte voraussehen können. Von denen der ersten Gattung unterscheiden sie sich also gleich darin, daß sie nicht bloß in ihren Folgen, sondern schon in ihrem Ursprunge höchst interessant sind. Ihr allgemeiner Charakter ist, daß sie lange und meist vorbereitet werden. Sie geben auch daher dem Auge des geübten Beobachters schon gleich anfangs hinreichende Beschäftigung, da es nicht leicht zu seyn pflegt, ihrer wahren Entstehung nachzuspüren, wenn auch die

Veranlassung des Ausbruchs vor Augen liegt. Sie unterscheiden sich ferner von den Erstern darin, daß sie gewöhnlich nicht aus einer, sondern aus vielen, oft sehr verschiedenen Quellen zu entspringen pflegen; die eben durch ihre Vereinigung sich zu dem mächtigen Strome bilden, der endlich alle Dämme durchbricht, und alles mit sich fortreibt, was sich seinem Laufe widersezen will.

Ideen, die allgemein verbreitet, allgemein wirksam seyn sollen, müssen von der Art seyn, daß Federmann, daß auch die große Masse des Volkes für sie empfänglich ist, und durch sie zum Handeln gebracht werden kann. Es gibt nur zwey Arten solcher Ideen: die religiösen und die politischen. Die gelehrten Kenntnisse können nur der Anteil einer beschränkten Anzahl von Menschen seyn; die Systeme der Philosophen haben noch keine Kriege zwischen den Nationen erregt, wenn gleich einzelne ihrer Meinungen, zu Volksbegriffen ausgeprägt, darauf Einfluß haben könnten. Die Ideen dagegen von Religion und Vaterland sind zu tief in unsere moralische Natur verflochten, als daß sie bloß Gegenstände der Vernunft bleiben, und nicht auch Gegenstand des Gefühls werden sollten. Je dunkler sie bleiben, um desto stärker scheint eben ihre Kraft zu seyn, und so sind sie es, die auch den ungebildeten Haufen zu elektrisieren vermögen, und ihm eine Wirksamkeit geben, die leicht den Charakter des Enthusiasmus, ja selbst des Fanatismus annimmt.

Wie furchtbar auch diese Erschütterungen sind, so scheint doch durch sie vorzüglich das Schicksal der Menschheit bestimmt zu werden. Die moralische Welt bedarf zu ihrer

Reinigung und Erhaltung der Stürme nicht weniger, als die physische. Allein es gehören Generationen, es gehören Jahrhunderte dazu, ehe sie ihre Wirkungen so weit entwickeln, daß das blöde Auge des Sterblichen sie einigermaßen umfassen kann, und er es wagen darf, über den ganzen Umfang ihrer Folgen sich ein Urtheil anzumaßen. Und wenn auch endlich dieser Zeitpunkt erscheint, wo hätte der Beobachter wohl mehr Ursache ein Misstrauen in sich selber zu setzen, und es sich so oft zu wiederholen, daß sein Gesichtskreis nur beschränkt, und die Überschauung des unendlichen Ganzen der Weltgeschichte auch nur das Vorrecht eines unendlichen Wesens ist?

Seitdem, nach dem Falle des römischen Reichs, die Staaten des neuern Europa sich bildeten, hat dieser Welttheil drey solcher Revolutionen gesehen. Das tiefe Sinken seiner Bewohner im Mittelalter hatte seinen Hauptgrund darin, daß es Jahrhunderte hindurch an einer Erschütterung fehlte, die den Geist des Menschen und nicht bloß seine Arme bewegte. Daher jene tiefe Nacht der Barbaren, die im zehnten und elften Jahrhundert selbst den letzten Schimmer der Aufklärung endlich auszulöschen drohte; bis am Ende des Letzteren die Kreuzzüge entstanden, und die erstorbene Menschheit aus dem Schlummer aufschüttelten, der ihr tödtlich zu seyn schien. Wenn gleich vergeblich in ihrem Ausgange, legten sie doch den Grund zu einer neuen Ordnung der Dinge in Europa. Die Feseln der Leibeigenschaft wurden, wenn auch langsam, dem Landmannen gelöst; und während in den Burgen und bei den Festen der Ritter die junge Muse es zuerst wagte,

in eigner Rede zu singen, bildete sich durch den Handel, den sie Europa schenkten, in den Städten dieses Welttheils jener Bürgerstand, an dessen Gedeihen das weitere Schicksal der Völker geknüpft werden sollte.

Der selbe.

### 58.

#### Der Bund im Rütli.

In der Nacht Mittwochs vor Martinstag im Wintermonat brachte Fürst, Melchthal und Stauffacher, jeder zehn rechtschaffene Männer seines Landes, die ihm redlich ihr Gemüth geoffenbaret, an diesen Ort. Als diese drey und dreyzig herzhaften Männer, voll Gefühls ihrer angestammten Freyheit und ewigen Bundesverbrüderung, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereinigt, im Rütli beisammen waren, fürchteten sie sich nicht vor König Albrecht und nicht vor der Macht von Österreich. In dieser Nacht gaben sie einander mit bewegten Herzen die Hände darauf, «dass in diesen Sachen keiner von ihnen etwas nach eigenem Gutdünken wagen, keiner den andern verlassen wolle, sie wollen in dieser Freundschaft leben und sterben; jeder soll das unschuldige unterdrückte Volk in seinem Thal nach gemeinem Rath in den uralten Rechten ihrer Freyheit so behaupten, dass ewig alle Schweizer dieser Freundschaft Genuss haben sollen; sie wollen den Grafen von Habsburg von allen ihren Gütern, Rechten und eigenen Leuten auch nicht das Geringste entfremden; die Vögte, ihr Anhang, ihre Knechte und Soldner sollen keinen Tropfen Blut verlie-

ren, aber die Freyheit, welche sie von ihren Vorfätern empfangen, dieselbe wollen sie ihren Enkeln aufbewahren und überliefern. » Als Alle dessen fest entschlossen waren, und mit getrofsten Angesicht und mit getreuer Hand jeder, in Erwägung, daß von ihrem Glück wohl all ihrer Nachkommen Schicksal abhänge, seinen Freund ansah und hielt, hoben Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold an der Halden aus Melchthal, ihre Hände auf gen Himmel, und schworen in dem Namen Gottes, der Kaiser und Bauern von gleichem Stamm in allen unveräußerbaren Rechten der Menschheit hervorgebracht hat, also manhaftig die Freyheit mit einander zu behaupten. Als die dreyzig dieses hörten, hob ein jeglicher seine Hand auf und leistete bei Gott und bei den Heiligen diesen Eid. Über die Art, ihren Entschluß zu vollstrecken, waren sie einig; damals gieng jeder in seine Hütte, schwieg still und winterete das Vieh.

Indes trug sich zu, daß der Vogt Herrmann Geßler todtgeschossen wurde, durch Wilhelm Zell, einen Urner aus dem Orte Bürgeln, der Walther Fürsten Schwiegersohn und einer der Verschworenen war. Der Vogt, aus tyrannischem Argwohn oder auf erhaltene Warnung befürchtender Unruhen, unternahm zu prüfen, wer seine Herrschaft am ungeduldigsten ertrug, und (wie sinnbildliche Art jenen Zeiten und solchen Völkern gewöhnlich ist) ein Hut sollte die Ehre des Herzogs vorstellen. Die Freunde der Freyheit wollte er dazu bringen, die Hauptzier des Fürsten zu ehren, dem sie nicht gehorchen wollten. Ein Jüngling, Zell, der Freyheit Freund, verschmähte, ihr

altes Sinnbild, den Hut, in solchem Sinne zu ehren; durch voreilige Äußerung seiner Denkungsart bewog er den Vogt, sich seiner zu versichern. Dieser ühte den Muthwillen der Tyrannen, so daß Wilhelm Tell seinem Sohne einen Apfel von dem Haupte schießen mußte. Nach der That übernahm den Mann das Gefühl, daß Gott mit ihm sey, so, daß er bekannte, er würde bei schlimmerem Glück den Sohn gerochen haben. Der Vogt, besorgt wegen seiner Verwandten und Freunde, getraute sich nicht, Wilhelm Tell im Land Uri dafür gefangen zu halten, sondern führte ihn (mit Verlezung der Freyheit, welche die ausländischen Gefangenschaften verbot) über den Waldstettensee. Da sie nicht weit jenseit des Rütli gekommen, brach aus den Schlünden des Gotthard plötzlich der Föhn mit seiner eigenthümlichen Gewalt los: es warf der enge See die Wellen wüthend hoch und tief, mächtig rauschte der Abgrund, schaudervoll tönte durch die Felsen sein Hall. In dieser großen Todesnoth befahl Gessler voll billiger Furcht, Wilhelm Tellen, einem starken und mächtigen Mann, den er als vortrefflichen Schiffer kannte, die Fesseln abzunehmen. Sie ruderten, in Angst, vorbei die grausen Felsenufer; sie kamen bis an den Axenberg, rechts wenn man aus Uri fährt. An diesem Ort ergriff Tell sein Schießzeug und nahm den Sprung auf einem platten Fels. Er kletterte den Berg hinauf, der Kahn prellte an und von dem Ufer; Tell floh durch das Land Schwyz; auch der Vogt entkam dem Sturm. Als er aber bei Küssnach gelandet, fiel er durch Tells Pfeil in einer hohlen Gasse hinter einem Gebüsch hervor. Herrmann Gessler nahm diesen Ausgang vor der

zu Befreyung des Landes verabredeten Stunde , ohne  
Theilnehmung des unterdrückten Volks , durch den gerech-  
ten Born eines Mannes. ....  
.....  
.....  
.....

In der ersten Stunde des Jahres dreyzehnhundert und  
acht wurde ein Jüngling zu Unterwalden , aus der Zahl  
deren , welche die Befreyung der Waldstette verschworen ,  
von einer Magd auf der Burg Roffberg an einem Seil  
in ihre Kammer hinauf gezogen : sein warteten im Graben  
der Burg zwanzig Freunde des Landes , die er mit eben  
diesem Seil die Mauer hinauf zog. Die Jünglinge nah-  
men den Burghauptmann , sein Gesinde und vier Knechte  
gefangen , bemeisterten sich des Thors und waren still.

Früh am Tage , als zu Sarnen Vogt Landenberg von  
der Burg herab in die Messe gieng , begegneten ihm zwan-  
zig Männer von Unterwalden mit Kälbern , Ziegen , Läm-  
mern , Hühnern und Hasen , zum Neujahrsgeschenk , nach  
uralter Sitte im Gebirg und den benachbarten Ländern.  
Der Vogt , ihrer Gabe vergnügt , ließ die Männer sie in  
die Burg bringen. Als die zwanzig in dem Thor waren ,  
stieß einer derselben in das Horn ; auf dieses Zeichen langte  
jeder aus dem Busen ein Eisen und stellte es an seinen  
gespitzten Stock ; aus dem Erlenholz rannten dreyzig ihrer  
Gesellen durch das Wasser auf die Burg , und nahmen  
mit ihnen die Einwohner gefangen. Da gaben sie das  
Wahrzeichen , worauf das ganze Land Unterwalden ob  
und unter dem Kernwald in allgemeiner Bewegung für

die Erhaltung der Freyheit aus allen Dorffschaften zusammen kam; von Alpe zu Alpe ergiengen die verabredeten Zeichen. Da wurde von den Männern zu Uri der Zwinghof eingenommen; der Stauffacher zog mit allem Volk von Schwyz an den Lowerzersee; daselbst brachten sie die Burg Schwanau alsbald in ihre Gewalt; auf dem Waldstettensee begegneten sich die eilenden Boten mit froher Nachricht.

An diesem Tag, da in Melchthal der blinde Vater sich des Lebens wieder freute, und in Alzellen das Weib des heimkommenden Mannes froh ward, als Walther Fürst seinen Tochtermann öffentlich ehrte, und in Steinen Stauffachers Frau allen, welche mit ihm in dem Rütli und bei Lowerz waren, gastfrey das Haus öffnete, im ersten Augenblick des Gefühls der wiedererlangten Freyheit, als die Burgen gebrochen wurden, wurde kein Tropfen Blut vergossen und keinem Herrn ein Recht genommen. Als Landenberg, da er aus der Kirche durch die Wiesen von Sarnen gegen Alpnach floh, ereilt wurde, mußte er, wie andere von den Burgen, Urfehde schwören, daß er nicht wieder in die schweizerischen Waldstette kommen wolle. Er zog zu dem König; die Schweizer an dem folgenden Sonntag kamen zusammen und schwuren den uralten ewigen Bund.

Joh. v. Müller.

### Krieg gegen die Waldstette.

Als das Beilager König Friedrichs mit Isabelle von Aragonien und Herzogs Leopolds mit Catharina von Savoyen zu Basel mit vielen Ritterspielen in großer Prach gefeiert worden, zog Leopold, verbei Solothurn, welche Stadt sich weigerte, seinen Bruder für König zu erkennen, auf den Stein zu Baden, woselbst er Kriegsrath hielt und folgenden Plans überein kam: «Auf daß der Krieg wider die Waldstette so schnell als glücklich geführt und geschlossen werde, wird aus verschiedenen Gegenden ein dreyfacher Angriff geschehen müssen: Wenn die Schweizer diesen Anschlag erfahren, so wird ihr Bund, worauf sie trozen, sich auflösen, und sie werden an allen Orten schlecht widerstehen; oder wir werden die Feinde überraschen, an dem Ort schlagen, an dem Ort aufhalten, umringen und endlich ausrotten.» Hierauf wurde bestimmt; aus welchen Gegenden, durch wen jeder Angriff unternommen werden sollte, und als die Gestirne der Sache Österreichs günstig schienen, und jeder sich mit Fleiß gerüstet, brach Leopold auf. Graf Otto den jüngern von Straßberg, welcher pfandweise von den Königen die Reichsvogtei in Oberhasli und von den Herzogen das Erbgut Walther's von Eschenbach inne hatte, war es (nach der Freundschaft, welche zwischen Österreich und Graf Peter von Greuz und nach dem Unwillen, der zwischen dem Adel und freyen Landleuten war) ein leichtes, mit viertausend Mann aus

dem Oberland an die Landmarken der Unterwaldner hinauf zu ziehen. Unter den Amtleuten zu Willisam, Wollhausen, Rotenberg und Luzern rüsteten sich mehr als tausend Mann, das Land Unterwalden von dem See her anzufallen.

Der Herzog selbst (majestatisch groß und ein ritterlicher Held) kam in zwey Haufen auf Zug; die schwere Reiterey, welche ohne genugsame Unterscheidung der Ggenden und Waffen, Stolz und Kern der Heere schien, zog in großer Anzahl voran: vor dem Anfang neuer Kriegskunst geschah die Ordnung nach eines jeden Muth. Es zog unter dem heldenmüthigen Herzog von den Ufern der Thur und von der Aare der ganze alte Adel von Habsburg, von Lenzburg und von Kyburg; der Marschall von Hallwyl, den Herzogen zu allem gefreu, traurig über den unglücklichen Stoß, welchen er beim Ritterspiel einem edlen Gegner gab; Landenberg rachdurstig; wie auch die Gezler; mehrere von Bonstetten, welchen aus langer Beherrschung die Gegend um den Ägerisee bekannt war, Graf Heinrich von Montfort zu Zettnang, aus Adelstolz oder aus Diensteifer der Waldstette bitterer Feind; zwey Grafen von Thun und von Lauffenburg, wetteifernd um den Ruhm ihrer ersten Waffen; fast ungern Zokenburg, aus Dank, weil ihm die Herzoge die Pflegerschaft von Glaris und Gastern gaben; ja auch Werner von Honberg, ein tapferer Graf, weil Österreich die Schirmvogtey über Einsiedeln hatte, von welchem Kloster er Lehen trug; oder hoffte er einst Rapperschwyl zu ererben? Es trat ihnen bei, zu Zug, wer aus altem Haß der Bürger der Frey-

heit gram war , und aus billiger Schen die Waffen für den Herzog ungern ergriff ; es kamen bundgemäß funfzig Bürger von Zürich , alle gleichfarbig bekleidet ; es führte von Einsiedeln des Klosters Volk von Wald und See , Herr von Utrikon unter dem Banner des Stifts.

Aber die Landleute von Schwyz veränderten keinesweges ihre Gesinnung. Von dem rothen Thurm , auf dem Weg in die Einsiedeln , gieng bis an den Thurm Schoren die Verschanzung der Eingänge des Landes ; die Edigenossen erwarteten die erste Mahnung eilender Hülfe. Auf die Nachricht von dem Anzug der Feinde machten sie sich auf ; bei anbrechender Nacht landeten zu Brunnen im Lande Schwyz vierhundert Männer von Uri ; worauf nach wenigen Stunden dreyhundert Unterwaldner daselbst ankamen ; alsdann zogen sie die Wiesen hinauf in den Flecken Schwyz. Daselbst war ein alter Mann , Rudolf Reding , von dem Weiler Biberegg genannt , an Leibeskräften so schwach , daß ihn die Füße nicht mehr trugen , aber so kriegserfahren und flug , daß das Volk ihn begierig anhörte und ihm folgte. « Vor allen Dingen » , « sagte er , » müssen sie suchen des Kriegs Meister zu werden , damit nicht auf den Feind ankomme , sondern auf sie , wenn , wo und wie der Angriff geschehen soll ; dazu werden sie kommen vermittelst einer guten Stellung. Sie , an Zahl viel die Schwächeren , müssen trachten , daß dem Herzog die überlegene Macht nichts helfe , und ihr kleiner Haufen müsse in keiner als der entscheidenden Stunde und nicht ohne Vortheil sein Leben wagen. Der Herzog werde von Zug nicht auf Art kommen , denn Stunden weit sey dort

ein Berg und hier der See ; der Paß von Zug durch den Wald und durch das stille Thal an dem Ägerisee sey von fast gleicher Beschaffenheit, aber die Gefahr sey viel kürzer ; hier werde alles auf den Gebrauch der Augenblicke ankommen. Sie wissen wohl, daß die Anhöhe des Morgarten eine natürliche Schanze vorstelle, über welche die Alte-Matte sich in eine nicht unbeträchtliche Ebene ausbreite, mit dieser hange der Berg-Sattel zusammen ; von dem Sattel herunter könne mehr als eine Sache mit gleichem Glück geschehen, von dem Berg über die Alte-Matte auf den Morgarten Anlauf zu nehmen, um den Feind in dem Paß zu erschrecken, ihm in die Seite zu fallen, und ihn zu trennen, oder im Thal dem vorgerückten Feind in den Rücken zu fallen, oder ihn an allem zu verhindern und ihn abzuschneiden. Alles werde dadurch leichter werden, weil der Feind sie verachte, und weil Vertheidigungskrieg am besten von denen geführt wird, welche das Land wohl kennen. » Als der alte Reding dem Vaterland seine Pflicht so bezahlt, und ihm die Laudleute gedankt, nachdem sie, nach alter Sitte der Waldstette, knieend, Gott, ihren einzigen Herrn, um Hülfe gebeten, zogen sie aus, dreyzehnhundert Eidgenossen, und legten sich an den Berg-Sattel. Es geschah, daß in diesen Zeiten großer Parteyung, da bald kein Streit ohne Gewalt geschlichtet und keine Fehde ohne zahlreiche Verbannung vermieden werden konnte, funfzig Männer aus dem Lande Schwyz vertrieben waren. Diese, als ihnen die Gefahr der öffentlichen Freyheit ihres Vaterlandes kund wurde, kamen an die Landmarken, um Erlaubniß zu erhalten,

durch mannhafte Vertheidigung des gemeinen Besten mit jenen auf dem Sattel sich ihrer Abstammung würdig zu beweisen. Die Eidgenossen, welche für ungeziemend hielten, um einer Gefahr willen ein Gesetz abzuändern, wollten sie nicht inner die Gränzen aufnehmen; die Fünfzig legten sich außer die Landmarken auf den Morgrund und beschlossen für das Vaterland ihr Leben zu wagen.

Die Morgenröthe des funfzehnten Wintermonats in dem dreyzehnhundert funfzehnten Jahr gieng auf, und bald warf die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Helme und Kürasse der heranziehenden Ritter und edlen Herren; so weit man sahe, glimmerte Speer und Lanze und war das Heer; das erste Heer, so weit sich das Angedenken der Geschichten erstreckt, welches in die Waldstette zu ziehen unternahm. Von den Schweizern wurde es unter mancherley Gemüthsbewegungen am Eingang der Landmarken erwartet. Montfort von Tettnang führte die Reiteren in den Paß; bald wurde zwischen Berg und Wasser die Straße mit Reiteren angefüllt, und standen die Reihen gedrängt. In diesem Augenblick wurden von den Fünfzig unter lautem Geschrey viele aufgehäuſte große Steine den Morgarten herabgewälzt, und andere mit großer Leibeskraft in die Schäaren geschleudert. Als die dreyzehnhundert Mann auf dem Berg=Sattel die Schüchternheit und Verwirrung der Pferde wahrnahmen, stürzten sie in guter Ordnung herab und fielen in vollem Lauf dem Feinde in die Seite, zerschmetterten mit Keulen die Rüstungen und brachten mit langen Hallbarben Stichwunden oder Hiebe, nach Gelegenheit bei. Da fiel Graf Rudolf Habsburgischen

Stammes zu Lauffenburg, es fielen drey Freyherren von Bonstetten, zwey von Hallwyl, drey von Urikon, und von Tokenburg vier; zwey Gezler wurden erschlagen, und Landenberg nicht mehr verschont; von Uri fiel Walther Fürsten Sohn oder Vetter, der Edle von Beroldingen, und Hospital, der wider den Willen seines eigenen Sohns für die Landesfrenheit stritt. Es war in diesem engen Paß bei halb überfrornen Straßen die Reiterey zu allem unbehülflich, indeß des Fußvolks langer Zug dieses kaum vernahm, und viele Pferde aus der ungewohnten Schlacht erschrocken in den See sprungen; bis, als mehr und mehr die Blüthe des Adels fiel, er gewaltig hinter sich drang, ohne daß die Gegend erlaubte, daß das Fußvolk sich öffne. Da wurden viele von ihren Kriegsgesellen zertreten, viele von den Schweizern erschlagen; bis da auch alle Züricher umgekommen an dem Ort, wo sie gestanden, und kaum Leopold, von einem landkundigen Mann aus dem Schreken der Schlacht gerettet, vermittelst abgelegener Pfade todbläß und in tiefer Traurigkeit nach Winterthur floh, das ganze Heer von Österreich die unordentlichste Flucht nahm, und inner anderthalb Stunden die Schweizer durch den Muth und Verstand, womit sie die Ungeschicklichkeit ihrer Feinde nutzten, ohne beträchtlichen Verlust einen vollkommenen Sieg erhielten.

Straßberg, von dessen Unternehmung die Zeit und Stärke zu Unterwalden kaum vermuthet wurde, zog an eben demselben Tag unversehens über den Berg Brünig und fiel durch den Wald mit viertausend Mann in das Land; von Längeren kam er ohne vielen Widerstand nach

Sarelu, Sarnen, und bis an die alpnacher Bucht im Waldstettensee, zu der Zeit als die Mannschaft von Luzern zu landen versuchte bei Bürgistad. Als die Oberwaldner mit schneller Botschaft von Stanz Hülfe begehrten, begegnete ihr Eilbote dem, welcher sich nach Stanz um gleichen Beistand wider die Luzerner mahnte. Jede Hälfte des Volks trachtete auf das Fleißigste mit äußerster Gefahr den Feind aufzuhalten, indem sie eilends aus dem Lande Schwyz die dreyhundert Unterwaldner zurückberiesen. Der Überbringer dieser Botschaft, als er bei Brunnen landete, vernahm, wie glücklich Morgens um neun Uhr der Paß behauptet worden. Denn als weit und breit kein Feind mehr erschien, war die grözere Anzahl der Kriegermänner, von den Landleuten bewirthet und begleitet, an den Waldstettensee hinab gekommen. Alsobald stiegen die Unterwaldner in ihre Schiffe; als aber die Urner und Schwyzzer begehrten, mit ihnen den Feind aus Unterwalden zu schlagen, entschuldigten sich die dreyhundert (welche, wohl wetteifernd, Begierde hatten dieses allein zu thun) dadurch, daß die Landesvorsteher nicht geboten hatten, die Eidgenossen zu mahnen. Doch war unmöglich hundert Mann von Schwyz abzuhalten. Also fuhren vierhundert Mann bei gutem Wind mit größter Geschwindigkeit hinüber, landeten bei Buchs, und schlugten die Luzerner in übereilte Flucht, also daß viele im Wasser umkamen. Das Volk, nach Befreyung des Landes bei Stanz, eilte mit Siegsgeschrey nach Oberwalden. Die Oberwaldner standen bei Kerns, vernahmen des Adels Verlust und Flucht, und eilten froh gegen Alpnach; da-

selbst war Straßberg. Was viele gute Feldherren bemerkt haben, wurde in derselben Stunde bekräftigt; nämlich daß die Augen und Ohren am ersten überwunden werden: Als der Graf Siegsgeschrey hörte und Fahnen sah, von welchen er wußte, sie waren im Lande Schwyz gewesen, zweifelte er weder an dem Unfall Herzogs Leopold, noch daran, was zu thun ihm selbst übrig blieb. Er befahl den Rückzug, und um ihn zu bedecken, suchte er selbst mit Wenigen die Unterwaldner aufzuhalten, bis, da er in die linke Hand verwundet wurde, alle über die Renk nach Winkel auf der Seite nach Luzern flohen. Es war an diesen verschiedenen Orten, und in den meisten Kriegen der Eidgenossen, die Anzahl der Feinde die ungleich größere; aber sie wurde, wie in den Kriegen unserer Zeit, aus Furcht oder Schmeicheley, aus Unwissenheit oder mit Vorsatz, auch entschuldigungsweise, von verschiedenen größer oder geringer angegeben. Billig hat in allen Zeiten Sallustius, einer der Großen unter den Geschichtschreibern, in der ausführlicheren Beschreibung der Geschichte von Rom solche Zahlen anzugeben unterlassen; endlich kommt am wenigsten auf die Menge der Erschlagenen an, Siege werden richtig nach ihren Folgen geschäzt.

Eben als die Befreiung dieses Landes den Eidgenossen berichtet wurde, in demselbigen Augenblick landeten dreihundert Männer von Schwyz und vierhundert Urner; sie vernahmen den Sieg mit Freuden. Die Fünfzig, die vom Lande Schwyz vertrieben waren, wurden in das Vaterland hergestellt. Hierauf beschlossen die Schweizer, den Tag dieser Schlacht jährlich wie einen Aposteltag zu feyern,

weil «an demselben der Herr sein Volk heimgesucht, gerettet von seinen Feinden und ihm den Sieg über sie gegeben habe; der Herr der Allmächtige!» Jahrlich werde für die Landmänner, welche in den Schlachten des Vaterlandes ihr Leben hingegeben, Messen gehalten, und alle ihre Namen, zur Erinnerung ihrer Tugend, vor dem Volk gelesen. In derselben Gesinnung haben die Waldstette sich über gemeinschaftliche Rathschläge oft in dem Rütli versammelt; auf dem Hügel, wo der Vogt Landenberg wohnte, halten die Unterwaldner ob dem Kernwald ihres Landes Gemeine. So loblich haben vor wenigen Jahren die Jünglinge von ganz Unterwalden, in dem Gefühl der alteidgenössischen Tugenden, in Tagen da sie sich das größte Vergnügen zu machen gedachten, die Geschichte der behaupteten Freyheit an den Orten, wo sich jedes zugetragen, und in den Sitten und Gebräuchen der alten Zeit, unter freudigem großen Zulauf ihrer Väter und alles Volks vorgestellt.

Indez König Ludwig diese Siege mit großem Vergnügen vernahm, erneuerten die drey Waldstette zu Brunnen den alten ewigen Bund ihrer Eidgenossenschaft, nach welchem alle Eidgenossen, obwohl durch Berge und Wasser getrennt, eine einzige Nation, und wie das Lager eines für die Freyheit rüstigen Heeres werden. Sie wiederholten, daß, «wer eines Herrn sey, demselben die ordentliche Pflicht erzeigen, und ihm nur zu keiner Unbill wider die Waldstette dienen soll; wer sein Land hingabe, dessen Leib und Gut sey als eines meineidigen Verräthers den Eidgenossen verfallen. Keine Waldstatt soll dürfen ohne der übrigen Rath einen Herrn annehmen; überhaupt soll nie

ohne den gemeinschaftlichen Rath aller Eidgenossen mit Ausländern eine Verpflichtung, und nur nicht eine Unterhandlung angefangen und getroffen werden; Einstimmung sey nöthig, wenn auch nur vertriebenen Mordern das Vaterland wieder geöffnet werden soll. Im übrigen halten sie und alle ihre Nachkommen den ewigen Eid, stets, auf eigene Unkosten, in und außer Landes, wider alle, die an einem aus ihnen Gewalt übten oder üben wollten, mit Leib und Gut jedem Rath und Hülfe zu leisten.

Diese Grundlage der schweizerischen Eidgenossenschaft, befestigt auf Gerechtigkeit, die größte Ehre einer Nation, und Friede, das besté Glück der Menschheit, war von den meisten Staatsverfassungen und Bundesverträgen durch äußerste Einfait und hohe Unschuld unterschieden. Eine Verinigung so rein, heilig und ewig als die, deren die ersten Familienväter in dem goldenen Zugendalter der kaum bewohnten Erde überein kamen, und welche, bei vieler Verschiedenheit in den Formen, die Grundfeste der Verfassung des ganzen menschlichen Geschlechtes ist. Eben dieser Bund ist von den freyen Männern zu Schwyz, Uri und Unterwalden in dem achtzehnten Jahrhundert in dem Rütti erneuert worden. In wie fern spätere Eidgenossen diesen Grundvertrag mit ihnen oder unter sich nicht ganz haben, in so fern ist ihre Eidgenossenschaft nicht so stark. Daher kommt es, daß die dreyzehn und zugewandten Orte in der einzigen Sache der öffentlichen Freyheit mit voller Kraft einer Nation handelten, weil dieser Eine Gedanke in allen ihren Bündnissen lebt. Also ist ein Bund für Friede und Recht (weil Freyheit nicht beruhet auf

der Form einer Volkherrschaft, noch auf einer Zunftregierung, noch auf der Gestalt einer Adelsregierung, sondern darauf, daß Friede und Recht herrsche), dieser Bund ist aller helvetischen und rhätschen Völkerschaften einziges Band, ihr Gesetz, und ihr König; nicht anders, als da in den großen Jahrhunderten der hebräischen Richter, ganz Israel keinen andern König hatte, als den Gott, welcher über der Lade der Gesetztafeln thronte.

Derselbe.

60.

### Schlacht bei Marignano.

Der König von Frankreich hatte sich mit dem größten Theile seines Heeres bei Marignano, auf der Straße von Mailand nach Lodi, gelagert. Er konnte von hier aus, seine Vereinigung mit den Venetianern bewirken, Mailand und die Eidgenossen bedrohen und das päpstlich=spanische Heer beobachten. Die Anführer des Letztern trafen wirklich Anstalten, über den Po zu ziehen, aber Alviano's schnelle Bewegungen, und ein Streifzug französischer Lanzenreiter verschafften ihrem Misstrauen und ihrer Uneigennützigkeit hinreichende Gründe, unthätig zu bleiben. Auch unter den Eidgenossen herrschte Zwietracht; sehr Viele waren für den Frieden, Einige vermöge französischer Versprechungen und Thaler, Andere weil sie an einem guten Ausgang zweifelten. Vor den Thoren Mailands wurde täglich mit feindlichen Reitern gesucht.

Der Cardinal von Sitten, von Franzosenhaß entflammmt

und des Sieges gewiß, beschloß durch eine Schlacht der Schande eines zweyten Abzugs zuvorzukommen; er sparte weder Geld noch gute Worte, und gewann mehrere Hauptleute.

Den 13. September Nachmittags, als Schinner und die eidgenössischen Anführer beim Herzog im Schlosse zu Mailand Kriegsrath hielten, und bei den widersprechendsten Meinungen die Mehrheit sich für die Übereinkunft von Galera erklärte, als die Zürcher im Begriffe abzureisen, und nur Uri, Schwyz und Glarus unerschütterlich fest standen, hörte man plötzlich Lärm: die Leibwache, hieß es, sey im Gefechte, das ganze feindliche Heer näherte sich den Thoren. Alles ergriff die Waffen; der Cardinal sprach zu den Kriegern: «Vom alten Ruhm eidgenössischer Treue und Tapferkeit, von der Schändlichkeit ihn um schnöden Gewinn zu beflecken, von dem ungezweifelten Beistand der Verbündeten und der Gewißheit des Sieges über den oft geschlagenen Feind.» Dann stieg er im Purpurkleid zu Pferd und eilte an der Spitze einiger hundert Reiter voran. Schnell und freudig zogen die Waldstette, langsamer die Übrigen, im Ganzen bei vier und zwanzig tausend Mann, ohne Trommeln, mit acht leichten Büchsen.

Das französische Heer, wenigstens um die Hälfte stärker, ruhte sorglos und fröhlich, in einem durch Natur und Kunst befestigten Lager. An der Abendseite der Straße von Mailand dehnte sich eine Ebene mit blühenden Wiesen aus, von kleinen Scheunen bedeckt, von Gräben und Bächen durchschnitten; rings herum liebliche Hügel mit

Landhäusern oder Wälchen, und hohes, von Weinstöcken umfangene Bäume. In einem Dorf an der Landstraße hatte der Herzog von Bourbon, Anführer der Vorhut, sein Hauptquartier; vier und sechzig große Büchsen, zum Theil auf Wällen, bestrichen die Zugänge des Lagers; starke, in die Erde befestigte und mit Stricken verbundene Schilde, bedeckten die Bogenschützen, vor dem Hauptheer zog ein breiter, tiefer, mit Wasser gefüllter Graben sich hin.

Die Eidgenossen, durch einen Gefangenen von der Stellung der Feinde benachrichtigt, betraten in drey Haufen die Ebene, ihre Büchsen blieben auf der Landstraße. Die Sonne neigte sich zum Untergange; Mehrern gefiel, ein Lager zu schlagen und die Nacht ruhig zuzubringen. Aber der Krieger Übermuth und Kampfgier gestatteten dem weisen Rath keinen Raum, umsonst riefen die Führer alte Vorurtheile zu Hülfe; die Büchsen wurden losgebrannt, die Freyschaaren eilten zum Angriff. Zwen Schüsse gingen den Eidgenossen über die Köpfe, sie sahen, von den Bewegungen feindlicher Schwadrone, Staubwolken empor steigen, sie sahen ein Dorf in Flammen aufgehen und in der Ferne die zahllosen französischen Haufen. Die Hauptleute ermahnten zur Tapferkeit; Werner Steiner, Altmann von Zug, Befehlshaber der Vorhut, seit vielen Jahren im Rath und Feld einer der Ersten, ließ sich drey Erdschollen reichen, warf sie über die Köpfe der Krieger und sprach: «Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Hier soll unser Kirchhof seyn; stromme, treue, liebe Eidgenossen, seyd männ-

lich und unverzagt, vergessen die Heimath und denkt nur auf Lob und Ehre, die wir heute mit Gottes Hülfe erlangen wollen; laßt uns darum zu ihm flehen. »

Die unerwartete Kunde verbreitete Schrecken im französischen Heere; selbst Anführer, mit dem Gedanken an Ruhe und Frieden vertraut, sahen misstrauisch den nahen Kampf; der König wollte eben mit Alviano das Abendmahl genießen, als Trompeten erklangen, Trommeln rollten, Pferde wieherten. Der Graf von Guise, Stammvater des berühmten Hauses, Statthalter des abwesenden Herzogs von Geldern, sammelte die Landsknechte; Peter Navarro stellte das Fußvolk hinter dem großen Graben in dichten Reihen, und an dessen Flügeln das Geschütz auf; Trivulzio, Lapalice, der Herzog von Bourbon und der König ordneten und mahnten. Schnell mußten die Schaaren, den Anfall abzuwenden, zusammenstehen; denn die Eidgenossen, nachdem sie durch verstellte Flucht die Schwarzen gelockt und geworfen, überschritten den Graben und drangen unaufhaltbar ein. Vergeblich ergossen große und kleine Büchsen in einem Feuermeer eine Saat von Kugeln über sie, krachten, als sollten Himmel und Erde zusammenstürzen, und streckten Hunderte zu Boden; vergebens strengte das Fußvolk sich an und socht mit Erbitterung; Gasconier, Basken, Abenteurer und Landsknechte mußten der übermenschlichen Kraft nachgeben, die Reisigen konnten die Auflösung nicht hindern; die Eidgenossen kamen zum Geschütz, nahmen Büchsen und eroberten Fahnen. Die vornehmsten französischen Ritter setzten sich aus; an der Seite seines Bruders des Herzogs, sank

tödtlich verwundet Franz von Bourbon, es sank Imbercourt, der treue, tapfere, abgehärtete Krieger; der Graf Sancerre du Bueil, viele französische und deutsche Edle hauchten ihren Geist aus; Theodor Trivulzio fiel in Gefangenschaft, Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, floh, Pferd, Helm, und Beinschienen zurück lassend. Franz der Erste in königlicher Kleidung, stets im größten Gedränge, erfüllte alle Pflichten eines Anführers und Gemeinen; Lanzen zersplitterten an seiner Brust, Hiebe bedeckten seinen Harnisch, Stiche drangen in seinen Büsfollkoller, Edelleute starben an seiner Seite. Schwach leuchtete zu dem grausamen Gemezel der blutrothe Widerschein der untergegangenen Sonne an den Wolken, dann schwächer der Schimmer der Halbmondes; gegen Mitternacht, als Beide erloschen, gebot die Dunkelheit Waffenstillstand.

Im ersten Augenblicke musste Jeder, wie ihn die Nacht ergriffen hatte, stehen bleiben, Freunde und Feinde durcheinander. Mancher, der in der Nähe eines Gefährten sich glaubend, ein freundliches Gespräch anknüpfen wollte, erhielt statt der Antwort den Todesstoss. Die furchtbare Stille unterbrachen Schimpfworte, Trompeten, Trommeln, Schlachthörner, zuweilen auch Schüsse. Am meisten litten die Eidgenossen; in der ersten, durch die Finsterniß herbeigeführten Verwirrung, tödteten sie einander; Hunger, Durst und Frost quälten die, größtentheils Durchnäßten; sechzehn, die bei den verbrannten Häusern sich wärmen wollten, erschlug eine einstürzende Mauer; Mehrere verirrten, oder verließen, wie der Herzog und die Reiter, ihre Kampfgenossen, und viele Hände entzog

die Besorgung der Verwundeten. Der Cardinal, während der Schlacht einer der Vordersten, versammelte die Hauptleute um ein großes Feuer und suchte, nachdem er umsonst auf den Rückzug gedrungen, der Unordnung vorzubeugen, für den folgenden Tag die nöthigen Anstalten zu treffen, und von Mailand Lebensmittel herbeizuschaffen, mit wenig Erfolg, kein gemeinsamer Schluß kam zu Stande.

Großere Thätigkeit belebte das französische Lager. Vom Schrecken und dem Gedanken an die Flucht sich erholend sammelten der König und die Anführer die zerstreuten, das Heer wurde enger zusammengezogen, das Geschütz vortheilhafter aufgestellt. Nach diesen Anordnungen trank der König, den brennenden Durst zu löschen, da man nichts anders finden konnte, Wasser (Blut war darunter) aus einem mit todteten Menschen und Pferden gefüllten Graben, legte sich, in ein Zelt gewickelt, auf einen Geschützwagen und schlief. Vor Tag durch den vorsichtigen Galiot geweckt, ergriff er die Waffen, stieg zu Pferde, musterte die Schaaren, besah von den Vormachen die Stellung der Feinde, und ließ die Büchsen zu Bestreichung der Zugänge richten.

Der 14. September brach an; blutroth malte die noch ferne Sonne die Wolken über der Wahlstatt. Der Edge-nossen Harfthorner ertönten, man hörte das Geklirr ihrer Speere. Von drey Häusen stürmte der größte, eine furchtbare Masse, von den Büchsen unterstützt, festgeschlossen, schnell, in gerader Richtung und mit wildem Geschrey — Uri und Zürich voran — das französische Mitteltreffen.

Die Eidgenossen schritten, ungeachtet des schrecklichen Feuers, vorwärts und griffen mit solcher Hestigkeit an, als hätten Ermüdung, Hunger, Durst und Kälte, ihre Kräfte nicht geschwächt, sondern erhöht; die Landsknechte wichen; ein Schweizer drang durch alle feindliche Scharen und ward erst getötet, als er nach einer Büchse griff; die Reisigen mußten ihre Brust dem Aufall entgegenstellen. Da stürzte der Fürst von Talmont, Latremoile's einziger, hoffnungsvoller Sohn, mit zwey und sechzig Wunden bedeckt; man schritt über den zu Boden geworfenen Gräfen von Guise, ihn schützte Aldam von Nürnberg, zwey seiner Edelleute wurden auf ihm erstochen, er athmete schwer, als die Seinigen, wieder vorrückend, ihn unter den Leichnamen hervorzogen. Aber auch die Eidgenossen litten großen Verlust; von allen Seiten Schlachtgeschrey, ein Regen von Kugeln und Pfeilen, sich durchkreuzende Befehle. Da Mehrere, von ihren Brüdern getrennt, flohen, und das Glück wankte, traten die Führer an die Spitze, durch Reden und Beispiele anzufeuern, befahlen, baten, der Unwill erzeugte Flucht, Aymann Püntiner von Uri, ein gewaltiger Mann, sank, von Pfeilen und Spießen durchbohrt; mehrere Pfeile in der Brust, mahnte und kämpfte Aymann Razi ~~von~~ Schwyz, seit vierzig Jahren Anführer seines Volkes, bis mit dem Blute die Kraft entflohen. Hauptmann Imhof von Uri fiel mit einem Sohne, zwey seiner Söhne sah Werner Steiner fallen und überlebte sie. Während die Feinde im Mitteltreffen allein Stand hielten, hatten die andern Schweizerhaufen die Flügel und den Nachtrab des französischen

Heeres in Unordnung gebracht. Es war Mittag, der Ausgang der Schlacht zweifelhaft; da verkündeten Staubwolken und Geschrey die Ankunft des venetianischen Heeres. Alviano fiel den Eidgenossen in Rücken und entschied, obgleich sein erster Angriff mißlang; denn er belebte mit neuem Muth die Feinde, und schlug den der Eidgenossen nieder. Einige schweizerische Führer befahlen den Rückzug, andere bemühten sich, der Flucht Einhalt zu thun; sic nahm überhand. Die Krieger, im Gefühl ihrer Pflichten, schrieben sich selbst vor, was zu thun sey, nahmen das Geschütz in die Mitte, die Verwundeten auf die Achseln, und traten dann, langsamem Schrittes, in fester, stolzer Haltung, mit eroberten Büchsen, Fahnen und Pferden, den Rückzug an. Rings umgeben mußten sic oft, über die Gräben zu setzen, Halt machen, viele der Thrigen kämpfend und verwundet zurück lassen. In dieser Noth vergaßen diejenigen, welchen die Ehrenzeichen anvertraut waren, Leben und Heimath, und dachten nur auf Rettung derselben, doch giengen einige verloren. Moriz Gerber von Appenzell riß die Fahne von der Stange, verbarg sie im Busen, und starb. Hans Bär, durch eine Kugel der Feinde beraubt, strengte die letzten Kräfte an, die Basler Fahne den Seinigen zu überreichen; als durchbohrt der Fahndrich von Unterwalden gesunken, entriß der Kaplan Erhard Lindenfels, jetzt Krieger, die Fahne den feindlichen Händen. Auch der Stier von Uri, dessen Ton Karl den Kühnen geschredt, schwer versilbert, aus grauem, ungewissem Alterthum kommend, gieng verloren. Mit vielfachen Wunden bedeckt, von Hunger, Ermattung

und Staub entstellt, die Fahnen blutig und zerrissen, zog der eidgenössische Gewalthause in Mailand ein; ohne mit Nachdruck verfolgt zu werden, denn der König ehrt die tapfern Männer; seine Hauptleute erstaunten. Trivulzio im Felde grau geworden, erklärte: « achtzehn Schlachten, welchen er beigewohnt, seyen Kinderspiele, diese aber kein Menschen = sondern ein Riesenkampf gewesen. »

Mittlerweile wütete auf der Wahlstatt der Tod in manigfacher Gestalt. Nicht alle Eidgenossen waren so glücklich, fechtend zu sterben, oder mit den Genossen in die Stadt zurück zu kehren, es blieben vom Gewalthaufen Getrennte, es blieben Sterbende zurück. Vier hundert Zürcher besetzten ein Landhaus, Tags zuvor Wohnung des Herzogs von Bourbon, Gnade verschmähend, und entschlossen ihr Leben thuer zu verkaufen. Die Feinde umzingelten sie mit Fußvolk, Reitern und Geschütz, und schlendernden Feuerbrände; die Tapfern kamen schrecklich um, zum Theil kämpfend, in Zimmern und Kellern, von Kugeln, einschürenden Balken und Mauern und vom Feuer, eingedrungene Franzosen mit ihnen. In einem Waldchen wurde eine kleinere Schaar niedergemehlzt; Einzelne wurden von den geschwinden Reisigen erreicht und erstochen, oder von den Landleuten ermordet, oder bis auf's Hemd ausgezogen. So sehr ergriff der Schrecken des Feuers und des Todes den Bürgermeister von Rotwil, daß er den Gebrauch des Verstandes auf immer verlor. Die Landsknechte suchten auf verschiedene Weise ihre Rache zu fühlen. Den Ummann Püntiner schnitten sie auf, salbten mit seinem Fett ihre Spieße, und ließen die Pferde aus seinem Bauch Haber

fressen; eine eroberte Fahne mengten sie zerhaft unter ihre Speise.

Auf dem mit zwölf tausend Todten bedeckten Schlachtfelde (mehr als die Hälfte waren Eidgenossen), ließ sich der König von Frankreich, nun nicht mehr durch Geburt allein ausgezeichnet, zum Ritter schlagen; er gestattete die Ehre dem berühmten Bayard, ertheilte dann selbst Ritterswürden, ließ für die Seelenruhe der Erschlagenen Messen lesen und feierliche Umgänge halten, und ordnete zum Andenken der Schlacht von Marignano, die Erbauung einer Kapelle.

Glück Bötzheim.

## 61.

### Ein nahme von Jerusalem.

Schon wurde der Tag ausersehen, an welchem die heil. Stadt benannt werden sollte. Da gedachten die Priester, daß einst Gott die Stadt Jericho in die Hände der Israeliten nach einem siebenmaligen feierlichen Umgange um ihre Mauer gegeben, und riehen diesem Beispiele nachzuahmen. Um ihrem Rath mehr Gewicht zu geben, erschien der heilige Erzbischof Ademar einem Priester und forderte ihn auf, die Fürsten zu einem feierlichen Umgange zu ermahnen. Denselben Rath gab ein alter, in einem hohen Thurme auf dem Ölberge wohnender, und durch die Gabe der Weissagung berühmter Einsiedler. Zugleich sollte diese Prozession benutzt werden, um Tancred und Rainmund, welche aufs neue wegen des Geldes, welches dieser

jenem zu bezahlen versprochen; aber nicht bezahlt hatte, zankten, und andere mit einander streitende Fürsten auf dem Ölberge, wo der Heiland so schmerzlich für die Menschen gelitten, zu versöhnen.

Am Freytag, den 8. Julius, versammelten sich alle Priester, die Ritter und das Volk, und verließen das Lager zum feyerlichen Umgang um die Stadt. Die Priester zogen in weißen Gewändern mit Kreuzen, den Reliquien und den Bildern der Heiligen voran, und ihnen folgten alle Ritter und das Volk, in volliger Waffenrüstung, Trompeten und Fahnelein tragend und mit entblößten Füßen, indem sie die Heiligen um ihre Fürsprache bei Gott flehentlich anriefen. Die Prozession begab sich zuerst auf den tausend Schritt von der Stadt östlich liegenden Ölberg, wo Arnulf, ein sehr beredter Geistlicher aus Flandern, von einem erhabenen Orte herab in einer so eindringenden Rede den Fürsten die Eintracht empfahl, daß alle Streitenden versöhnt einander die Rechten gaben. Auch Peter der Einsiedler trat auf, und ermunterte das Volk auszudauern, um den Heiland, der noch immer in der heiligen Stadt gefreuzigt werde, zu befreien. Von da zogen die Wallbrüder zu der Kirche der Mutter Gottes auf dem Berge Zion südlich von der Stadt. Die Ungläubigen sahen zum Theil auf der Mauer stehend den Umgang mit Verwunderung an, andere warfen Pfeile nach den andächtigen Kreuzfahrern und verwundeten ihrer mehrere, andere richteten auf den Mauern Kreuze auf, und übten an ihnen ihren Muthwillen; andere, die Prozession nachhäusernd, folgten auf der Mauer den Christen

und kränkten sie durch ihren Spott. Nachdem die Prozession ins Lager zurückgekehrt, ward auf den nächsten Donnerstag der allgemeine Angriff auf die heilige Stadt bestimmt.

In der Nacht vor diesem ersehnten Tage brachten Herzog Gottfried, der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern, mit unsäglicher Mühe ihre Maschinen Stückweise von dem Orte, wo sie erbauet waren, fast tausend Schritte weit, an die östliche Mauer, zwischen dem Thore des heiligen Stephan und dem eckigen Thurmie, welcher nördlich über dem Thale Josaphats stand, und verlegten dahin auch ihr Lager, weil diese Gegend Kundschafter ihnen als die am schwächsten besetzte bezeichnet hatten. Als der Tag anbrach, waren die kleinen Maschinen aufgerichtet, und die Wallbrüder erkannen aus der Überwindung der Schwierigkeiten, welche diesem Beginnen sich entgegengestellt, daß Gottes Hand mit ihnen war. Auch Raimund und die andern Fürsten hatten in der Nacht da, wo sie die Mauer zu bestürmen übernommen, Maschinen aufgerichtet. Alle nahmen hierauf das heilige Abendmahl, und begaben sich zu ihren Führern. Selbst Greise und Weiber erschienen bewaffnet, um zur Eroberung der heiligen Stadt zu helfen. Um aber die großen Thürme an die Mauer zu bringen, mußte zuvor die vordere Mauer der Stadt niedergeworfen und das Thal ausgefüllt werden. Beides war ein nicht geringes Werk. Die Mauer wurde zwar mit Mauerbrechern berannt, aus großen und kleinen Maschinen wurden Steine auf die Vertheidiger der Mauern geschleudert, aber die Belagerten minderten durch

Säcke voll Wolle und Stroh und durch schräge Balken, welche sie an der Mauer befestigt hatten, ihre Wirkung, die schon wegen der Breite des Thales, welche sie von der Mauer trennte, schwach war. Viel größer war die Heftigkeit, mit welcher die Belagerten aus ihren Maschinen von der Höhe herab Steine auf die Kreuzfahrer schleuderten; ihre Feuerbrände, und die mit Schwefel, Pech und andern brennbaren Dingen versehenen Pfeile setzten bald die christlichen Maschinen so in Brand, daß das Löschchen alle Hände der Kreuzfahrer beschäftigte. Wenige wagten daher zur Ausfüllung des Thales Steine und Erde herbeizutragen, obgleich Graf Raimund durch den Ruf der Herolde jedem, welcher da, wo er siehe, drey große Steine ins Thal werfen würde, einen Denar als Belohnung verhieß. Die Nacht fiel ein, ehe die Wallbrüder ihr Ziel erreicht hatten.

Raum aber war das Morgenrotth des folgenden Tages erschienen, als jeder Wallbruder in den Waffen wieder an den Ort eilte, welchen er gestern verlassen. Der Kampf begann wieder mit vermehrter Lebhaftigkeit. Die Ungläubigen warfen nicht nur Steine und Pfeile wider die Wallbrüder, sondern auch Döpfe mit brennbaren Materien und Balken von einem mit Wasser unlöschen Feuer ergriffen wider ihre Maschinen; den Wallbrüdern aber war vereathen worden, daß Weinessig dieß Feuer lösche, und damit hatten sie reichlich sich versehen. Als durch Feuer und Steine die Maschinen der Christen nicht verderbt wurden, wurden Hexen auf die Mauern geführt, um durch Zauberformeln ihre Wirksamkeit zu hemmen; aber ein ungeheurer Stein, aus einer Maschine geworfen, zerschmet-

terte zwey Herren, welche diese Maschinen zu besprechen auf die Mauer gekommen waren, und drey Mädchen, welche sie begleiteten. Zwey Boten, welche von Askalon kamen, um die Vertheidiger von Jerusalem zur ausharrenden Gegenwehr zu ermuntern, indem in 14 Tagen ein Heer zum Entsaß der Stadt kommen werde, wurden ergriffen, weil es an Tancred durch zwey Muselmänner verrathen war, daß durch das unbesetzte Thor im Thale Tosa-phat die Boten von Askalon gewöhnlich eingelassen würden. Der Eine von ihnen ward von einem hizigen Jünglinge mit einer Lanze durchbohrt, der Andere, nachdem er seinen Auftrag ausgesagt, aus einer Maschine gegen die Mauer geschleudert.

Ungeachtet aller dieser Vortheile war um die siebente Stunde, selbst nachdem der Herzog von der Normandie und Tancred beim Stephansthore die Mauer durchbrochen hatten, so wenig Hoffnung zur Eroberung der heiligen Stadt, daß die Fürsten beschlossen, die von dem Feuer und den Steinen der Belagerten sehr beschädigten Maschinen zu entfernen, und an dem folgenden Tage den Angriff zu erneuern. Die Ritter jammerten laut, daß Gott sie nicht würdig halte, die heilige Stadt einzunehmen, das Kreuz anzubeten und das heilige Grab zu erblicken; das Volk kehrte betrübt ins Lager zurück. Plötzlich, um die Stunde, in welcher der Heiland ans Kreuz gebracht war, erblickte Herzog Gottfried von Bouillon auf dem Ölberge einen Ritter, welcher seinen blißenden Schild schwenkte und damit dem Volke Gottes das Zeichen zur Fortsetzung des Kampfes gab. Herzog Gottfried rief die

Ritter, und das Volk zurück; alle begannen die Arbeit mit neuen Kräften, des Sieges gewiß; die Weiber erquicchten die Männer durch Speise und Getränke, und ermunterten sie zu mutigem Kampfe und unverdrossener Arbeit. Binnen einer Stunde war die vordere Mauer nieder geworfen, das Thal ausgefüllt und des Herzogs Thurm stand an der Mauer. Das auf seiner Spize von Gold blichende Kreuz mit des Herrn Jesu Bilde, nach welchem die Ungläubigen immer vergeblich gezielt, kündigte den Sieg Christi über Mohammed dem Volke Gottes an. Bald darauf ward auch des Grafen Raimund Thurm der Mauer so nahe gebracht, daß die Wallbrüder aus ihm mit ihren Lanzen die Ungläubigen auf der Mauer erreichen konnten.

Die Wallbrüder erneuerten nun den Kampf mit hoffendem Muthe. Die Muselmänner widerstanden mit verzweiflender Tapferkeit; aber dem nahe an die Mauer gerückten Thurme des Herzogs konnten ihre Maschinen wenig schaden; und wo die Hürden, womit er bedeckt war, beschädigt wurden, da half Herzog Gottfried mit eigner Hand den Schaden verbessern. Desto wirksamer waren die Wurfmaschinen aus den Thürmen, indem Herzog Gottfried diejenigen, welche sie bedienten, zu unverdrossener Arbeit aufmunterte. Es gelang endlich einigen Jünglingen, die mit Stroh und Baumwolle gefüllten Säcke, womit die Ungläubigen die Mauer zu schützen gesucht, vermittelst brennender Pfeile in Brand zu bringen; der Rauch ward durch einen Wind aus Norden auf die Mauer getrieben; die Streiter durch ihn im Kampfen gehindert, verließen verzweifelt ihren Stand, und aus dem zweyten

Stockwerke des Thurms fiel die Fallbrücke auf die Mauer, unterstüzt von zwey Balken, mit welchen die Ungläubigen die Steine der Belagerer abgewehrt hatten. Die beiden Brüder Ludolph und Engelbert waren die ersten, welche die Mauer Jerusalems ersteigten, und ihnen folgten bald Herzog Gottfried selbst, der in dem obersten Stockwerke sich befand, sein Bruder Eustach, der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern nach. Die andern Wallbrüder, welche nicht durch den Thurm auf die Mauer kommen konnten, ersteigten sie mit Leitern, und bald war die Mauer da, wo der Herzog stand, ganz verlassen von den Ungläubigen, welche in die Gassen der Stadt flohen. Die Wallbrüder eilten ihnen nach; der Herzog Gottfried ließ durch einige Ritter das Stephanstor öffnen; das übrige Volk drang theils durch dieses, theils da, wo der Herzog von der Normandie und Tancred die Mauer durchbrochen hatten, in die Stadt, und bald erschallte sie von dem Geschrey der siegenden Wallbrüder: «Gott hilf, Gott will es.» In das Siegesgeschrey mischte sich bald das Angstgewinsel der Sterbenden, und das Flehen um Gnade der fliehenden Ungläubigen; denn Ritter und Knechte verbreiteten sich in die Stadt, und würgten, wen sie antrafen, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Die heil. Stadt war schon mit Leichen angefüllt, als wider den Grafen Raimund, der bei der Burg Zion stand, die Ungläubigen noch immer tapfer stritten, und seinem Belagerungszeuge großen Schaden zufügten; denn von den vierzehn Maschinen auf der Mauer waren gegen des Grafen neun gerichtet. Raimund erfuhr erst durch das Waffengetöse in der Stadt

und durch die Flucht der wider ihn streitenden Ungläubigen von der Mauer, daß der Heiland den andern Fürsten den Sieg verliehen habe. « Was weilt ihr jetzt noch länger? », rief Raimund den Seinigen zu, und die begeistersten Provenzalen drangen mit Leitern über die Mauern in die Stadt. Dann ward auch das südliche Thor geöffnet, und das vor ihm wartende Volk drang mit solcher Hestigkeit hinein, daß sechzehn Wallbrüder im Gedränge umkamen.

Jetzt wurde das Würgen der Ungläubigen in der Stadt allgemein. Welche den Schwertern derer unter Gottfried, dem Normannen und dem Flanderer, entrannen, ließen in die Schwerder der Provenzalen. In die verborgenensten Winkel, wo die Muselmänner Sicherheit suchten, drang das spähende Auge der wilden Mörder. Hatten sie nur mit dem Blute der Ungläubigen die Schmach des Heilandes und das Blut der vor Jerusalem erschlagenen Wallbrüder rächen wollen! — aber viele, nicht zufrieden, daß Blut der Ungläubigen fließen zu sehen, weideten sich an ihren Qualen, indem sie bald sie nöthigten, von hohen Thürmen sich herabzustürzen, bald mit schwachem Feuer bis zum langsamem Tode sie marterten. Wenige entkamen in die Burg Zions. Aber eine weit größere Anzahl gewann den Tempel Salomonis, damals eine Moschee, hinter dessen festen Mauern Sicherheit suchend. Aber Tancred durchbrach mit den Seinigen diese Feste. Mehr als zehntausend Muselmänner und unter ihnen viele Immans, Ulemas und Fakibs fielen von ihrem Schwerde. Drey Hunderten von diesen, welche auf das Dach des

Tempels geflohen waren, gab Tanfred Gnade, und steckte sein Panier dort auf, aber dennoch wurden diese von andern Wallbrüdern am andern Tage ermordet, worüber Tanfred so ergrimmte, daß er mit dem Schwert den Frevel gerochen hätte, wenn nicht den andern Fürsten es gelungen wäre, ihn zu besänftigen. Die Beute, welche Tanfred im Tempel Salomonis fand, war unermesslich. Zwen Tage wurden erforderl, um sie wegzubringen; denn Tanfred ließ nichts zurück, als das goldene Gefäß, zweihundert Mark an Gewicht, welches nach einiger Meinung Manna, nach andern Blut des Erlösers enthielt. Vierzig große silberne Leuchter, hundert und funfzig kleinere, von denen zwanzig von ägyptischem Golde, die übrigen von Silber waren, einen großen silbernen Kronleuchter, und viele andere Geräthe konnte Tanfred sich und den Seinigen zueignen, weil ausgemacht war, daß jedem die Beute bleiben solle, welche er gewonne; er theilte sie aber mit Gottfried, weil er in dessen Solde stand. Jedem Wallbrüder blieb das Haus, dessen er sich bemächtigte. Darum wurde die Stadt nicht wie eine eroberte Stadt behandelt, sondern die Wallbrüder schonten ihrer als ihrer künftigen Heimath, und mancher Arme ward der Besitzer eines prächtigen Palastes.

Als die Wallbrüder des Blutes der Muselmänner satt waren, traf die Juden ihre Mordlust. Sie wurden in ihre Synagoge zusammen getrieben, und mit ihr verbrannt.

Weder an den Gräueln, noch an dem Tagen nach Beute, nahm Herzog Gottfried Anteil. Er rächte zwar tapfer mit dem Schwerte das Blut der Seinigen, welche während

der Belagerung gefallen waren , und die Beschimpfung , welche die Pilgrimme so oft von den ungläubigen Beherrschern der heiligen Stadt erfahren. Dann aber begab er sich , noch während des Mordgetümmels , von drey Rittern begleitet , in wollenem Pilgerhemd und mit entblößten Füßen , aus der Stadt , wallte um ihre Mauern , gieng durch das Thor , welches gegen den Ölberg liegt , nach der Kirche des heil. Grabes , und überließ sich der Andacht.

Plötzlich änderte sich auch in der Stadt die Scene. Die Wallbrüder , des Mordens müde , legten , nachdem durch ausgestellte Wächter die Stadt gegen einen plötzlichen Überfall gesichert war , ihre Waffen ab , reinigten sich von dem Blute der erschlagenen Türken , und eilten mit entblößtem Haupt und entblößten Füßen zu den noch von Blut rauhenden heiligen Ortern. Die Stadt , in welcher kurz vorher nur das wilde Geschrey der Würger und das Gewinsel der Sterbenden gehört wurden , erschallte jetzt von den Lobgesängen zur Ehre Gottes und den Gebeten der zum Grabe des Heilandes wallenden , und die grausamen Krieger , deren Gemüth jeder milden Empfindung noch eben verschlossen war , beugten jetzt demuthig ihre Kniee , und vergossen Thränen der Andacht an den Ortern , wo das noch warm fließende Blut an ihre Grausamkeiten sie erinnerte. Viele , die mit gieriger Habsucht geraubt , opferten jetzt mit ausschweifender Freygebigkeit ihren Raub dem Herrn , oder brachten ihn als Almosen , den Alten , den Armen und den Kranken. Andere bekannten laut ihre Sünden , und gelobten Besserung. Wo sah man je eine so schnelle Umwandlung ?

An der Thür der Kirche des heiligen Grabes standen die Christen von Jerusalem mit ihren Geistlichen, außer dem Patriarchen, der vor dem Anfange der Belagerung nach Eypern gereist war, um Almosen zu sammeln, und von hier aus die christlichen Fürsten in den Mühseligkeiten und Entbehrungen während der Belagerung der heil. Stadt mit Granatäpfeln, Cedernäpfeln von Libanon, kostlichem Wein und gemästeten Pfauen erfreut hatte. Sie führten die Wallbrüder in die Kirche, und erhuben mit ihnen ihre Stimme, um Gott zu danken für die Befreyung seiner heiligen Stadt von dem schmählichen Sothe der Türken. Die größte Ehre wiederfuhr Petern dem Einsiedler, welchem die christlichen Priester knieend dachten, und nächst Gott den meisten Anteil an ihrer Rettung aus den bisherigen Drübsalen zuschrieben.

Peter hatte damit sein Gelübde erfüllt, und nahm von dieser Zeit an an den Unternehmungen der Wallbrüder keinen Anteil. Er kehrte in seine Heimath zurück, bald nach der Eroberung der heiligen Stadt, und stiftete zu Huy ein Kloster, in welchem er im sechzehnten Jahr nach der Befreyung Jerusalems begraben wurde.

Wilken.

## 62.

### Über das Studium der Universalgeschichte.

Fruchtbar und weitumfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle

abwechselnde Gestalten der Meinung , durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, begleitet sie ihn, von allem was er sich nahm und gab , muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist keiner unter Ihnen allen, dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedene Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung, verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber eine Bestimmung theilen Sie alle auf gleiche Weise mit einander , diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte.

Über den Gesichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth dieser Wissenschaft zu bestimmen ist, kann ich mich dem Begriff der Universalgeschichte selbst nähern.

Die Entdeckungen, welche unsere europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben uns ein eben so lehrreiches als unterhaltsames Schauspiel. Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiednen Alters um einen Erwachsenen herum stehen, und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen, und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese rohe Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unsrer eignen Kultur weit genug würden fortgeschritten seyn, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen. Wie beschämend und traurig aber ist das Bild, das uns diese Völker von unsrer Kindheit geben! und doch ist

es nicht einmal die erste Stufe mehr, auf der wir sie erblicken. Der Mensch fieng noch verächtlicher an. Wir finden jene doch schon als Völker, als politische Körper: aber der Mensch mußte sich erst durch eine außerordentliche Anstrengung zur politischen Gesellschaft erheben.

Was erzählen uns die Reisebeschreiber nun von diesen Wilden? Manche fanden sie ohne Bekanntschaft mit den unentbehrlichsten Künsten, ohne das Eisen, ohne den Pflug, einige sogar ohne den Besitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speise und Wohnung, bei vielen hatte sich die Sprache noch kaum von thierischen Tönen zu verständlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das so einfache Band der Ehe; dort noch keine Kenntniß des Eigenthums; hier konnte die schlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung fest halten, die sie doch täglich wiederholte; sorglos sah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute schließt, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder schlafen würde. Krieg hingegen war bei allen, und das Fleisch des überwundenen Feindes nicht selten der Preis des Sieges. Bei andern, die mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, schon eine höhere Stufe der Bildung erstiegen hatten, zeigten Knechtschaft und Despotismus ein schauderhaftes Bild. Dort sah man einen Despoten Afrikas, seine Unterthanen für einen Schluck Brandwein verhandeln: — hier wurden sie auf seinem Grab abgeschlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft sich die fromme Einsamkeit vor einem lächerlichen Fälsch, und hier vor einem grausenvollen Scheusal nieder; in seinen Göttern malt sich

der Mensch. So tief ihn dort Sklaverey, Dummheit und Überglauben niederbeugen, so elend ist er hier durch das andre Extrem gesetzloser Freyheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüstet, von jedem Geräusch aufgescheucht, reckt der Wilde sein scheues Ohr in die Wüste; Feind heißt ihm alles was neu ist, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an seine Küste schleudert! Kein wirthlicher Heerd wird ihm rauchen, kein süßes Gastrrecht ihn erfreuen.

So waren wir. Nicht viel besser fanden uns Cäsar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren.

Was sind wir jetzt? — Lassen Sie mich einen Augenblick bei dem Zeitalter stille stehen, worin wir leben, bei der gegenwärtigen Gestalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menschliche Fleiß hat sie angebaut, und den widerstrebenden Boden durch sein Beharren und seine Geschicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dünnen Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahreszeiten hat der Mensch durch einander gemengt; und die weichlichen Gewächse des Orients zu seinem rauheren Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Westindien und dem Südmeere trug, hat er Asien in Europa auferstehen lassen. Ein heitner Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die starke Menschenhand zerriß und dem Sonnenstrahl aufthat, und in den Wellen des Rheins spiegeln sich Asiens Reben. An seinen Ufern erheben sich volkreiche Städte, die Genuss und Arbeit in munterm Leben durchschwärmen. Hier finden wir den Menschen in seines Erwerbes friedlichem Besitz

sicher unter einer Million , ihn , dem sonst ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch seinen Eintritt in die Gesellschaft verlohr , hat er wieder gewonnen durch weise Gesetze. Von dem blinden Zwange des Zufalls und der Noth hat er sich unter die sanftere Herrschaft der Verträge geflüchtet, und die Freyheit des Raubthiers hingegeben , um die edlere Freyheit des Menschen zu retten. Wohlthätig haben sich seine Sorgen getrennt ; seine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt nothigt ihn das gebieterische Bedürfniß nicht mehr an die Pflugschaar , jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld , Vaterland und Heerd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er seine Scheunen , mit den Waffen des Kriegers schützt er sein Gebiet. Das Gesez wacht über sein Eigenthum — und ihm bleibt das unschätzbare Recht , sich selbst seine Pflicht auszulesen.

Wie viele Schöpfungen der Kunst , wie viele Wunder des Fleißes , welches Licht in allen Feldern des Wissens , seitdem der Mensch in der traurigen Selbstvertheidigung seine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt , seitdem es in seine Willkür gestellt worden , sich mit der Noth abzufinden , der er nie ganz entfliehen soll ; seitdem er das kostbare Vorrecht errungen hat , über seine Fähigkeit frey zu gebieten , und dem Ruf seines Genius zu folgen ! Welche rege Thätigkeit überall , seitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeist neue Flügel gaben , und dem Fleiß neue Räume aufthatten ? — Die Schranken sind durchbrochen , welche Staaten und Nationen in feindseligem Egoismus absonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft

jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht seines Jahrhunderts kann nunmehr den Geist eines neuern Galilai und Erasmus beschinen.

Seitdem die Gesetze zu der Schwäche des Menschen herunterstiegen, kam der Mensch auch den Gesetzen entgegen. Mit ihnen ist er sanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbarischen Strafen folgen die barbarischen Verbrechen allmählig in die Vergessenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredlung ist geschehen, daß die Gesetze tugendhaft sind, wenn auch gleich noch nicht die Menschen. Wo die Zwangspflichten von dem Menschen ablassen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe schreckt und kein Gewissen zögelt, halten jetzt die Gesetze des Anstands und der Ehre in Schranken.

Endlich unsre Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunst sind sie in einander verschlungen! wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feierlichsten Verträge verbrüder! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharnischter Krieg, und die Selbstliebe eines Staats setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern. Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenossen können einander anfeinden, „aber hoffentlich nicht mehr zerfleischen.“

Welche entgegengesetzte Gemälde! Wer sollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeschrittenen Bruder des neuern Kanadiers, des alten Celten vermuthen? Alle diese Fertigkeiten, Kunsttriebe, Erfahrungen, alle diese Schöpfungen der Vernunft

sind im Raume von wenigen Jahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenwerke des Fleisches sind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese heraus? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von jenem Äußersten zu diesem Äußersten, vom ungeselligen Höhlenbewohner — zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufstieg? — Die allgemeine Weltgeschichte gibt Antwort auf diese Frage.

So unermesslich ungleich zeigt sich uns das nehmliche Volk auf dem nehmlichen Landstriche, wenn wir es in verschiedenen Zeiträumen anschauen! Nicht weniger auffallend ist der Unterschied, den uns das gleichzeitige Geschlecht, aber in verschiedenen Ländern darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Grbräuchen, Verfassungen und Sitten! Welcher rasche Wechsel von Finsterniß und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückseligkeit und Elend, wenn wir den Menschen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa auftischen! Frey an der Themse, und für diese Freyheit sein eigener Schuldner; hier unbezwingbar zwischen seinen Alpen, dort zwischen seinen Kunstflüssen und Sumpfen unüberwunden. An der Weichsel kraftlos und elend durch seine Zwietracht; jenseits der Pyrenäen durch seine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und gesegnet in Amsterdam ohne Ernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenußtem Paradiese. Hier zwey entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniß, Kunstfleiß und politische Ban-

de ; dort die Unwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unermeslich geschieden ! Was führte Spaniens Macht über den atlantischen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber ? Was erhielt in Italien und Deutschland so viele Thronen , und ließ in Frankreich alle , bis auf Einen, verschwinden ? — Die Universalgeschichte löst diese Frage.

Selbst daß wir uns in diesem Augenblick hier zusammen fanden, uns mit diesem Grade von Nationalkultur, mit dieser Sprache , diesen Sitten , diesen bürgerlichen Vortheilen, diesem Maafz von Gewissensfreyheit zusammen fanden, ist das Resultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten ; die ganze Weltgeschichte würde wenigstens nothig seyn , dieses einzige Moment zu erklären. Daz wir uns als Christen zusammen fanden, mußte diese Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, mußte sie den römischen Staat genau so finden , als sie ihn fand, um sich mit schnellem siegendem Lauf über die Welt zu verbreiten und den Thron der Cäfarn endlich selbst zu besteigen. Unsre rauhen Vorfahren in den thüringischen Wältern mußten der Übermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Städte mußten sich in Italien und Deutschland erheben , dem Fleiß ihre Thore öffnen , die Ketten der Leibeigenschaft zerbrechen, unwissenden Tyrannen den Richterstab aus den Händen ringen, und durch eine kriegerische Hansa sich in Achtung setzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Überfluß den Künsten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen

Mittelstande, dem Schöpfer unsrer ganzen Kultur, ein dauerhaftes Glück für die Menschheit heranreisen sollte. Deutschlands Kaiser müßten sich in jahrhundertlangen Kämpfen mit den Päbsten, mit ihren Vasallen, mit eifersüchtigen Nachbarn entkräften, wenn das verworrene Chaos sich sondern, und die streitenden Mächte des Staats in dem gesegneten Gleichgewicht ruhen sollten, wovon unsre jetzige Muße der Preis ist. Wenn sich unser Geist aus der Unwissenheit herausringen sollte, worin doppelter Zwang ihn gefesselt hielt : so müßte der lang erstickte Keim der Gelehrsamkeit unter ihren wüthendsten Verfolgern aufs neue hervorbrechen, und ein Al Mamun den Wissenschaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbaren müßte unsre Vorfahren von den blutigen Urtheilen Gottes zu menschlichen Richterstühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunst zur Betrachtung der Natur zurückrufen, und der profane Fleiß in den Klosterstern die zerrütteten Reste des Augustischen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunst hinhalten. An griechischen und römischen Mustern müßte der niedergedrückte Geist nordischer Barbaren sich aufrichten, und die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Musen und Grazien schließen, wann sie einen Weg zu dem Herzen finden, und den Namen einer Menschenbilderinn sich verdienen sollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Aristoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn diese beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politischen Wohlstandes,

empor gedrungen wären, welche sie wirklich erstiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre ganze Geschichte hervor gegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, und Staats=Revolutionen müßten zusammen treffen, diesen neuen, noch zarten Keimen von Wissenschaft und Kunst, Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege müßten geführt, wie viele Bündnisse geknüpft, zerrissen und aufs neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundsaß zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst zu richten, und ihre Kräfte zu einem verständigen Zwecke zu versammeln!

Selbst in den alltäglichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigsten Perioden der Menschheit steuern zu unsrer Kultur, wie die entlegendsten Welttheile zu unserm Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unsren Speisen, und der Preis, um den wir sie kaufen, viele unsrer kräftigsten Heilmittel, und eben so viele neue Werkzeuge unsers Verderbens — setzten sie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vasco de Gama, der die Spitze von Afrika umschiffte?

Es zieht sich also eine lange Kette von Begebenheiten des gegenwärtigen Augenblickes bis zum Anfange des Menschen Geschlechts hinauf, die wie Ursache und Wirkung in einander greifen. Ganz und vollzählig überschauen kann sie nur der unendliche Verstand; dem Menschen sind engere Grenzen gesetzt.

Schiller.

## Über Griechenlands früheste Kultur.

Der erste Sitz der griechischen Musen war gegen Thracien zu, nordöstlich. Aus Thracien kam Orpheus, der den verwilderten Pelasgera zuerst ein menschliches Leben gab, und jene Religionsgebräuche einführte, die so weit umher und so lange galten. Die ersten Berge der Musen waren Thessaliens Berge, der Olympus, Helikon, Parnassus, Pindus. Hier war der älteste Sitz ihrer Religion, Musik und Dichtkunst. Hier lebten die ersten griechischen Barden; hier bildeten sich die ersten gesitteten Gesellschaften; die Lyra und Cithara ward hier erfunden, und allem, was nachher der Geist der Griechen ausschafft, die erste Gestalt angebildet. In Thessalien und Boiotien, die in späteren Zeiten durch Geistesarbeiten sich so wenig hervor gehan haben, ist kein Quell, kein Fluß, kein Hügel, kein Hain, der nicht durch Dichtungen bekannt, und in ihnen verewigt wäre. Hier floß der Penēus; hier war der angenehme Tempel; hier wandelte Apoll als Schäfer, und die Riesen thürmten ihre Berge. Am Fuße des Helikon lernte noch Hesiodus seine Sagen aus dem Munde der Musen; kurz, hier hat sich zuerst die griechische Kultur einheimisch gebildet, wo sie auch von hier aus durch die Stämme der Hellenen die reinere griechische Sprache in ihren Hauptdialekten ausgieng.

Von rohen Anfängen gieng die griechische Sprache aus; aber diese Anfänge enthielten schon Keime zu dem, was

aus ihr werden sollte und werden könnte. Sie war kein Hieroglyphen-Machwerk, keine Reihe hervorgestossener einzelner Sylben, wie die Sprachen jenseits der mongolischen Berge. Biegsamere, leichtere Organe brachten unter den Völkern des Kaukasus eine leichtere Modulation hervor, die von der geselligen Liebe zur Tonkunst gar bald in Form gebracht werden konnte. Sanfter wurden die Worte gebunden, die Töne zum Rythmus geordnet. Die Sprache floß in einen vollern Strom, die Bilder derselben in eine angenehme Harmonie; sie stiegen sogar zum Wohllaute eines Tanzes. Und so ward jenes einzige Gepräge der griechischen Sprache, das nicht von stummen Gesetzen erpreßt, das durch Musik und Tanz, durch Gesang und Geschichte, endlich durch den plauderhaften freyen Umgang vieler Stämme und Colonien, wie eine lebendige Form der Natur, erstanden war. Die nordischen Völker Europens hatten bei ihrer Bildung das Glück nicht. Keine Sprache jenseits des Ganges hat die Biegsamkeit und den sanften Fortfluss der griechischen Mundart; kein aramäischer Dialekt diesseits des Euphrats hatte ihn in seinen alten Gestalten. Nur die griechische Sprache ist wie durch Gesang entstanden; denn Gesang und Dichtkunst und ein früher Gebrauch des freyen Lebens hat sie zur Musensprache der Welt gebildet.

Die Mythologie der Griechen floß aus Sagen verschiedener Gegenden zusammen, die Glaube des Volkes, Erzählungen der Stämme von ihren Urvätern, oder die ersten Versuche denkender Köpfe waren, sich die Wunder der Welt zu erklären, und der menschlichen Ge-

sellshaft Gestalt zu geben. So unächt und neugeformt unsre Hymnen des alten Orpheus seyn mögen, so sind sie immer doch Nachbilder von jenen lebendigen Anbetungen und Grüßen an die Natur, die alle Völker auf der ersten Stufe der Bildung lieben. Und wie angenehm leichter wurde die griechische Mythologie, da sie mit der Zeit auch in den Hymnen selbst die Tesseln bloßer Beiworte abwarf, und dafür, wie in den Homerischen Gesängen, Fabeln der Götter erzählte! Auch in den Kosmogonien zog man mit der Zeit die alten harten Ursagen näher zusammen, und sang dafür menschliche Helden und Stammväter, die man dicht an jene und an die Gestalten der Götter knüpfte. Glücklicherweise hatten die alten Theogonien-Erzähler in die Stammtafeln ihrer Götter und Helden so treffende, schöne Allegorien gebracht, daß, wenn die späteren Weisen die Bedeutung derselben nur ausspinnen und ihre feinen Ideen daran knüpfen wollten, ein neues schönes Gewebe ward. Daher verließen selbst die epischen Sänger mit der Zeit ihre oft gebrauchten Sagen von Göttererzeugungen, Himmelssärmern, Thaten des Herkules u. s. w., und sangen dafür menschlichere Gegenstände zum menschlichen Gebrauche.

Vor allen ist unter diesen Homer berühmt, der Vater aller griechischen Dichter und Weisen, die nach ihm lebten. Durch ein glückliches Schicksal wurden seine zerstreuten Gesänge zur rechten Zeit gesammelt, und zu einem zweifachen Ganzen vereint, das, wie ein unzerstörbarer Palast der Götter und Helden, auch nach Jahrtausenden glänzt. Wie man ein Wunder der Natur zu erklären strebt, so

hat man sich Mühe gegeben, das Werden Homers zu erklären, der doch nichts als ein Kind der Natur war, ein glücklicher Sänger der ionischen Küste. So manche seiner Art mögen untergegangen seyn, die ihm theilweise den Ruhm streitig machen könnten, in welchem er jetzt als ein Einziger lebt. Zwar sind die Gegenstände, welche er besingt, Kleinigkeiten nach unsrer Weise; seine Götter und Helden mit ihren Sitten und Leidenschaften sind keine andere, als die ihm die Sage seiner Zeit und der vergangenen Seiten darbot; eben so eingeschränkt ist auch seine Natur- und Erkenntniß, seine Moral und Staatslehre. Aber die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenstände seiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verweht; der feste Umriß jedes seiner Büge in jeder Person seiner unsterblichen Gemälde; die unangestrengte sanfte Art, in welcher er alle Charaktere sieht, und ihre Laster und Zugenden, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählt; die Musik endlich, die in so abwechselnden großen Gedichten unaufhörlich von seinen Lippen strömt, und jedem Bilde, jedem Klange seiner Worte einhaucht, mit seinen Gesängen gleich ewig lebet; sie sind's, die in der Geschichte der Menschheit den Homer zum Einzigen seiner Art und der Unsterblichkeit würdig machen, wenn etwas auf Erden unsterblich seyn kann.

Herder.

Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und  
Mittelalter.

Das neue System gesellschaftlicher Verfassung, welches im Norden von Europa und Asien erzeugt, mit dem neuen Völkergeschlechte auf den Trümmern des abendländischen Kaiserthums eingeführt wurde, hatte nun beinahe sieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, sich auf diesem neuen und größern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu versuchen, sich in allen seinen Arten und Abarten zu entwickeln, und alle seine verschiedenen Gestalten und Abwechslungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler, Longobarden, Franken, Burgundier u. a. m. waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geist der Wanderung und des Raubes, der sie in dieses neue Vaterland geführt, beim Ablauf des elften Jahrhunderts in einer andern Gestalt und durch andre Anfälle wieder bei ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab jetzt dem süd-westlichen Asien die Völkerschwärme und Verheerungen heim, die es siebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieses Welttheils empfangen und erlitten hatte, aber mit sehr ungleichem Glücke; denn so viel Strome Bluts es den Barbaren kostet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen; so viel kostete es jetzt ihren christlichen Nachkommen, einige Städte und

Burgen in Syrien zu erobern, die sie zwey Jahrhunderte darauf auf immer verlieren sollten.

Betrachten wir diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorher giengen, und mit denen, die darauf folgten, so erscheint sie uns in ihrer Entstehung zu natürlich, um unsere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unser Missfallen nicht in ein ganz andres Gefühl aufzulösen. Sieht man auf ihre Ursachen, so ist diese Expedition der Christen nach dem heiligen Lande ein so ungekünsteltes, ja ein so nothwendiges Erzeugniß ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die historischen Prämissen dieser Begebenheit ausführlich vor Augen gelegt hätte, von selbst darauf verfallen müßte. Sieht man auf ihre Wirkungen, so erkennt man in ihr den ersten merklichen Schritt, wodurch der Übergläubische selbst die Übel ansieng zu verbessern, die er dem menschlichen Geschlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte; und es ist vielleicht kein historisches Problem, das die Zeit reiner aufgelöst hätte, als dieses; keines worüber sich der Genius, der den Faden der Weltgeschichte spinnt, befriedigender gegen die Vernunft des Menschen gerechtsfertigt hätte.

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es sich zur Herrscherin aufdrang, versenkte, aus der weichlichen Sklaverey, worin es die thätigsten Kräfte einer zahlreichen Menschenwelt erstickte, sehen wir das menschliche Geschlecht durch die gesetzlose stürmische Freyheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwischen bei-

den Äußersten auszuruhen, und Freyheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannichfaltigkeit mit Übereinstimmung wohlthätig zu verbinden.

War Allein die Völkerwanderung und das Mittelalter, das darauf folgte, eine nothwendige Bedingung unserer bessern Seiten?

Asien kann uns einige Auffschlüsse darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge Alexanders keine griechische Freystaaten auf? Warum sehen wir Sina, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menschlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schaar seiner Griechen unter den Millionen des großen Königs verschwand, weil sich die Horden der Mantschu in dem ungeheuren Sina unmerkbar verloren. Nur die Menschen hatten sie unterjocht, die Geseze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für despoticisch beherrschte Staaten ist keine Rettung, als in dem Untergang. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den siechen Körper, und können nichts, als seine Krankheit verewigen. Sollte das verpeste Land nicht den gesunden Sieger vergiften, sollte sich der Deutsche in Gallien nicht zum Römer verschlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perse ausartete; so musste die Form zerbrochen werden, welche seinem Nachahmungsgeist gefährlich werden konnte, und er musste auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der stärkere Theil bleiben.

Die scythische Wüste öffnet sich, und gießt ein rauhes Geschlecht über den Occident aus. Mit Blut ist seine

Bahn bezeichnet, Städte sinken hinter ihm in Asche, mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menschenhand und die Früchte des Ackers, Pest und Hunger holen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Asche legte. Schöner werden sie hervorgehen unter den Händen der Freyheit, und ein besserer Stamm von Menschen wird sie bewohnen. Alle Künste der Schönheit und der Pracht, der Üppigkeit und Verfeinerung gehen unter, kostbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, sinken in den Staub, und eine tolle Willkür darf in dem feinen Räderwerk einer geistreichen Ordnung wühlen; aber auch in diesem wilden Zumbult ist die Hand der Ordnung geschäftig, und was den kommenden Geschlechtern von den Schäzen der Vorzeit beschieden ist, wird unbemerkt vor dem zerstörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüste Finsterniß breitet sich jetzt über dieser weiten Brandstätte aus, und der elende ermattete Überrest ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerstand und Verführung.

Raum ist jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeschlecht besetzt ihn schon seit Jahrhunderten still, und ihm selbst unbewußt, in den nordischen Wäldern zu einer erfrischenden Kolonie des erschöpften Westen erzogen. Roh und wild sind seine Gesetze, seine Sitten; aber sie ehren in ihrer rohen Weise die menschliche Natur, die der Alleinherrcher in seinen verfeinerten Sklaven nicht ehret. Unverrückt, als wär er noch auf salischer Erde, und

unversucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der Franke den Gezehen getreu, die ihn zum Sieger machen; zu stolz und zu weise, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aschenhaufen römischer Pracht breitet er seine nomadischen Gezelte aus, häumt den eisernen Speer, sein höchstes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterstühlen auf, und selbst das Christenthum, will es anders den Willen fesseln, muß das schreckliche Schwerd umgürten.

Und nun entfernen sich alle fremden Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwischen Byzanz und Massilien, zwischen Alexandria und Rom, der schüchterne Kaufmann eilt heim, und das ländergatende Schiff liegt entmastet am Strande. Eine Wüste von Gewässern und Bergen, Eine Nacht wilder Sitten wählt sich vor den Eingang Europens hin, der ganze Welttheil wird geschlossen.

Ein langwieriger, schwerer und merkwürdiger Kampf beginnt jetzt, der rohe germanische Geist ringt mit den Reizungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenschaften, mit des Beispieles stiller Gewalt, mit dem Nachlaß des umgestürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tausend Nezen ihm nachstellt, und wehe dem Nachfolger eines Kłodion, der auf der Herrscherbühne des Trajanus sich Trajanus dünkt! Tausend Klingen sind gezückt, ihm die scythische Wildniß ins Gedächtniß zu rufen. Hart stößt die Herrschaft mit der Freyheit zusammen, der Troz mit der Festigkeit, die List strebt die Kühnheit zu

umstricken, das schreckliche Recht der Stärke kommt zurück, und Jahrhunderte lang sieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinstert, hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelassene Dunkel desto schrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung scheint von dem Steuer der Welt geflohen, oder, indem sie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geschlecht aufgegeben zu haben. Aber, eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet sie einstweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Noth, die sie ihm nicht erlassen kann, stärkt sie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Aber in diesem langen Kriege erwärmen zugleich die Staaten und ihre Bürger, kräftig wehrt sich der deutsche Geist gegen den herzumstrickenden Despotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte; der Quell der Freyheit springt in lebendigem Strom, und unüberwunden, und wohl behalten langt das spätere Geschlecht bei dem schönen Jahrhundert an, wo sich endlich, herbeigeführt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und der Menschen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entschlusses, die Einsicht mit dem Heldenmuth gatten soll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weisen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als seine Weisen blühten, hatte der Despotismus sein Opfer gewürgt, und die Wohlthat ihrer Erscheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechische Tugend erreichte die hellen Zeiten des Pericles und Alexanders nicht mehr, und als Harun seine Araber den-

ten lehrte, war die Glut ihres Busens erkaltet. Ein besserer Genius war es, der über das neue Europa wachte.

Schiller.

65.

### Europa's Überlegenheit über die andern Theile der Erde.

Für den Forcher der Geschichte der Menschheit gibt es kaum eine wichtigere, aber auch kaum eine schwerer zu erklärnde Erscheinung, als die Überlegenheit Europa's über die anderen Theile unsrer Erde. Wie gerecht und unparteyisch man auch in der Würdigung anderer Länder und Völker seyn mag, so bleibt es doch eine nicht zu bezweifelnde Wahrheit: das Edelste, das Herrlichste jeder Art, was die Menschheit aufzuzeigen hat, keimte, oder reiste wenigstens, auf europäischem Boden. In der Menge, in der Mannigfaltigkeit, in der Schönheit ihrer natürlichen Produkte stehen Asien und Afrika über Europa; aber in Allem, was das Werk des Menschen ist, ragen die Völker Europa's vor denen der andern Welttheile hervor. Bei ihnen war es, wo die häusliche Gesellschaft, indem Ein Mann sich nur mit Einem Weibe verband, allgemein die Form erhielt, ohne welche die Veredlung so vieler Anlagen unsrer Natur unerreichbar scheint; und wenn Sklaverey bei ihnen Eingang fand, so waren sie doch wiederum die einzigen, welche sie aufhoben, weil sie ihre Ungerechtigkeit erkannten. Bei ihnen war es vorzugsweise, und beinahe ausschließend, wo sich Verfassungen

bildeten, wie sie für Völker, die zum Bewußtseyn ihrer Rechte gekommen sind, passen. Wenn Asien bei allem Wechsel seiner großen Reihe dennoch in ihnen nur die ewige Wiedergeburt des Despotismus zeigt, so war es auf europäischem Boden, wo der Keim der politischen Freyheit sich entwickelte, und in den verschiedensten Formen in so manchen Theilen desselben die herrlichsten Früchte trug; die wiederum von dort aus in andere Welttheile verpflanzt werden sollten. Die einfachsten Erfindungen der mechanischen Künste mögen zum Theil dem Orient gehören; aber wie sind sie nicht alle durch Europäer vervollkommenet worden! Von dem Weberstuhl des Hindus bis zu der Baumwoll-Spinnmaschine durch Dämpfe getrieben, von dem Sonnenzeiger bis zu der Seeuhr, die den Schiffer über den Ocean führt, von der chinesischen Barke bis zum britischen Orlogschiff — welch' eine Entfernung! Und wenn wir vollends unsere Blicke auf jene edlern Künste richten, welche die menschliche Natur gleichsam über sich selber erheben, — welch' ein Abstand zwischen dem Jupiter eines Phidias, und einem indischen Götterbilde; zwischen der Verklärung von Raphael, und den Werken eines chinesischen Malers! Der Orient hatte seine Anna- listen, aber nie brachte er einen Tacitus hervor; er hatte seine Dichter, aber nie erhob er sich zur Kritik; er hatte seine Weisen, die nicht selten mächtig durch ihre Lehren auf ihre Nationen wirkten; aber ein Plato, ein Kant, konnten an den Ufern des Ganges und des Hoangho dennoch nicht reisen.

Und ist sie weniger bewundernswert, diese politische

Überlegenheit, welche die Völker dieses kleinen Welttheils, kaum aus der Rohheit hervorgehend, auch so fort über die weiten Länder der großen Continente gründeten? Auch der Orient sah große Eroberer; aber nur in Europa traten Heerführer auf, welche eine Kriegskunst erfanden, die wirklich diesen Namen verdient. Raum war in Mædonien ein Reich beschränkten Umfangs der Kindheit entwachsen, so herrschten auch Macedonier am Indus wie am Nil. Erbinn dieses weltherrschenden Volks wurde die weltherrschende Stadt; Asien und Afrika beteten vor den Cæsars an. Umsonst suchten selbst in den Jahrhunderten des Mittelalters, als die geistige Überlegenheit der Europäer gesunken zu seyn schien, die Völker des Ostens sie zu unterjochen. Die Mongolen stürmten bis Schlesien vor; nur die Wüsten Russlands gehorchten ihnen eine Zeit lang; die Araber wollten den Westen überschwemmen; das Schwert Karl Martel's zwang sie, sich mit einem Theile Spaniens zu begnügen; und bald trozte der fränkische Ritter unter dem Panier des Kreuzes ihnen in ihrer eigenen Heimath. Und wie überstrahlte der Ruhm der Europäer die Erde, seitdem durch Columbus und Vasco de Gama für sie der Morgen eines schönern Tages anbrach! Die neue Welt ward sofort ihre Beute; mehr als der dritte Theil Asiens unterwarf sich dem russischen Scepter; Kaufleute an der Themse und der Zuyder-See rissen die Herrschaft Indiens an sich; und wenn es bisher noch den Osmanen gelang ihren Raub in Europa zu behalten, wird er ihnen immer, wird er ihnen noch lange bleiben? Es mag seyn, daß jene Eroberungen mit

Härte, mit Grausamkeiten verbunden waren; aber Europäer wurden doch nicht bloß die Tyrannen, sie wurden auch die Lehrer der Welt; an ihre Fortschritte scheint die Civilisation der Völker immer enger geknüpft; und wenn sich in den Zeiten der allgemeinen Umkehrungen noch eine tröstende Aussicht für die Zukunft eröffnet, ist es nicht die siegende europäische Kultur außer Europa?

Woher diese Überlegenheit, diese Weltherrschaft des kleinen Europa's? Zwar eine große Wahrheit dringt sich hier gleichsam von selber auf. Nicht die rohe Gewalt, nicht die bloße physische Kraft der Masse — der Geist war es, der sie erzeugte; und wenn die Kriegskunst der Europäer ihre Herrschaft gründete, so war es ihre überlegene Politik, welche sie ihnen erhielt. Aber gleichwohl ist damit die Frage noch nicht beantwortet, die uns beschäftigt; denn gerade das ist es, was wir wissen wollen, woher diese geistige Überlegenheit der Europäer kam; warum gerade hier die Anlagen der menschlichen Natur so viel weiter, so viel schöner sich entwickeln?

Umsonst wird man es versuchen eine solche Frage völlig befriedigend zu beantworten. Die Erscheinung ist in sich selber viel zu reich, viel zu groß dazu! Gern wird man es zugeben, daß sie nur die Folge vieler zusammen wirkenden Ursachen seyn könnte; manche dieser Ursachen mögen sich im Einzelnen aufzählen lassen; mögen also einige Aufschlüsse gewähren. Aber sie vollständig aufzuzählen, zu zeigen, wie jede einzeln für sich, und wie sie zusammen wirkten — dies könnte nur das Werk eines Geistes seyn, dem es vergönnt wäre von einem höhern Standpunkt

als ihn der Sterbliche zu erreichen vermag, das ganze Gewebe der Geschichte unsers Geschlechts, den Lauf und die Verschlingung seiner einzelnen Fäden zu durchschauen.

Ein wichtiger Umstand fällt hier in die Augen; und dennoch ein Umstand, den der bedächtige Forscher nur schüchtern zu würdigen wagen wird. Wenn wir die Oberfläche der andern Continente mit Völkern verschiedener, fast durchgehends dunkler Farbe (und in sofern diese die Rassen bestimmt, verschiedener Rassen) bedeckt sehen; so gehören die Bewohner Europa's nur Einer Rasse an. Es hat, es hatte keine andere einheimische Bewohner, als weiße Völker! Unterscheidet sich dieser weiße Stamm schon durch größere natürliche Anlagen? Hat er bereits durch diese den Vorrrang vor seinen farbigten Brüdern? Eine Frage, die wir physiologisch gar nicht, die wir historisch nur mit Schüchternheit beantworten können. Dass die Verschiedenheit der Organisation, die wir in so mancher Rücksicht bei der Verschiedenheit der Farben wahrnehmen, auch einen Einfluss auf die schnellere oder schwerere Entwicklung der geistigen Anlagen haben könne — wer mag es geradeweg leugnen? Aber wer kann auch dagegen diesen Einfluss beweisen, dem es nicht gelingt, jenen geheimnisvollen Schleyer zu heben, der uns das wechselseitige Band zwischen Körper und Geist verhüllt? Aber wahrscheinlich müssen wir es doch finden; denn wie sehr wächst nicht diese Wahrscheinlichkeit, fragen wir die Geschichte um Rath? Der große Vorsprung, den die weißen Völker in allen Zeitaltern und Weltgegenden hatten, ist eine Thatſache, die sich nicht wegleugnen lässt. Man kann

sagen : es war die Folge äußerer Umstände, die sie mehr begünstigten. Aber war dies immer so ? Und warum war es immer so ? Weshalb ferner erreichten auch die dunkleren Völker, die sich über die Barbaren erhoben, doch gewöhnlich nur ihre Stufe, auf der der Ägypter wie der Mongole , der Chinese wie der Hindus stehen blieb ? Warum blieben bei ihnen wiederum die schwarzen hinter den braunen und gelben zurück ? Wenn diese Erfahrungen allerdings uns geneigt machen müssen, bei einzelnen Zweigen unsers Geschlechts auch eine größere oder geringere Fähigkeit anzunehmen , so sollen sie deshalb weder eine absolute Unfähigkeit unserer dunkleren Brüder beweisen, noch als einzige Ursache geltend gemacht werden. Nur so viel soll damit gesagt seyn, daß die bisherigen Erfahrungen bei den Völkern von heller Farbe auch eine größere Leidtigkeit der Entwicklung ihrer geistigen Anlagen zu beweisen scheinen ; segnen wollen wir aber alle Zeiten , welche diese Erfahrungen widerlegen, welche uns kultivirte Neugervölker zeigen werden.

Wie hoch oder gering aber auch dieser natürliche Vor- rang der Bewohner Europa's zu schätzen seyn mag, so ist es nicht zu verkennen, daß auch die physische Beschaffenheit dieses Welttheils eigenthümliche Vortheile darbietet, welche zu der Aufklärung jener Erscheinung gewiß nicht wenig beitragen.

Europa gehört fast ganz der nördlichen gemäßigten Zone an. Seine bedeutendsten Länder liegen zwischen dem 40sten bis 60° N. B. In den nördlicher gelegenen erstirbt allmählig die Natur. So hat unser Welttheil also nirgends

die üppige Fruchtbarkeit der tropischen Länder; allein auch kein so undankbares Klima, daß die Sorge für die bloße Erhaltung des Lebens die ganze Kraft des Menschen verschlänge. Europa erlaubt, wo nicht Lokalursachen Hindernisse in den Weg legen, durchgehends den Ackerbau. Es lädt dazu ein; es zwingt gewissermaßen dazu; denn es paßt so wenig zum Jäger- als zum Hirtenleben. Haben gleich seine Bewohner auch zu gewissen Zeiten ihre Wohnsätze verändert, so waren sie doch nie eigentliche Nomaden. Sie wanderten um zu erobern, um anderswo sich niederzulassen, wo Beute, wo größere Fruchtbarkeit lockte. Nie lebte ein europäisches Volk unter Gezelten; die waldbedeckten Ebnen boten überflüssig das Holz zu den Hütten dar, welche der rauhere Himmel erforderte. Sein Boden, sein Klima, war ganz dazu geeignet, den Menschen an eine regelmäßige Thätigkeit, die Quelle alles Wohlstandes, zu gewöhnen. Könnte gleich Europa sich selber nur weniger ausgezeichneter Erzeugnisse rühmen; vielleicht keines einzigen das ihm ausschließend eigen gewesen wäre; müßten auch seine edelsten Produkte erst aus fernen Ländern dahin verpflanzt werden; so erzeugte doch auch eben dieses wiederum die Nothwendigkeit sie zu pflegen, sie zu ziehen. So mußte sich die Kunst mit der Natur verbinden; und eben diese Verbindung ist die Mutter der fortschreitenden Bildung unsers Geschlechts. Ohne Anstrengung erweitert der Mensch den Kreis seiner Ideen nicht; aber freylich muß seine bloße Erhaltung auch nicht den Gebrauch aller seiner Kräfte in Anspruch nehmen. Eine Fruchtbarkeit, hinreichend die Mühe der Arbeit zu lohnen, ist in Europa

meist gleichmä<sup>ß</sup>ig vertheilt ; es gibt keine große Länder ihrer gänzlich beraubt ; keine Sandwüsten wie die von Arabien und Afrika ; und die, ohnehin reich bewässerten, Steppen fangen erst in den östlichen Ländern an. Mäßige Berge unterbrechen gewöhnlich die Ebenen ; wo man auch reiset, erblickt man den lieblichen Wechsel zwischen Höhen und Thälern ; und wenn die Natur nicht die üppige Pracht der heißen Zone zeigt, so lohnt dafür ihr Erwachen im Frühling durch Reize, welche der glänzenden Einformigkeit der Tropenländer fehlen.

Ein ähnliches Klima ist zwar einem großen Theil des mittlern Asiens mit Europa gemein ; und man könnte fragen, weshalb denn nicht hier dieselben, sondern die entgegengesetzten Erscheinungen sich zeigen, wo die Hirtenvölker der Tartarey und Mongoley, so lange sie in ihren Ländern umherzogen, auch zu einem steten Stillstande genöthigt scheinen ? Allein durch die Beschaffenheit seines Bodens, durch den Wechsel der Berge und Ebenen, die Menge seiner schiffbaren Flüsse, und vor allem durch seine Küstenländer am Mittelmeer unterscheidet sich Europa von diesen Regionen so auffallend, daß die ähnliche Temperatur der Luft, ohnehin auch nicht völlig die gleiche unter gleichen Breitengraden, da Asien kälter ist, nicht die Grundlage der Vergleichung werden kann.

Aber lassen aus dieser physischen Verschiedenheit auch die moralischen Vorzüge sich ableiten, welche die oben bemerkte bessere Einrichtung der häuslichen Gesellschaft herebyführten ? Mit ihr beginnt so fort gewissermaßen die Geschichte der ersten Kultur unsers Welttheils ; die Sage

hat es nicht vergessen aufzubewahren, wie Cecrops, als er seine Kolonie unter den wilden Bewohnern Attikas gründete, auch der Stifter regelmässiger Ehen wurde; und wer kennt nicht schon aus Tacitus die heilige Sitte unsrer germanischen Vorfahren? Ist es nur die Beschaffenheit des Klimas, welches beide Geschlechter zugleich langsamer und mehr gleichzeitig reisen, und ein älteres Blut in den Adern des Mannes fließen macht; oder ist es ein dem Europäer eingedrücktes feineres Gefühl, ein höherer moralischer Adel, der das Verhältniß beider Geschlechter bestimmt? Wie dem auch seyn mag, wer sieht nicht die entschiedene Wichtigkeit davon ein? Jene, nicht niederzuweisende Scheidewand, die zwischen dem Orientaler und Occidentaler gezogen ist, ruht sie nicht hauptsächlich auf diesem Grunde? Und kann man es bezweifeln, daß diese bessere häusliche Verfassung auch die Bedingung war, unter der die Fortschritte unsrer öffentlichen Verfassungen nur möglich wurden? Denn mit Zuversicht wiederholen wir hier die schon früher gemachte Bemerkung: kein polygamisches Volk hat je eine freye und wohlgeordnete Verfassung errungen.

Mögen nun diese Ursachen allein, oder mögen noch andere außer ihnen (wer wird das leugnen?) den Europäern ihr Übergewicht verschafft haben; so ist doch so viel gewiß: ganz Europa darf jetzt dieses Übergewichts sich rühmen. Giengen auch die Völker des Südens denen des Nordens voran; irrten auch diese noch als Barbaren in ihren Wäldern umher, als jene schon ihre Reife erhalten hatten — so holten sie doch das Versäumte nach. Auch ihre

Zeit kam; selbst die Zeit, wo sie mit gerechtem Selbstgefühl auf ihre südlichen Brüder herabblicken konnten. Dieß führt uns von selbst auf die wichtigen Verschiedenheiten, welche dem Norden und dem Süden dieses Welttheils eigen sind.

Durch eine Bergkette, die, wenn sie auch manche Arme nach Süden und nach Norden ausstreckt, doch ihrer Hauptrichtung nach von Westen nach Osten zieht (man hält sie bisher, so lange Tibets Gebirge noch nicht gemessen sind, für die höchste der alten Welt) die Kette der Alpen, im Westen durch die Sevennergebirge mit den Pyrenäen zusammen hangend; im Osten sich in den Karpathen und dem Balkan bis zu den Ufern des schwarzen Meers verlängernd; theilt diesen Welttheil in zwey sehr ungleiche Hälften, die südliche und nördliche. Sie sondert die drey nach Süden hervor ragenden Halbinseln, die der Pyrenäen, Italiens und Griechenlands mit der Südküste Frankreichs und Deutschlands, von dem großen Kontinent Europa's ab, der im Norden bis über den Polarkreis sich hinauf zieht. Diese letztere, bei weitem größere, Hälfte enthält fast alle Hauptströme dieses Welttheils; der Ebro dagegen, die Rhone und der Po, sind die einzigen von einiger Bedeutung für die Schiffahrt, die ihre Gewässer dem Mittelmeer zuführen. Keine andere Bergkette unsrer Erde ist für die Geschichte unsers Geschlechts so wichtig gewesen als die Kette der Alpen. Eine lange Reihe von Jahrhunderten sonderte sie gleichsam zwey Welten von einander ab; unter dem griechischen und hesperischen Himmel hatten sich schon lange die schönsten Knospen

der Kultur entfaltet, als noch in den Wäldern des Nordens zerstreute Stämme von Barbaren umher irrten. Wie ganz anders würde wohl die Geschichte Europa's lauten, zöge sich die Wand der Alpen statt nahe am Mittelmeer an den Ufern der Nordsee her? Weniger wichtig scheint diese Gränzcheidung freylich in unsrer Zeit; der unternhmende Geist des Europäers bahnte sich den Weg über die Alpen, wie er sich den Weg über den Ocean gebahnt hat; aber entscheidend wichtig ist sie für den Zeitraum der uns beschäftigt, für das Alterthum. Physisch, moralisch, politisch getrennt blieben damals der Süden und Norden; lange blieb jene Kette die wohlthätige Schutzwehr des einen gegen den andern; und wenn gleich Cäsar, endlich diese Schranken durchbrechend, in etwas die politischen Gränzen verrückte — wie scharf spricht sich doch dieser Unterschied nicht fortdauernd aus, in dem römischen und nicht-römischen Europa?

So bleibt es also nur der Süden unsers Welttheils, der uns in den gegenwärtigen Untersuchungen beschäftigen kann. War er in seinem Umfange beschränkt, schien er kaum Platz für mächtige Nationen darzubieten, so gab ihm Klima und Lage dafür hinreichenden Ersatz. Wer von den Söhnen des Nordens stieg je an der Südseite der Alpen herab, und wurde nicht ergriffen von dem Gefühl der neuen Natur die ihn umgab? Jenes schöner Blau des hesperischen und hellenischen Himmels, jene lauern Lüfle, jene sanften Formen der Gebirge, jene Pracht der Felsenfestade und der Inseln, jenes Dunkel der Wälder, prangend mit goldenen Früchten — leben sie bloß in den

Liedern der Dichter? Wenn gleich noch fern von den tropischen Ländern, erwacht doch hier gleichsam die Ahnung von ihnen. Schon wächst in Unteritalien die Aloe wild; schon gedeiht in Sizilien das Zuckerrohr; von dem Gipfel des Ätna herunter erblickt man schon die Felseninsel Malta, wo die Dattelpalme reift; und in blauer Ferne selbst des nahen Afrika's Küsten! Nirgends erscheint hier die Natur in der Einiformigkeit, welche in den Wäldern und Ebnen des Nordens so lange den Geist der Völker beschränkte. In allen diesen Ländern ein steter Wechsel mässiger Gebirge, mit lieblichen Thälern und Flächen, über welche Pomona ihre schönsten Segnungen ausgoß. Gibt auch der beschränkte Umfang der Länder keinen grossen und schiffbaren Strömen Raum, welchen Ersatz geben dafür die ausgedehnten buchtenreichen Küsten? Das Mittelmeer gehört dem Süden von Europa an; und durch das Mittelmeer wurden die Völker des Occidents zuerst was sie geworden sind. Läßt eine Steppe seinen Raum ausfüllen; und wir waren noch herumirrende Tartaren und Mongolen; wie jene Nomaden von Mittelasien es bleiben.

Von den Völkern des Südens können nur drey uns beschäftigen: Griechen, Macedonier und Römer, Italiens, bald der Welt, Beherrschter. Wir nannten sie in der Ordnung, in welcher sie als hervorragende Nationen, wenn gleich auf verschiedene Weise, in der Geschichte auftreten.

### Ursprung der Hierarchie.

In den ersten Zeiten des menschlichen Geschlechtes, von welchen durch den Fleiß der Geschichtschreiber einige Erinnerung übrig ist, wurden die Religionsgebräuche nach der damaligen Einfalt, gemäß den Überlieferungen der Vorwelt, von Hausvätern und Vorstehern der Stämme verwaltet. Als bei Vermehrung der Geschlechter die Lebensarten vervielfältiget und alle Geschäfte des Lebens mehr und mehr gesondert und vertheilt wurden, als jeder für die ganze Zeit seines Lebens alle Kräfte auf ein bestimmtes Gewerb richtete, und zu eben derselben Beschäftigung seine Söhne und Enkel bildete, wurden die Familien jeder Nation wie durch die Bande einer großen Haushaltung verschlochten, keine vermochte die andere zu entbehren; zum großen Zwecke des allgemeinen Wohls that jeder nach seinem Geschick den mehr oder weniger wichtigen Beitrag. Der priesterliche Orden wurde in vielen Ländern gleichwie die Krieger, Bauern, Hirten, Kaufleute und alle andere Lebensarten damals gesondert, und vierfach desselben Beschäftigung. Die erste war die Betrachtung; weil die Natur Gott kennen lehrt, wenn man durch Vergleichung und Überlegung von den sinnlichen Wirkungen zum unsichtbaren Urheber empor zu steigen sich gewöhnt. Zweitens war der Priester Pflicht, unverfälschtes Aufbewahren gewisser väterlichen Sagen, deren Spur auf dem ganzen Erdboden bei allen nicht ganz verwilderten Völkern übrig ist. Zum dritten, das Opfern, oder die heilige Beobach-

tung der symbolischen Gebräuche, welche von den Stammältern zu Befestigung des Andenkens eben derselben Überlieferungen verordnet worden. Zum vierten, Arzneykunst und Rechtsgelahrtheit, oder die wohlthätige Anwendung der besondern Kenntniß Gottes, der Natur und der Menschen, welche die anhaltende Betrachtung, das Gedächtniß der Väter und vielfältige Erfahrung ihnen gab. Meist war das obrigkeitliche Anschen zwischen Priestern und Kriegern getheilt; nur jene bedurfte der friedsame Rechtschaffene; fühltes Laster und fremde Gewalt erforderten andere Waffen. Als bei ungehinderter Fortpflanzung bald jeder Stamm in wenigen Jahrhunderten zum großen Volk ward, so daß die Menschen auseinander zogen; und hin und wieder durch Wüsten, hohe Gebirge, große Ströme und Meere getrennt wurden, verschlimmerte sich ihr sittlicher Zustand auf mancherley Weise durch zwen Ursachen.

Die erste Ursache lag in dem Herzen des Menschen. Obwohl jene Einrichtung der Gesellschaft, worin jedes Bedürfniß von gewissen Geschlechtern besorgt wurde, durch die Umstände neuer Niederlassungen meist überall aufgelöst worden, war unumgänglich, daß jeder Stand (aus was für Personen er zusammen gesetzt seyn möchte) einen eigenthümlichen Geist hatte: die Natur und Art unserer täglichen Beschäftigung stempelt ihr Zeichen tief in unsere Seele. Daher kam es, daß die Priester (gewohnt, Gottes Gebote, Vorweltsprüche und hohen Weisheitssinn zu reden) herrschen wollten, und, weil sie selbst unkriegerisch waren, sich mit den Obrigkeitlen darüber verstanden. An vielen Orten wurde die priesterliche Würde von den

regierenden Geschlechtern mit verwaltet. Es trug sich aber zu, daß die Religion, auf welche im Anfang alles gegründet worden, Dienerin der Politik wurde: alles Hohe, Allgemeine, der Geist, wurde versäumt, und vielfältig die Bedürfnisse der Menschheit vergessen; so daß nur die Absichten der verwaltenden Macht erwogen, und Sittenlehre und Religion so in die Landesverfassung eingewoben wurde, daß beide mit einander stehen und fallen müßten. Die Leidenschaften der Großen und ihres Anhangs waren ohne Baum.

Zum andern wurde die Religion durch den Lauf der Zeiten verdunkelt, welcher bei so vielen und großen Zerstörungen unmöglich machte, daß die Überlieferungen im Gedächtniß der zerstreuten Völker ohne Verwirrung, die symbolische Sprache der gottesdienstlichen Gebräuche späten Jahrhunderten verständlich blieb. Also war endlich von jenen kaum ein, wie aus der Vorwelt hinüber hallender Laut übrig; diese schienen dem Weisen Vorurtheile und Betrug; der gemeine Mann that sie den Alten sinnlos nach. Abergläubische und Ungläubische theilten die Welt; es war die Summe der besten Weisheit, über die größten Anliegen menschlicher Natur sich unwissend zu bekennen.

Als die gelehrtesten und vortrefflichsten Männer dieses gethan, kam die Zeit als nach der ganzen übrigen gesitteten Welt Rom selbst, ihre Königin, dienstbar wurde, und alle alte Tugend in erzwungener Unterthänigkeit oder im Raumel der Lust oder in stolzer Gefühllosigkeit mehr und mehr erstarb. Noch war dieses Unglück nicht vollbracht, und noch nicht mochte der Untergang des Reichs,

dieses Verfalls Wirkung, von den barbarischen Völker-  
schaften mit Erfolg unternommen werden, als eine Be-  
gebenheit begegnete, welche seit vielen Jahrhunderien vor-  
bereitet und erwartet wurde, nun bald zweytausend Jahre  
fortwirkt.

Die Juden (ein Volk, dessen Schicksal gewesen, das nie  
zu seyn, was es hätte seyn sollen) gaben Anlaß dazu.  
Durch zwey Dinge waren die Juden von allen andern  
Völkern unterschieden. Die Überlieferungen gemeinschaft-  
licher Stammväter, nirgends anderswo in so alten Seiten  
schriftlich aufgezeichnet, hatten allein sie in ursprünglicher  
Gestalt. Alle Nationen waren gegenwärtigen Glücks ver-  
gnügt, und lange Unfälle beugten sie endlich. Bei den  
Juden schlingt sich durch alle Seiten, vor und nachdem  
sie Nation waren, wenn dem Volk nichts zu wünschen  
und wenn ihm nichts mehr zu hoffen übrig schien, bald  
unter der, balb unter dieser Vorstellung, die Erwartung  
einer außerordentlichen Veränderung. Nie war sie so leb-  
haft, als da sie alle Staatsverhältnisse wider sich zu haben  
schien. Die h. Schrift alten und neuen Testaments ist von  
ihnen ausgegangen. Was von dem Ursprung der Welt,  
von unserm Wesen, von unserer Bestimmung, von dem  
Verhältniß zwischen Gott und uns, und vielen andern großen  
Dingen die Vater geglaubt, Länge der Zeit verdunkelt,  
und nun theils niemand wissen, theils kaum der Weise zu  
vermuthen wagen würde, ist auf alle kommende Jahrhun-  
derte hinaus für alle Nationen, welche sind und seyn wer-  
den, wider alle Gefahr unheilbarer Verdunklung befestigt.  
Es ist eine von allen Veränderungen der Form politischer

Gesetze unabhängige Religion aufgekommen, welche für gerechte Verfassungen Heldenfeuer gibt, unter den andern tröstet, alle bestigtet, verbessert, und überlebt. Ohne alle Bezauberung der Augen durch den Glanz neuer Gottesdienste, der Ohren durch hohe Dichtkunst und gelehrte Beredsamkeit, ohne Schmeichlung der Sinnenslust, welche vielmehr bestritten wurde, oder der Ehrbegierde durch Ausbreitung der Geschichte eines Gefreuzigten, oder der Gewinnsucht, wo die Urheber verarimten; unansehnlich, im Äußerlichen wenig auffallend, nur für den Geist, nur auf die Zukunft, wurde das Evangelium geprediget. Es galt in den Gemeinden das Ansehen der Ältesten, deren griechischer Name im Deutschen ausgesprochen wird Priester. Junglinge rechneten sich zu Tugend und Ehre, Armen, Kranken und Alten, der ganzen Gemeinde in öffentlichen Angelegenheiten, zu dienen; sie wurden Helfer geheißen. Der Ordnung wegen war ein Auffseher, aus dessen griechischem Namen das Wort Bischof entstanden.

Der Wirkung des Laufs der Zeiten, von welchem wir selbst hingerissen werden, war durch die Schrift vorgebeugt worden: die menschlichen Leidenschaften wirkten fort; ohne Kampf könnte keine Tugend seyn. Zwischen der ganzen Kirche und in jeder Gemeinde war die Liebe ein Band. Sie unterstützten sich mit Almosen und Rath; sie trösteten, sie erfreuten einander durch Briefe. In solchen Sachen wandten sich die Auffseher an den Bischof der vornehmsten Stadt in der Provinz, wo der Vereinigungspunkt aller andern Geschäfte auch sonst war: das Ansehen der Erzbischöfe ist hiedurch entstanden. Eben diese Würde zu

Jerusalem (gleichsam in der Mutterstadt), oder zu Antiochien, Alexandria und Rom gab noch weiter ausgebreteten Einfluß, auf Männer vieler Nationen, welche durch mannichfaltige Gründe in die Hauptstädte des alten Gottesdienstes, der Handelsverbindungen und großen Weltgeschäfte zu kommen bewogen wurden.

Als die nordischen Völker die bürgerliche Verfassung der schönsten europäischen Länder theils mit Ungezügeln zertrümmerten, theils verwirrten und entkräfteten, war das ganze Abendland in Gefahr solch einer Barbaren, wie die, worin unter dem türkischen Zepter alles Große, Gute und Schöne des alten Griechenlands und Asiens verschwunden ist und mehr und mehr untergeht. Aber die Bischöfe und andere Vorsteher der Kirche, durch ihre Würde sicher, wußten den Riesen aus Norden, welche an Einsicht Kinder waren, durch Vorstellungen, die ihnen paßten, einen Baum anzulegen. Der Papst von Rom (dessen älteste Geschichte so dunkel und mangelhaft ist, als der Anfang der Jahrbücher der alten römischen Republik; wie denn wenig mehr von den ersten Päpsten bekannt ist, als daß dieselben ihr Blut für den Glauben hingaben, wie Decius für das Vaterland) bediente sich mit gleicher Geistesgegenwart, wie der ehemalige Senat, jeder Gelegenheit, um seinen Stuhl unabhängig, seine Macht in der abendländischen Hierarchie allgemein wirksam zu machen, und seinen Gebietskreis jenseit der Gränzmarken des alten Kaiserthums über die Trümmer der nordischen Religion auszubreiten. So geschah, daß bei Zersplitterung der neu errichteten Königreiche in unzähl-

lige Herrschaften dem ganzen Welttheil immer Eine Religion und Ein Oberbischof blieb. Alles heutige Licht, welches nicht (wie wenn wir den Chinesern gleich wären) allein uns wohlthätig, sondern durch den europäischen Unternehmungsgeist für alle Welttheile von unendlichen Folgen ist, kommt von dem, daß beim Fall des Kaiserthums eine leitende Hierarchie war. Diese gab dem in einen Kreis weniger Begriffe ärmlich eingeschränkten nord-europäischen Geist, so zu reden, durch die christliche Religion den elektrischen Stoß, wodurch derselbe bewegt und belebt, nach langem wunderbaren Spiel manichfältiger Hindernisse und Beförderungsmittel, endlich ward, was wir sehen.

.....  
.....  
.....  
.....  
.....

Ein Buch, die Bibel, war den Menschen gegeben, welches durch den unendlichen Reichthum seines großen Inhalts allein hinreicht, um den letzten Funken der Kenntniß des Wahren und Guten vor dem Ersterben zu bewahren, und nach Jahrhunderten zu einer welterleuchtenden Flamme zu entzünden.

Joh. v. Müller.

67.

### Der Rheinfall bei Schafhausen.

Nachdem wir die berühmte Brücke über den Rhein, die vornehmsten Straßen der Stadt, und die Stadt selbst von der Anhöhe, wo vormals eine Burg war, beschen

hatten, fuhren wir nach dem Rheinfalle, um ihn von der Zürcher Seite zu betrachten. Als wir bei dem Schlosse Laufen ankamen, und auf die erste Laube geführt wurden, wo man dies Schauspiel der Natur übersicht, erstaunten wir, nicht über die Größe der Erscheinung, sondern darüber, daß sie so weit unter unserer Erwartung war. Wir sahen Ströme von weißem schäumenden Wasser quer durchs ganze Bett des Flusses herab fallen, und hörten ein heftiges Getöse; allein weder Augen noch Ohren wurden so gerührt, daß wir nicht einen heimlichen Unwillen gegen diejenigen empfunden hätten, die so viel Geschrey über das, was wir vor uns sahen, machen könnten. Als wir aber an dem steilen Ufer des Rheins auf den kleinen hölzernen Treppen zu der Brücke oder hölzernen Gallerie hinabstiegen, die an den Rand, und man kann sagen, in den Katarakt selbst hinein gebaut ist, da hörten und sahen wir Dinge, die unsre Ohren nie gehört, unsre Augen nie gesehen hatten, die keine menschliche Zunge auszusprechen, keine Kunst zu erreichen vermag, die endlich solche Empfindungen hervorbringen, von denen man in Lesern oder Hörern nicht ein Mal Annäherungen oder Ansänge erwecken kann. Ungeachtet wir alle Augenblicke, besonders wenn ein Windstoß die Dünste auf uns zutrieb, mit ganzen Wolken von seinem Staubregen bedekt wurden; ungeachtet der Boden, auf welchem wir standen, auf eine so furchtbare Art zitterte, als wenn er von heftigen Erdbeben erschüttert würde; ungeachtet wir stets in Gefahr waren, von einem Gewitterschauer überfallen zu werden, so konnte ich mich doch nicht eher los-

reissen, als bis ich alles genossen und gleichsam erschöpft hatte. In den ersten Augenblicken standen wir voll stummen anbetenden Erstaunens da, und in der Folge konnten wir uns unsre Bewunderung nur durch Geberden, Minen und Blicke zu verstehen geben, weil Worte und Geschreyen selbst vor dem Donnern des Wasserfalls nicht würden gehörig worden seyn. Als ich mich nachgerade von dem ersten bezaubernden, nahe an Entzücken gränzenden Erstaunen erholtte, und das, was ich sah und hörte, und die in mir vorgehenden Bewegungen unterscheiden konnte, versuchte ich es, von dem erhabenen Schauspiele, was mich so tief gerührt hatte, gleichsam eine schwache Zeichnung in Worten zu entwerfen, weil ich fühlte, daß, wenn ich es nicht gleich auf der Stelle thäte, ich eine Stunde nachher nicht den hundertsten Theil von dem, was ich jetzt mit meinen Sinnen wahrnahm, mit meiner Phantasie wieder erreichen würde. Allein ich unterlag bald diesem ersten Versuche und fand, daß die Kunst ihre eigenen Werke und auch die schönsten Werke der Natur nachahmen könne, daß es ihr aber unmöglich sey, erhabene Gegenstände und Scenen in Worten oder andern Zeichen treu darzustellen, und dasjenige nur einigermaßen auszudrücken, was den Rheinfall zu einer der größten Erscheinungen in der Natur macht. Denn gerade die, eine jede andre sichtbare Bewegung und selbst die Schnelligkeit unsrer Gedanken, übersteigende Geschwindigkeit, womit man unaufhörlich Wellen über Wellen herstürzen sieht, als wenn sie von der Hand des Allmächtigen herab geschleudert würden, fernier die unglaubliche Kraft, womit diese Wellen, die

aus ihrem, schon Jahrtausende geschlagenen Bett hervorragenden Felsen zersprengen und sich selbst zertrümmern zu wollen scheinen, endlich die unendliche Mannigfaltigkeit von ganz neuen Tönen, Getönen und Gestalten, womit die Wellen in sich selbst hinein und wieder heraus strudeln, gerade dieses also, was am meisten Bewunderung und Erstaunen hervorbringt, lässt sich weder durch Worte, noch durch Zeichnungen, und durch diese noch weniger als durch jene ausdrücken. Zwar ist kein Mensch im Stande, in Worten die Größe dessen, was er gesehen hat, nach Würden zu beschreiben; allein man kann doch bemerken, was man nicht auszudrücken vermag, und einigermaßen andeuten, was man dabei empfunden hat. Dies alles kann der Maler und Zeichner nicht, und es bleibt ihm weiter nichts übrig, als die umliegende Gegend des Rheinfalls, die Form der Felsen, von und an welchen der Rhein herabstürzt, die Gestalt und Farbe der Wellen u. s. w., also nur das, was da seyn könnte, ohne den Rheinfall zu einem so seltenen Phänomen zu machen, in einem verstümmelnden oder doch bis zur Unkenntlichkeit verkleimenden Bilde darzustellen. Auch die glücklichsten Zeichnungen liefern demjenigen, der nicht eben das beobachtete, was der Künstler beobachtet hat, keine treue Darstellung des hinreissenden Schauspiels, sondern nur einen schwachen Schattenriss, der höchstens dazu dienen kann, das, was man vormals sah, von Zeit zu Zeit aufzufrischen und zu erneuern. — Schon eine halbe Stunde vor dem Fall, nämlich vor der prächtigen Rheinbrücke bei Schafhausen wird das Bett des Rheins so abschüssig, und der Fluss

selbst so reizend, daß alle Schiffe ausgeladen werden müssen. Nahe vor dem großen Sturze aber werden seine Gewässer durch unzählige, theils verborgene, theils hervorragende Klippen in furchterliche Strudel und schäumende Wellen zerspalten, bis er endlich von einer Höhe von etwa 75 Schuh an einer steilen, aber unebenen Felswand herunterschießt. Gerade an der Stelle, wo die herabstürzenden Fluthen sich mit dem Flusse wieder vereinigen, steigen zwey Felsen hervor, unter welchen der zweyte der größte, der erste aber, den man von der Zürcher Seite sieht, der kleinste und gebrechlichste ist. Sein Fuß ist durch die Gewalt der Wellen größtentheils verzehrt, und es scheint, als wenn eine jede, ihn von neuem angreifende, Wassersäule denselben umwerfen könnte. Dieser Fels macht, daß man nur einen Theil des Wasserfalls, denjenigen nehmlich übersehen kann, der zwischen ihm und dem Ufer ist, auf welchem man steht. Dieser Theil ist aber unstreitig der wichtigste, und läßt sich wiederum in vier Absätze zerlegen. Beim ersten stürzen die Wellen mit einer solchen Gewalt herab, daß es fast unmöglich ist, mit sterblichen Augen einen stärkern sinnlichen Ausdruck von Kraft zu sehen. Schon von diesem ersten Sturze steigen unaufhörlich Wolken über das obere Bett des Flusses empor, und es ist, als wenn man in die Spitze einer mächtigen Wassersäule hineinsähe, die durch künstliche Triebe werke in die Höhe gehoben, und zuletzt in Nebel und feinen Regen zerstäubt würde. Die drey übrigen Fälle sind weniger hoch; allein die Wuth der Wellen ist gerade da am größten, wo sie sich in die Abgründe verlieren, die sie sich selbst ausge-

höhlten haben. Diese Abgründe werfen ohne Unterlaß Strahlen von milchweißem Wasser und dicke Staubwolken aus, deren Gestalten und Wälzungen eben so mannichfältig als die der Wellen sind, aus denen sie entstehen, und die sichtbar und langsam dem entgegengesetzten Ufer zugetragen wurden. Als wir den Wasserfall von der interessantesten Seite betrachtet hatten, stiegen wir wieder zur obern Laube hinauf, entschlossen uns aber sogleich, uns an das andre Ufer des Rheins übersezzen zu lassen. Wir fletterten einen fast unwegsamen und in der That gefährlichen Fußsteig hinab, der an eine der ersten Stellen führt, wo man ohne Gefahr über den Fluß sezen kann. Gefährlich ist dieser Fußsteig deswegen, weil man gar nichts hat, woran man sich halten kann, und er fast durchgehends mit kleinen, glatten und beweglichen Kieseln bedeckt ist, die bei einem unvorsichtigen Tritt unter dem Fuße verschwinden. Der leichte Kahn, in den wir uns setzten, tanzte auf den Wellen des Flusses, der von seinem gräßlichen Falle noch heftige unnatürliche Bewegungen und gleichsam Zuckungen litt. Ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht ganz ohne Furcht war, ungeachtet ich mehrmals viel wildere Wellen und heftigere Bewegungen von Schiffen erfahren hatte. Der Führer unsers Kahns war ein junger Bube, der zwar kurz vorher einen guten Freund glücklich hinüber gebracht hatte, von dem ich aber doch nicht wußte, wie geübt er war, und ob er nicht durch eine einzige ungeschickte Bewegung unsern kleinen Nachen umwerfen könnte. Eben dieß konnte auch geschehen, wenn einer von uns sich vor einem unvorhergesehenen Schrecken zu sehr auf die eine oder andre Seite

neigte. Die größte Gefahr , in die wir wirklich kamen , hatte ich gar nicht ein Mal geahndet, daß wir nehmlich mitten auf dem Strome von einem heftigen Windstoß getroffen werden könnten. Wir erreichten aber glücklich das andre Ufer , und übersahen nun freylich die ganze Breite , und alle Abtheilungen des Wasserfalls mit einem Blick ; allein dies Schauspiel war doch mehr neu und seltsam , als groß und Bewunderung erregend , indem man schon zu weit entfernt ist , als daß man die Kraft und Geschwindigkeit der Wellen recht wahrnehmen könnte. Wir giengen beiläufig in den Drathzug , der im Wasserfall selbst angelegt ist , und durch die gebändigten Wellen des Rheins getrieben wird. Ungeachtet es regnete , und ich mich durch nasses Gras und Buschwerk durcharbeiten mußte , so stieg ich doch an dem Rande des Katarakts hinab , welchem ich jetzt am nächsten war. Hier ist der Sturz des Wassers immer noch heftig , aber doch so weit unter dem entsetzlichen Falle an der entgegengesetzten Seite , daß ich meine Mühe gar nicht belohnt glaubte. Auf der Rückfahrt sahen wir die Majestät des ganzen Falls viel besser , als von dem Ufer , das wir zuletzt verlassen hatten. Die ganze Scene wurde auf einen Augenblick von der Sonne erleuchtet , durch welche Erleuchtung uns alles viel näher gebracht , und sowohl die weiße Farbe der Wellen und Staubwolken , als die bläulichen und grünlichen Streifen , die man hin und wieder in dem herabstürzenden Wasser sieht , sehr gehoben wurden. Regenbogen sahen wir nicht ; allein diese entbeherte ich am leichtesten , weil man sie eben so gut bei künstlichen Cascaden , und doch bei keinem Wasserfall so

schön und prächtig, als am Himmel selbst sehen kann. Auf der Rückfahrt schien es uns immer, als wenn wir dem Wasserfall viel näher kämen, als wir ihm bei der Abfahrt vom Zürcher Ufer gewesen wären: eine Täuschung, die unstreitig daher entstand, weil wir das ganze furchtbare Schauspiel jetzt gerade vor Augen hatten. Im Anfang oder in der Mitte des Monats, da wir ihn sahen, ist der Fall am schönsten, weil der Rhein alsdann am wasserreichsten ist. Früher schmilzt der Schnee noch nicht recht auf den hohen Gebirgen, und einige Wochen später ist das meiste weggeschmolzen, was sich den letzten Winter von schmelzbarem Schnee gesammelt hat. Im Winter sind alle Seen und Flüsse in der Schweiz am kleinsten, und alsdann ist der Rhein unmittelbar unter dem Fall so ruhig, daß man bis an den zweyten und größten Felsen hinan fahren kann, welches jetzt eine durchaus unmögliche Unternehmung wäre. So ungeheuer aber auch die Gewalt des herabstürzenden Stroms, und so hoch das Felsenbett ist, von welchem er herunterfällt, so haben mich doch mehrere glaubwürdige Leute versichert, daß Lachse es oft versuchen, gegen den Fall hinan zu springen. Sie sollen gleichsam auf oder an den hervorstehenden Klippen Ruhepunkte nehmen, und bisweilen in mehreren Absätzen das höhere Bett erreichen, öfter aber zurück getrieben und verwundet, oder gar zerschmettert werden. Wenn man den Rheinfall in der Jahreszeit sieht, worin wir ihn sahen, so muß man nothwendig den Wahn einiger Engländer belachen, welche glaubten und darauf wettpeten, daß ein kleines Boot oder Schiff, ohne umgeworfen oder zerschmet-

tert zu werden, auf den herab schießenden Wellen hinunter gleiten könnte. Das Fahrzeug, womit man den seltsamen Versuch anstellte, wurde in so viele Trümmer zerschlagen, daß man in ihnen kaum die Überbleibsel eines Rahns erkennen konnte. Mehrere Reisende haben vermuthet, daß der Rheinfall viel mehr Eindruck haben würde, wenn das Wasser sich nicht an einer schiefen Wand herunter wälzte, sondern von dem obersten Rande einer senkrechten Felswand in den leeren Luftraum fiele, und sich alsdann in Staub oder seine Tropfen auflöste. So viel ich aber urtheilen kann, würde der Rheinfall durch diese gewünschte Verwandlung alles Große verlieren, weil man alsdann nicht mehr die Kraft und Geschwindigkeit des fallenden Flusses bemerken könnte, die jetzt in ein so hohes Erstaunen setzt. Es würde eine zwar kostbare, aber gar nicht unmögliche, oder die Kräfte des Kantons übersteigende Unternehmung seyn, die Felsen im Rheinbette so weit zu sprengen, daß der Fluß schiffbar würde; allein so etwas wird vermutlich niemals ausgeführt werden, weil dadurch eine Menge von Personen, die jetzt vom Ein- und Ausladen und dem Transporte der vorbei gehenden Waaren leben, auf ein Mal ihre Nahrung verlieren würden.

Meiners.

## Piano di Sorento.

Um noch einige Sommermonate in einer der schönsten Gegenden Italiens zuzubringen, und ihrer in ungestörter Freyheit zu genießen, schifften wir am 21. Julius des Nachmittags herüber nach diesem Thale, welches große Reize hat von einer ihm eignethümlichen Art. Es ward durch die Natur von der ganzen übrigen Welt abgesondert.

Auferst beschwerlich sind seine Zugänge von der Landseite, und nur die Hände der Menschen haben es von der Seite des Meeres zugänglich gemacht. Es mag ungefähr vier Stunden im Umfang haben. In Gestalt eines halben Mondes liegt es eingerückt in die Berge des Gestades, welche seine Rundung umkränzen. Sein Ufer besteht aus steilen Felsen, die in furchtbarer Höhe bald senkrecht im Meere stehen, bald einem schmalen Strande Raum zu Wohnungen der Fischer und Schiffer gestatten, deren Fahrzeuge zum Theil in den Grotten der Küste aufbewahret werden. Die Wege, welche vom Strande hinauf in's Thal führen, sind in die Felsen des Ufers eingehauen. Oben schatten große Bäume, unter andern die schönsten Pinien, so ich jemals sahe. Wenig Bäume machen eine so große Wirkung, als diese ungeheueren Pinien, die auf geradem Stämme sich hoch auf dem Felsengestade erhebend, ihr einem Sonnenschirm ähnliches Haupt mit breiten Ästen in den Lufthorizont ausstrecken. Die höheren

Berge werden von Eichen und Kastanien beschattet, auch von Ölbaumen. Das Piano oder die hohe Ebne selbst ist bedeckt mit Wohnungen; bei jeder ist ein Plätzchen Erde mit Weingärten, Obstbäumen und Agrumi bepflanzt.

Einige Reben winden sich um hohe Stämme von Obstbäumen, und ranken von Baum zu Baum; andre werden höher, als ich irgendwo sie sah (wenn ich Kalabriens wilde Reben ausnehme), an abgerindete Stämme schlanker Kastanienbäume, welche hauptsächlich dazu auf den Bergen gezogen werden, hinan geleitet. Diese Kastanienwälder werden wie im Harze die Buchen, wie im nördlichen Deutschlande die Erlen, in Schläge getheilt, und sprossen wieder aus der Wurzel. Man haut sie, wenn sie zehn Jahre alt sind. Ich sahe in der Insel Ischia, wo die Vegetation besonders freudig ist, siebenjährige Kastanienbäume, welche wenigstens so hoch waren, wie fünf und dreißigjährige Buchen des nördlichen Deutschlands, und bedeckt mit Früchten.

Die Agrumibäume jeder Art gedeihen in diesem Thale zu einer außerordentlichen Höhe und Fruchtbarkeit, daher Citronen und Pomeranzen in großer Fülle nach Neapel, Salerno, Rom, Livorno und Ancona gesandt werden.

Wir wohnen in einem angenehmen Landhause, eine halbe Stunde von dem Städtchen Sorento, nahe beim Flecken Carotta. Zwischen Pomeranzen und Reben, welche beide weit über das zweyte Stockwerk des Hauses empor streben, sehen wir aus den Fenstern, und von zweien großen, freyen Söllern, auf der einen Seite hinter vielen Gärten hohe, mit Wald bewachsene Berge, auf der andern,

auch hinter Reben und Obstbäumen, das Meer, die krummen Ufer, Neapel und Portici, mit dazwischen liegenden Landhäusern, welche in dieser Ferne beide vereinigend den Anblick Einer ungeheueren Stadt hervorbringen, und uns unsre paradiesische Einsamkeit desto werther machen. Im Hintergrunde der Aussicht unterscheidet das Auge vierfache Gebirgsschichten, deren letzte sich im Abruzzo thürmet. Nahe scheinend erhebet sich links die hohe Insel Ischia, welche alle Abend, wenn neben ihr die Sonne sinket, im Abendroth zu schwimmen scheint.

Ahnliche Schönheiten findet man in vielen Gegenden beider Sizilien; aber diesem Thale eigenthümlich sind die vielen Felsenthäler, oder Felsenpalten, in welchen man auf engen Pfaden tief hinab in den Schoß der Erde steigt. Hier findet man in den heißesten Stunden die frischeste Kühlung. Bald erweitern sich diese Spalten so, daß man von unten einen ansehnlichen Theil des durch die Öffnung dunkler scheinenden Himmels, die Wipfel mancherley Bäume, welche den obersten Rand umschatten, den bis hinab in die Tiefe rankenden Epheu, und viele Arten von Sträuchern und Kräutern sieht, die sich dem Felsen entwinden; bald werden sie gegen oben so eng, daß man bei Tag in ewiger Nacht tappet, und die Fledermäuse über sich schwurren hört.

Ich sah zugleich an der einen Seite den goldenen Sonnenstrahl durch die Wipfel der oberen Bäume auf den schwebenden Epheu fallen, und an der andern Seite leuchtete am Blatte das Johanniswürmchen, wie bei Nacht.

Ein solches Thal auf dem Wege nach Castella Mare

ist so breit , daß unten ein ganzer Hain von Agrumi grünet,

In einem andern sehr tiefen Thale , nahe vor Sorento , stürzet ein kleiner Wasserfall über Felsen.

In der mittleren Höhe steht auf einem vorspringenden Stein eine kleine Kapelle , deren brennende Kerzen in dunkeln Stunden eine schöne Wirkung im schauerlichen Thale hervor bringen.

Von einem ähnlichen jenseits Sorento habe ich dir schon in meinem Briefe vom 19. April erzählt.

Gleich hinter unserm Garten ist eine lange Felsenkluft . Durch solche werden viele Weingärten verschiedner Besitzer von einander abgesondert. Ich begreife nicht , welche Begabenheit der Natur diese langen und tiefen Spalten der Erde habe hervor bringen können. In einem Lande , wo auch die schauerlichsten Naturscenen sich mit Blüthen ewiger Jugend schmücken , haben solche Thäler und Felsen einen unaussprechlichen Reiz.

Das Piano di Sorento lehnt sich an die Bergkette , welche , mit dem Capo Campanello endigend , die eine Seite des Meerbusens von Neapel ründet , und diesen vom Salerner Meerbusen scheidet. Beide sieht man zugleich an verschiedenen Stellen der vom Aroma vieler Pflanzen duftenden Berge. Hier übersieht das Auge Meere , Länder und Inseln , vom Capo Licosa an bis zum Monte Circello. Dicht am Gestade stehen im Golfo di Salerno die einzelnen Klippen , welche von vielen Alten und Neuern für die homerische Sireneninsel gehalten wurden. Sie heißen Le Galle.

Eine der schönsten Stellen, die ich auf meiner ganzen Reise gesehen, ist der Kapuzinergarten, nahe bei Sorento. Er ruhet auf den Felsen des Gestades.

Aus seinen schattenden Gängen übersicht man den ganzen Meerbusen von Neapel, außer einigen Buchten, welche rechts und links durch vorlaufende Küsten, deren eine die Insel Capri verbirgt, gebildet werden.

Nirgends erscheint der Vesuv so vortheilhaft, nirgends die hohe Insel Ischia. Aber selbst von diesen großen entfernten Gegenständen kehrt der Blick oft zurück, und verweilet beim nahen Felsengestade, dessen Hallen und zackige Klippen, die schäumenden Wogen einschlürfend und wieder hervor werfend, eine donnernde Brandung des Meeres verursachen.

Mancherley Gewächse, insonderheit die Capernpflanze mit ihrer schönen Blüthe, sprossen aus den Felsen, welche mit hohen überhanzenden Bäumen gekränzt sind. Aus dem Garten steigt man durch eine in Felsen gehauene Treppe hinab an's Meer, wo die Brandung am stärksten ist. In den Stein hinein ist eine weite Halle gehauen, deren beide Seiten von ungleicher Tiefe sind, so daß man in der einen badend füßen kann, und schwimmen in der andern.

Du erinnerst dich vielleicht, daß schon im April mich die Lage dieses Klosters reizte, als ich unten aus dem Nachen einen Mönch oben stehen sah, welcher Wachteln ein Netz stellte. In den Gegenden des Meerbusens von Neapel wird jährlich zwey Mal, im Frühling und im Herbst, eine ungeheure Menge dieser Zugvögel gefangen, besonders in der Insel Capri.

Des Piano di Sorento Volksmenge soll sich, wenn man die gegen viertausend Einwohner enthaltende Stadt mit dazu rechnet, auf achtzehn tausend Menschen belaufen. Welche Bevölkerung in einem Umkreise von kaum vier Stunden! Chemals gehörte das ganze Piano der Stadt Sorento, in welcher viel Adel wohnet; ihre Einwohner verarmten aber, als sie vor einigen Jahrhunderten von afrikanischen Seeräubern überfallen wurden, welche Weiber und Jungfrauen in großer Zahl entführten. Männer, Väter und Brüder löseten die geliebten Gefangenen wieder aus, und sahen sich gezwungen ihre Landgüter zu verkaufen.

Eine sanfte Melancholie, welche Ernst mit Freundlichkeit verbindet, charakterisiert die Sorentiner wie des Piano Bewohner, und unterscheidet sie auf eine auffallende Art sowohl von den sanguinischen rauschenden Napolitanern, als von den, gleich ihrem Himmel, immer heitern Ischiesen. Die Einwohner des Piano sind wohlhabend, und geben keine Abgabe als von der Seide, die sie spinnen, und vom Wein, den sie ausführen. Diejenigen, welche fremden Boden bauen, bezahlen oft eine theure Pacht, weil sich viele Liebhaber dazu finden.

Sie erhalten daher ihr Leben oft dürtig, wiewohl im Schweiße ihres Angesichts.

Da die Berge dieses Thal gegen die Vormittagssonne schützen, genießt es der mildesten Luft. Selbst in den Hundstagen ist die Hitze nicht drückend in einem glücklichen Winkel der Erde, wo die feinsten Früchte den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen, und wo ich noch

gestern die Frucht der hier wild wachsenden cactus opuntia aß; eines Gewächses, das bei uns in Treibhäusern gezogen wird. Indem ich dieses schreibe, sehe ich vor mir an hohen Reben die Fülle der schönsten purpurnen und goldenen Trauben von ungemeiner Größe hangen. Einige Citronbäume stehen wieder in voller Blüthe.

Die Weinlese ist schon vor mehr als acht Tagen angegangen. Ich weiß nicht weshwegen sie in diesem fühlenden Thale früher anfängt, als in den heißen Gegenden Italiens. In Ischia isst man seit 6 Wochen reife Trauben, gleichwohl wird die Weinlese dort nicht vor Ende Septembers anfangen.

Wir haben die 14 letzten Tage des August und die ersten 8 Tage des Septembers in der Insel Ischia zugebracht. Auf Eseln haben wir das ganze Ländchen, welches drey deutsche Meilen im Umfange hat, umritten. Wo ich im April auf Obstbäumen noch Blüthen des langen Frühlings sah, da reiste nun das Obst; wo damals des Agrumi goldne Früchte vollgereift zwischen dem Laube funkelten, da färbte sich wieder die jüngere Frucht, ja man hatte schon Schiffladungen von süßen Pomeranzen nach Rom gesandt. Die Granatäpfel rötheten sich; gleichwohl sproßten hie und da neue Blüthen, soll ich sagen noch oder schon?

Nun reiste die Frucht des Erdbeerbaumes, dessen Laub und schlanker Wuchs Ähnlichkeit mit dem Lorbeer hat. Rund und von glänzendem Scharlach, hänget diese sonst der Erdbeer gleiche Frucht an einem Stengel wie die Kirsche. Nun reisten die rothen und die weißen Azerrolen,

ein liebliches sauerliches Baumobst; nun die Serben, sowohl die weissen als die rothen. Der Feigen Mannichfaltigkeit ist dort so gross wie bei Sorento. Solche, wie die unsrigen, würde kein Mensch hier essen, bessere wirft man hier den Säuen vor. Eine Art Reben ist, wosfern ich nicht irre, der Insel eigenthümlich.

Sie tragen drey Mal, im August, im December und am Ende des Februars. Man nennt diese Traube tre volte l'anno (drey Mal des Jahrs). Eh' die reifenden Beeren gepflückt werden, treibt die Rebe schon wieder Blüthen.

Die Feigenbäume tragen in vielen Gegenden beider Königreiche zwey Mal. Ob die drey Mal tragenden Reben auch irgendwo anders als in Ischia gedeihen, ist mir nicht bekannt. Homer scheint diese Art gekannt zu haben. Wie gut lässt sich auf diese paradiesische Insel folgende Stelle aus der Beschreibung der Gärten des Alkinoos anwenden:

Dort sind ragende Bäume gepflanzt mit laubigen Wipfeln  
Voll der balsamischen Birne, der süßen Feig' und Granate,  
Auch voll grüner Oliven, und roth gesprenkelter Äpfel.  
Diese tragen beständig im Jahr nie mangelnd des Obstes,  
Nicht im Sommer noch Winter; vom athmenden Weste ge-  
fächelt,

Knospen sie hier und blühn, dort zeitigen schwellende Früchte.  
Birne reift auf Birn', es röthen sich Äpfel auf Äpfel.  
Draub' auf Draub' erdunkelt, und Feigen auch schrumpfen  
auf Feigen.

Dort auch prangt ein Gefilde von edlein Weine beschattet.  
 Einige Trauben umher auf der Ebene hingebreitet  
 Dorren am Sonnenstrahl, und andere schneidet der Winzer;  
 Andre keltert man schon; hier stehn die Herling in Reihen,  
 Hier entblühn sie zuerst, hier bräumen sich leise die Beeren.

Voß.

Übrigens wird diese drey Mal reifende Art Trauben von den Winzern nicht vorzüglich hoch geschätzt. Die Beeren des Februars sollen selten reisen, und Wein wird, auch wenn sie reisen, nicht aus ihnen gepresst.

Nichts ist lieblicher, als die Wälder am Epomeo, die Weingärten und zerstreuten Wohnungen auf den Seiten der Berges; die Lage der Städtchen, Flecken und Landhäuser auf Hügeln und am Meer, dessen entzückende Aussichten neuen und mannichfältigen Reiz erhalten durch die zackigen Gestade der Insel.

Die Volkszahl von Ischia beläuft sich auf zwey und zwanzig tausend Menschen. Auch hier sind die Eigenthümer sehr wohlhabend, die Wächter oft arm. Jene bezahlen keine andre Abgabe, als einen Scudo (zween Gulden Konventionsmünze) für jedes Fäß Wein, welches ausgeführt wird. Ein Fäß enthält 6 Eimer, ein Eimer 80 Flaschen.

Ischia's Bäder sind berühmt. Deren sind viele von verschiedner Kraft, gegen mancherley Übel. In einer großen Anstalt, welche Monte di Misericordia genannt wird, werden jährlich 600 arme Badegäste auf Unkosten einer Privatstiftung in Neapel 14 Tage lang verpfleget und genährt.

- Die Luft ist sehr gesund in Ischia, nur nicht für Personen, welche an der Brust oder an den Nerven leiden. So fühl wie die sorentinische ist sie lange nicht.

Die Naturschönheiten des Piano di Sorento haben einen ernsteren Charakter, und vielleicht mehr erhabne Größe. Die Reize von Ischia sind freundlicher, und erfüllen das Herz mit Heiterkeit. Das Völkchen ist vielleicht das liebenswürdigste auf Erden. Leichtes Blut wallet in ihren Adern, ihr ganzes Wesen ist Freundlichkeit und Freude. Herzliche Freundlichkeit und Freude sind nie von Einfalt der Sitten, und nie ist diese von der Unschuld getrennt.

Das Volk ist schön, besonders die Weiber. Doch sah ich der schönen Weiber noch mehr in Tarent, schönere Männer an der nördlichen Küste Siziliens. Die ischiesischen Mädchen haben viel angeborne Grazie. In dem Hofe des Hauses, welches wir bewohnten, tanzten einige Mädchen fast alle Abend zur Tamburine den Tanz, welcher, weil er aus Tarent dahin gekommen, die Tarantello genannt wird. Zwo Personen tanzen mit einander, niemals zween Männer, selten ein Mann und ein Weib, mehrentheils zwo Weiber oder Jungfrauen. So wird auch die Tamburine immer von einer weiblichen Hand geschlagen. Dieses Instrument ist ein breiter Reif, auf der einen Seite mit einem Trommelfell bespannt. Im Reif sind flache Schellen, welche an einander stoßend, zugleich mit Glöcklein, die kreuzweise über der hohlen Seite des Reifs gespannt sind, die trommelnde Musik begleiten. Der spielenden Jungfrau Gesang beseetet die Musik. Die Lieder, welche

sie singen, sind voll Naivität und Empfindung. Gewöhnlich sind es Klagen eines Liebhabers über die Grausamkeit seiner Geliebten. Niemals drücken sie Empfindungen weiblicher Liebe aus, wiewohl Weiber sie singen. So geschmeichelt findet sich überall das weibliche Geschlecht durch die Huldigungen des stärkeren! Die Spielende singt mit so lauter Stimme, daß man sie lieber in einiger Entfernung als in der Nähe hören möchte, wenn nicht ihre ernste, begeisterte Miene den Blick fesselte. Man glaubt, eine Priesterinn des Apollo auf dem Dreyfuß sitzen zu sehen, welche sich durch Musik auf des Gottes Eingebungen vorbereitet.

Kein Tanz ist so anständig, keiner so voll Grazie, wie dieser. Mit gesenktem Haupt, und gesenktem Blick, mit edler Würde und zugleich mit unnachahmlicher Leichtigkeit, schweben die Mädchen, den Boden kaum berührend, dahin, heben sie die Arme, wechseln sie geschlungene Windungen in mannichfältigem Tanz.

Fortunata, ein zart gebildetes und schönes Mädchen von 15 Jahren, übertraf die andern an Grazie, Leichtigkeit und Laune. Franzeska mit vollblühenden Wangen war das Ideal wohlwollender Heiterkeit. Eine gemeine Dienstmagd, welche bei Verrichtung niedriger Geschäfte sich nicht von Dirnen ihres Gleichen unterschied, tanzte mit einem Adel in jeder Bewegung, welcher uns staunen machte.

Alle zween Monate wird ein neues Volkslied in Neapel bekannt. Dieses verbreitet sich sogleich mit seiner Melodie auf die Küsten und Inseln umher; selten wird es aufge-

schrieben, es pflanzt sich fort durch lebendigen Gesang. Es weicht dem folgenden, wie Blumen und Früchte der wechselnden Monate. Doch erhalten sich einige, welche durch besondere Naivität, durch abenteuerliche Geschichte des Liebhabers, oder durch herzbrechende Klagen über das grausame Mädchen, mehr als andre gefallen.

Wir saßen ein Mal auf einem Hügel, welcher bewachsen war mit jungen, schlanken Kastanienbäumen. Um uns her übten sich verschiedene kleine Buben von fünf bis sieben Jahren an diese Bäume hinan zu klettern. Wenn sie so hoch gekommen waren, daß das Bäumchen zu schwanken anstieß, so griffen sie mit großer Behendigkeit nach einem andern Bäumchen, und schwangen sich hinauf. Zuweilen beugten sie mit Gewalt ein Bäumchen so weit herunter, daß einer die obersten Zweige ergreifen konnte. Dieser ließ sich dann durch die natürliche Bewegung des losgelassenen empor strebenden Baumes mit ihm in die Höhe schnellen. Sie neckten sich bei diesen Übungen auf manche Art, und keiner nahm des andern Muthwillen übel auf. Ermüdet setzten sie sich dann, als hätten sie uns schon lange gekannt, zu uns ins Gras, schälten Kastanien, aßen und boten auch uns so freundlich davon an, daß wir nicht unterlassen konnten, rohe Kastanien mit ihnen zu essen.

In ganz Italien, vorzüglich in den Königreichen, werden viele Festtage gefeiert, und diese sind Tage der Freude; wiewohl es ein Irrthum ist, wenn man glaubt, daß an Feiertagen gar nicht gearbeitet werde. Nur die Sonntage sind Tage vollkommner Ruhe. In Ischia vorzüglich ist die Freude der Feiertage groß. Es ist ein

schöner Anblick, wenn man die vielen, auf dem chemals Feuer speyenden hohen Epomeo und am Gestade stehenden, Kirchen und Kapellen Abends erleuchtet sieht. Manches Mal werden auch Häuser erleuchtet; dann beschzen sie mit Lampen das flache Dach. Oder einem Heiligen zur Ehre werden mit großem Tauchzen der Buben und Tünglinge alte Tonnen verbrannt.

Die guten Alten sitzen dann vor der Hausthüre, nehmen Theil an der Freude des jungen Volks, sehen vielleicht mit einem vorübersahrenden Schatten von Wehmuth die gute alte Donne, welche den Wein mancher Jahre verwahrt hat, auslodern, hoffen aber, der Heilige werde ihnen desto reicheren Segen für's künftige Jahr erslehen.

Am Abend vor jedem Feste wird aus kleinen Mörsern vor den Kirchen geschossen. Oft auch werden Raketen geworfen. An Feuer sieht der Italiener sich nicht satt, hört sich nicht satt an des Pulvers Knall. Sogar Schlangen schießt er, um Knallen zu hören, mit der Flinte todt.

Die ersten acht Tage, welche wir in der glücklichen Insel Ischia lebten, waren die frohesten unserer Reise. Das Gefühl der Freude gab mir diese Sendschreiben an unsern Ebert ein. Ich nenne sie Hesperiden, nach diesen blühenden nicht fabelhaften hesperischen Gefilden.

Mit Absicht läßt Gott die Weinlese vor dem Winter hergehen. So läßt er uns auch zuweilen eine außerordentliche Freudenlese halten, wenn ein Schmerz uns bevor steht. Mein kleines, in Neapel gebornes Mädchen ward krank, und starb nach sechs Tagen schmerzhafter Leiden,

welche doch gewiß weit schmerzhafter für die Mutter waren, als für das Kind.

Dieses ist heimgegangen, aus einem irdischen Paradiese in das schönere himmlische Paradies ! Wohl ihr, daß sie erfunden ward.

Werth schnell wegzublühen, der Blumen Edens  
Besire Gespielinn !

Des Völkchens Charakter zeigte sich liebenswürdig während der Krankheit der Kleinen. Sie wollten meine Frau durch Hoffnung der Genesung des Kindes aufrichten, und nahmen lebhafsten Anteil an seinem Zustande. Fremde, welche wir nicht mit Namen kannten, fragten uns nach dem Befinden unsrer Kranken. Aus dem gekrümmten hohlen Pfade vor unserm Fenster schollen oft Fragen hinauf : che fa la bambina ? (Wie geht es dem Mägdelein ?)

In der Insel herrschet eine schöne Sitte. Wenn eine erwachsene Person gestorben ist, so versammelt sich am Abend die ganze Freundschaft, und betet für die Seele des Todten. Ist aber ein Kind gestorben, so wünschet man den Leidtragenden Glück zu seiner gewissen Seligkeit, und diese geben der ganzen Freundschaft ein Gastmahl.

Mit freundlicher und edler Weisheit sagte uns ein alter Winzer : Betrübet euch nicht über des Kindes Tod ! Es ist im Paradiese ! Es betet zu Gott für euch ! Ihr habt eine Seele in den Himmel gesandt ! Auf eurer Reise wird das Mägdelein über euch schweben, und Gefahren von euch abwenden !

Glückliches Inselvölkchen ! Das Meer trennet dich von der Feste. Bleib' auch in deinen Sitten, in deiner Frömm-

migkeit, ein Inselvölkchen! so wird deine Freude nicht von dir weichen! und Geschlecht auf Geschlecht, zu seinen Vätern versammelt, wird höheren Freuden entgegen reisen!

F. L. Gr. zu Stolberg.

## 69.

### Reggio.

Wir hatten vorgestern, am 25. Mai, einen sehr angenehmen, wiewohl wegen der schlechten Wege beschwerlichen Ritt, von Oppido bis Scilla. Diese Pfade, welche bergauf bergab durch das waldige Gebirge führen, sind schmal und oft steil. Ein heftiger Regenguss machte sie nun auch schlüpfrig. Wir ritten durch Eichenwälder, deren Stämme auch bei uns groß und schön heißen würden. Nach dem Regen ward der Himmel heiter und die Erde duftete. Vom hohen Gestade zeigte sich das Meer, die italienische und sizilische Küste, die liparischen Inseln und der Faro (die Meerenge zwischen Italien und Sizilien) welcher, zwischen beiden Küsten sich verlierend, einem Meerbusen ähnlich sieht.

Auf Zickzackwegen ritten wir das jähre Ufer hinab zwischen Gebüsch, Reben und cactus opuntia. Diese sonderbare, immer grüne Pflanze, deren breite Blätter dicke Kolben sind, blühet nun mit schönen hochgelben Blumen.

Unten am Meer rasteten wir einige Stunden im Städtchen Bagnara, dessen schöne Lage durch hoch=herabstürzende Wasserfälle zu beiden Seiten noch verschönert wird.

Über dem jetzigen aus Baraken bestehenden Bagnara, stehn zwischen Felsen die Trümmer des alten Stadtchens, welches durch das Erdbeben von 1783 fast ganz zerstört ward.

Längs dem Meere, bald auf dem Sande des Strandes, bald auf schmalen und felsigen Pfaden am steilen Berggestade, ritten wir nach Sciglio, oder Scilla.

Der von Homer besungene Fels, auf welchem jetzt das Schloß des Prinzen von Scilla steht, gab der Stadt ihren Namen. Sie ist theils unmittelbar am Meer, mehrentheils aber auf den Felsen des Gestades erbauet. Die Gassen sind eng. Man sieht neun verschiedene Reihen von Häusern, welche gerade über einander stehen. Über der höchsten dieser Reihen erheben sich, in etwas schiefer Richtung, noch sechs oder sieben andere.

Hoch oben herab vom Felsen stürzt ein Wasserfall. Diesen hält Cluver für die homerische Kratais, die fabelhafte Mutter der Scilla.

Im Erdbeben des Jahrs 1783 stürzten einige Kirchen ein, andre wurden beschädigt. Die Häuser blieben fast alle verschont; dennoch litt diese kleine Stadt einen sehr großen Verlust an Menschen, ja nach Oppido den größten.

Als die Erschütterung die Einwohner schreckte, begaben sich die meisten an das Ufer. Auch der Prinz von Scilla verließ sein hohes Schloß, größere Sicherheit, und mit Recht, am flachen Strand zu finden hoffend. Plötzlich stürzte vom südlichen Gestade hochher ein ganzer Berg in das Meer. Die mit schneller Gewalt vom Lande getriebenen Fluthen, kehrten mit verdoppeltem Ungeštüm weit

überschwemmend zurück, und rafften 1450 Menschen mit sich dahin. Einige hatten in Schifferbooten, die auf dem Strande standen, Sicherheit gesucht; mit den Booten wurden sie ergriffen, und weder eine Leiche noch eine Planke dieser Boote ist je wieder gesehen worden. So kam auch der Prinz von Scilla mit den Seinigen um. Nur ein Fischerknabe ward aus diesem Boot gerettet. Eine hohe Woge muß ihn schonend ergriffen haben, denn man fand ihn betäubt auf einem Felsen, der ziemlich weit von der Scilla mit ihr einen kleinen Meerbusen bildet. So groß war der Wogen Gewalt, daß sie das steinerne Gewölbe eines Hauses sprengten; so hoch erhuben sich fisch, daß eine Frau durch ein Fenster des dritten Stockwerks in eben dieses Haus hinein geworfen ward. Eine andre blieb mit den Haaren in einem hohen Maulbeerbaum hängen, und ward gerettet. Eine ganze Gesellschaft erhielt das Leben, weil ihr ans Ufer angebundenes Boot, zwar so hoch als das Tau lang war, in die Höhe gehoben, aber nicht dahin gerissen ward.

Der homerische Fels hat eine phantastische, furchterliche Gestalt. Wir ruderten an ihn hinan, so bald wir angekommen waren. Laß uns die Beschreibung des großen Dichters hören, und bewundern, mit welchem Scharfsinn er beobachtete! wie viel Wahrheit seinen kühnsten Dichtungen zum Grunde lag!

Die Kirke warnt den Odyssaeus gegen die irrenden Felsen. Nahe vor dem Felsen der Scilla ragen zärtige Klippen aus dem Meer hervor. Brandende Wogen bedecken sie bald mehr, bald weniger. Das Auge wird getäuscht,

und könnte verführt werden, die Bewegung des Meeres diesen Klippen zuzuschreiben. Einen ähnlichen Berthum begehet man an der Ostsee, wenn man, wie mir oft widerfahren, Steine, die vom Meer angespült, bald mehr, bald weniger entblößt werden, für schwimmende Seehunde hält.

Homer mag nun auf einem phönizischen oder griechischen Schiffe (ohne Zweifel auf einem phönizischen) diese Reise gemacht haben, so ist immer wahrscheinlich, daß die Schiffer seiner Zeit unbekannt genug mit dieser Küste waren, um würklich zu glauben, daß diese Klippen flutheten.

Glaubte doch selbst Plinius, dieser große Naturkundler, daß die felsigen Inseln des Lago di Bolsena flutheten. Homer nennt bei dieser Gelegenheit das Meer, die Amphitrite mit dunkelblauem Antlitz. Es ist hier sehr tief, und nirgends sah ich es am Abend bei heiterm Himmel so dunkelblau.

Da der Dichter eine sehr kühne Fabel auf diesen Felsen zaubern wollte, mußte er ihm eine abenteuerliche Gestalt geben. Was er, mehr als seine meisten Ausleger ahnden, in einem figürlichen Sinne so oft that, das that er hier auch, er hüllte seinen Gegenstand in Wolken.

In der That ist dieser Fels nicht so hoch, daß er bei heiterm Himmel mit Wolken bedeckt seyn sollte. Auffallend aber und furchterlich ist würklich seine Gestalt. Sein Gipfel ist nicht mehr spitz, da ein Schloß darauf gebauet worden, aber noch jetzt würde ein Mann, hätte er auch, wie Homer sagt, zwanzig Hände und zwanzig Füße, nicht hinan

klimmen können. Er erhebt sich wie ein runder Thurm, dessen Breite gegen die Höhe ungestalt seyn würde. Gegen das Meer zu senket sich aus ihm eine scharfe, dreysach gezackte Klippe. Das sind die drey Reihen Zähne im Homer. Die umher liegenden Klippen boten sich der bildenden Phantasie des Dichters dar. Die Dichtung, daß das Ungeheuer Delphinen, Hunde des Meers, und größre Fische, wenn es deren erhaschen könne, fische: diese Dichtung ist auf bewundernswürdiger Kunde von der Natur dieses Meeres gegründet. Deum es ist reich an Delphinen und an einer großen Art von Fischen, welche die Italiener noch jetzt Cane del Mare (Hund des Meers) nennen. Da es strandet auch dann und wann, wie noch vor einigen Jahren geschah, eine Art von Wallfischen, welche die Franzosen Cachetot nennen, an das Ufer.

Über die Charybdis ist oft Streit gewesen. So wie Homer sie beschreibt, ist sie nicht mehr zu finden. Nirgends ist der niedrigere Fels, dessen er gleich nach Beschreibung der Stylla, im Gegensatz von dieser erwähnt. In dieser an Naturbegebenheiten fruchtbare Gegend, können Erdbeben große Veränderungen hervorgebracht haben. Ist doch vielleicht die Meinung einiger alten Schriftsteller und neuerer Naturforscher, welche dafür halten, daß ein viel früheres Erdbeben Sizilien von Italien getrennet habe, nicht unwahrscheinlich?

Cluver gibt zu, daß die homerische Charybdis, nach des Dichters Erzählung, der Stylla gegenüber müsse gelegen haben, am Vorgebirge des Pelorus, welches jetzt Capo di Faro heißt. Er fand sie aber dort nicht, sondern

hielt den Meerstrudel , der vor dem Leuchtturm vor Messina ist , für die wahre Charybdis , und beschuldigte Homer eines Irrthums. Aber warum fand er den homerischen Meerstrudel nicht ? Jeder Fischer von Scilla , von Capo di Faro und von Messina kennt ihn. Er ist vor dem Capo di Faro , der Skylla gegenüber. Der Strom des Meers von Nordosten in die Meerenge des Faro , hat seine regelmäßige Fluth und Ebbe von sechs Stunden. Wird Ebbe oder Fluth durch gegenseitigen starken Wind gestört , so entsteht noch jetzt ein Strudel vor dem Vor-gebirge.

Diese Fluth und Ebbe haben einige der Wirkung unterirdischer Gänge zugeschrieben , welche den Atna mit dem Meer in Verbindung bringen. Aristoteles schreibt sie , gleich andrer Fluth und Ebbe , dem Druck des Mondes zu. Die regelmäßige Abwechslung von sechs Stunden bestätigt diese Meinung. Zu Homers Zeit waren Ebbe und Fluth , welche sich an wenigen Orten des mittelländischen Meeres äußern , gewiß sehr unvollkommen bekannt. Daher sagt er : die Charybdis schlürfe drey Mal des Za- ges die Gewässer ein , und speye sie drey Mal wieder aus.

Dem Schiffer eines kleinen Fahrzeuges , wenn er dieser Gegend nicht kundig wäre , könnte wohl das Unglück begegnen , gegen welches die Kirke den Odyssaeus warnt , daß er , um die Skylla und die ihr nahen Klippen im Meere zu vermeiden , dem Strudel der homerischen Charybdis zu nahe käme.

Die Schiffer nennen sowohl diesen Strudel als den bei Messina Galofaro , den letzteren auch La Rema. Der Name

Galofaro ist ohne Zweifel griechischen Ursprungs, zusammen gesetzt aus dem griechischen *kalos* schön, und *Pharos* ein Leuchtturm. Beide Strudel sind bei den Leuchttürmen, deren einer vor Messina steht, der andre vor Capo di Faro.

Ehe wir gestern früh Scilla verließen, wurden wir eingeladen von einem Mann aus der Stadt, dem wir einen Brief aus Neapel mitgebracht hatten, ans Ufer zu kommen, um einen Schwerdtfisch (*Pesce di Spada*) zu sehen, welcher während der Nacht in einem Netze gefangen worden. Diese Fische sind von mehr als menschlicher Größe. Ihre Unterlippe läuft hart und spitz zu, wie eine breite Lanzen schärfe. Die gleich harte Oberlippe läuft in einer Länge von mehr als fünf Vierteilen vor, wie ein breites, zweischneidiges, vorn spitzes Schwerdt. Dieser Fisch führt mit der Art, welche Hunde des Meers heißen (aber nichts mit den Seehunden gemein haben), einen blutigen Krieg. Das Meer warf im vorigen Jahr einen Schwerdtfisch, zugleich mit einem Hund des Meers, an dieses Ufer. Tener hatte diesen durch und durch gespießt; der Sieger aber hatte sich nicht vom Besiegten los machen, auch nicht frey schwimmen können, und mußte mit ihm sterben. Der Schwerdtfisch wird sehr hoch geschätzt, und schien auch uns ein besonders wohlgeschmeckendes Fleisch zu haben. In dieser Jahrszeit machen die Calabren eine Jagd auf ihn, an welcher sie viele Freude finden.

Kleine Nachen schwimmen im Meer. Vom Gestade gibt auf einem Felsen, oder Thurm, oder auf einem Mastbaum ein Mann Acht, ob er einen Schwerdtfisch erblicke.

Zeigt sich einer, so gibt er ein Zeichen mit einem Tuche. Sobald die Fischer ihn sehen, rudern sie auf ihn zu, gewaffnet mit widerhaften Lanzen. Gelingt es ihnen einen zu treffen, so winden sie, in großer Eile, das Seil los, an dem die Lanze befestiget ist, bis sie endlich den Fisch, nachdem er weit geschwommen ist, und sich verblutet hat, ins Boot ziehen können. Wir sahen einen Mann auf einem Mastbaum stehen, und erwartungsvolle Fischer in Nachen um ihn her. Die Prinzen von Scilla zwingen ihre Untertanen, ihnen von jedem Schwerdtfisch die besten Lederbissen, und von ihrem übrigen Fischfang den zehnten Theil zu geben. Seit vielen Jahren ist Klage gegen sie anhängig gemacht worden. Schon war ein Mal eine eigene Kommission ernannt, welche das Recht dieser Abgabe untersuchen sollte, aber sie ward wieder aufgehoben. Der jetzige Prinz macht noch immer gegen die armen Fischer seine Ansprüche gelten, wiewohl nach und nach manche Mißbräuche dieser Art vom König sind aufgehoben worden.

Der Schwerdtfisch gehört zu den Zugfischen. Im Mai, Juni, und einem Theil des Juli, besucht er die Küste Calabriens; dann die sizilische, wo eben diese Jagd auf ihn gemacht wird.

Wiewohl wir gestern früh, um nach Reggio zu schiffen, unter Segel giengen, wollten wir doch das sizilianische Vorgebirge, dem wir so nahe waren, nicht unbesucht lassen. Auch gewannen wir dadurch an Zeit, weil uns nachher dieser Besuch von Messina aus, einen ganzen Tag würde gekostet haben.

Wir besuchten zween kleine Seen, welche gesalznes

Wasser haben , und Muscheln ernähren , also mit dem Meere durch unterirdische Gemeinschaft zusammen hängen. Der kleinere ist salziger als der große , setzt auch gutes Küchensalz ab. Cluver fand noch einen dritten , dessen auch alte Schriftsteller erwähnen. Es mag dieser wohl seit seiner Zeit eingetrodnet seyn. Auf meine Nachfrage erhielt ich keine befriedigende Antwort.

Da wir , um nach Reggio zu segeln , widrigen Wind hatten , ruderten unsre Schiffer an eine Landspitze Calabriens , welche Pezzo heisst , um von dort das Schiff von Ochsen ziehen zu lassen. Wir giengen ins Land hinein , und besuchten einen Mann , welcher , von der Regierung unterstützt , den Calabresen das Beispiel geben will , die Seide und die Seidenwürmer auf piemontesische , den Weinbau und die Art den Wein zu machen , auf französische Art zu behandeln. Des Seidenbaus und der Art mit der Seide zu verfahren völlig unkundig , kann ich sein Verdienst in Absicht auf diese Bemühung nicht beurtheilen. Der Wein ist besser als der gewöhnliche Wein Calabriens ; wiewohl die Reben erst seit sechs Jahren gepflanzt worden , und das Gewächs älterer Reben noch edler seyn wird. Dieser Wein hatte Ähnlichkeit mit demjenigen rothen Burgunder , welchen die Franzosen petit bourgogne nennen.

Der Ort , wo dieser Mann wohnt , heißt Villa di san Giovanni , und liegt Messina gegenüber. Er hat dieses Unternehmen zugleich mit seinen drey Brüdern angefangen. Sie heißen Caracciolo. Sie suchen die besten Pflanzen aus , und lassen bei der Weinlese die Beeren von den

Stengeln streifen. Unreife Beeren und faule lassen sie wegwerfen.

Gelingt es ihnen, eine besondere Art des Seiden- und Weinbaues in Calabrien einzuführen, so öffnen sie diesem von der Natur so hoch begünstigten Lande reiche Quellen des Wohlstandes. Wegen Milde des Himmels, und Tresslichkeit des Bodens, sind einige Weine dieser Provinz, so nachlässig auch mit ihnen verfahren wird, doch vortrefflich; besonders der Wein von Gerace (dem alten Lofri) und von andern Orten, wo das Erdbeben den Boden umgewälzt hat. Solcher heißt daher *vino del Terramoto* (Wein des Erdbebens).

Derjenige Wein, welcher in Deutschland, ja selbst in Italien, und sogar in Sizilien rother Calabrer genannt wird, wächst bei Syrakus. Er ist so edel, daß ich ihn in Deutschland für rothen Kapwein habe trinken gesehen, und sogar für den edelsten, welcher Constantia heißt.

Die Aussicht des Faro (der Meerenge zwischen Sizilien und Calabrien) ist gewiß eine der schönsten in der Welt. Zwischen Calabriens und Siziliens hohen Gestaden segelten wir mit frischem Winde, welcher sich, während wir ausgestiegen waren, zu unserm Vortheil geändert hatte. Wir sahen den Ätna, der in hellblauer Ferne sich gewaltig über drey hinter einander getürmte Bergreihen der Insel erhebt, und den rechten Arm in sanft geneigter Richtung fünf deutsche Meilen lang bis hin an Catania ausstreckt.

Die Alten hielten den Faro für ein gefährliches Meer. Die Messiner sandten ein Mal zu einem öffentlichen

Fest, welches in R̄hegion (Reggio) gegeben ward, einen Reigen von fünf und zwanzig Knaben, mit einem Reigensührer und einem Flötenspieler. Sie kamen alle im Meer um. Pausanias, welcher diese Geschichte erzählt, sagt: es sey diese Meerenge stürmischer als das ganze Meer. Stürme von beiden Seiten machten sie unruhig. Auch wenn keine Winde brausen, sey die Bewegung der hin und her fluthenden Wogen sehr groß. Man würde schon dieser Beschreibung Vergrößerung des Vorurtheils ansehen, wenn Pausanias auch nicht hinzu fügte: der Meerungeheuer sey eine solche Menge, daß die Lust von ihrem Geruch erfüllt werde, und Schiffbrüchigen keine Rettung bliebe.

Unsre Aufmerksamkeit ward von den Blicken auf beide Gestade und auf das Meer so unterhalten, daß uns die Ankunft in Reggio beinahe überraschte.

Der alte griechische Name dieser Stadt, R̄hegion, ward von einigen, nach Diodors Zeugniß, vom griechischen Worte R̄egnumi (ich breche, reiße) hergeleitet, weil nach einer alten Sage Sizilien von Italien sey abgerissen worden. Einige wollten, daß das Meer den Isthmos durchbrochen hätte; andre sagten, ein Erdbeben hätte diese große Veränderung hervor gebracht.

Diese noch jetzt den gewaltsamsten Naturrevolutionen ausgesetzte Gegend, die Gestalt der jähn gezackten Gestade, die neuere Entstehung der kleinen feuerspeyenden liparischen Insel Volcanello, scheinen diese alte Meinung zu begünstigen.

Reggio ist sehr alt. Wenn man einer poetischen Erzäh-

lung nicht trauen will, welche den Takastros, Sohn desjenigen Aeolos, der Lipari beherrschte und Odyssaeus einen Monat bewirthete, zum Stifter dieser Stadt macht; so muß man der Geschichte glauben, welche ihren Ursprung von Chalcidensern aus Eubœa herleitet.

Ihre Lage ist eine der schönsten die ich je gesehen. In einem fruchtbaren Thale an das hohe Gestade sich lehnend, liegt sie am Faro. Man sieht die calabrische Küste bis hinauf zum scillaischen Vorgebirge, und Siziliens hohes Ufer von Capo di Faro an bis zum Atna, der das große Gemälde verherrlicht.

Im Erdbeben von 1783 stürzte die Stadt fast ganz ein, ist aber grossentheils wieder erbauet worden, und hat nun breite Straßen, da die vorigen eng waren. Am Meer hat der König eine lange Reihe Häuser, nach der Idee der berühmten Pallazata in Messina, doch nur von zwey Stockwerken, bauen lassen.

Die Gärten von Reggio erstrecken sich weit, und sind reicher an Früchten mannichfältiger Art, die zum Geschlecht der Pomeranzen und Citronen gehören, als irgend eine Gegend Italiens. Alle diese Arten Früchte werden von den Italienern unter dem allgemeinen Namen Agrumi begriffen. Nur hier und an einigen Orten von Sizilien reifen die Datteln; doch gerathen sie nicht alle Jahr, und werden nie den afrikanischen und asiatischen gleich geschätzet. Einen Palmbaum von der Datteln tragenden Art, im Hofe des erzbischöflichen Palastes in Tarent ausgenommen, habe ich nirgends in Italien diese Bäume so groß gesehen. Ihr Ansehen ist sehr edel, und lieblich das bestän-

dige Säuseln ihres Laubes. Jährlich sprossen oben aus der Krone neue Zweige, welche sich nach allen Seiten zu neigen; jährlich fallen die untersten Zweige ab, und lassen eine schuppenartige Spur zurück. Nach diesen Schuppen kann man das Alter des Baumes bestimmen. Türken, welche nach Tarent gekommen waren, schätzten des dortigen Palmbaums Alter auf vierhundert Jahre.

Die Maulbeer- und Feigenbäume bei Reggio sind sehr groß. Ich habe, wo ich nicht irre, irgendwo gelesen, daß nur diese Feigenbäume zwey Mal im Jahr Früchte tragen. Sie haben aber diese Ewigend nicht nur mit den sizilischen Feigenbäumen gemein, sondern auch mit denen im Königreiche Neapel; es möchten denn einige hohe Gebirgsggenden davon ausgeschlossen seyn.

Die ersten Feigen, welche schon in der ersten Hälfte des Juni reisen, heißen fiori di fichi (Blumen der Feigen). Sie sind unsfern Feigen weit vorzuziehen, und doch nicht so vollkommen als diejenigen, welche in beiden Königreichen im Juli, August und September reisen. Diese sind so süß, daß der hervorbrechende Saft, wenn sie noch am Baum sind, in klaren Tropfen, lauter im Honigseim gleich an Farbe und an Süße, hängen bleibt. Sehr gewöhnlich ist ein übler Geruch in Italien, nach welchem man am Baum die Feigen mit Öl tränkt, um ihre Reife zu befördern. Durch ein Rohr läßt man einen Tropfen unten in die Feige, dem Stengel gegen über, hineinlaufen. Diese Feigen sind nicht so gesund wie diejenigen, welche ohne diese Künsteley reisen.

Wir hatten Briefe an einige Männer dieser Stadt,

fanden sie aber nicht zu Hause. Ich erfuhr nachher, daß es bei den Einwohnern von Reggio Sitte sey, sich für Reisende verläugnen zu lassen. Diese Sitte macht ihnen desto weniger Ehre, da die Calabresen aller andern Städte in hohem Grade gastfrey sind, und den Fremdling, auch wenn er ihnen nicht empfohlen ist, freundlich einladen, herzlich aufzunehmen, und liebreich bewirthen.

Ich hätte sehr gerne eine kleine Reise von Reggio nach Gerace, dem alten Lofri, unternommen. Ich erfuhr aber, daß die lange Tagereise zu Lande beschwerlich und unangenehm wäre. Zu Wasser kann diese Reise sehr viele Zeit erfordern, da das Vorgebirge Spartivento (ehemals das herkulische Vorgebirge) an Italiens südöstlicher Spitze, wegen seiner hochbrandenden Wogen, von den Schiffen gefürchtet wird, und nur mit sehr günstigem Winde kann umsegelt werden.

Dieses Lofri lag am Capo Bursano, welches ehemals das zephyrische Vorgebirge hieß. Daher nannte man die Stadt das epizephyrische Lofri.....

.....  
.....  
.....  
.....

Ich verlasse mit Rührung des schönen Italiens schönste Provinz. Der allbelebenden Sonne näher als die andern, wird sie gefühlt von Lüften beider Meere, von der Höhe ihrer Berge, von schattenden Wäldern, von zahllosen Quellen, welche, ihre Gefilde tränkend, noch jetzt Auen und Bäume mit dem frischen Glanz des ersten Grüns bekleiden. Was verschiedne Welttheile Schönes und Großes

haben , vereinigt Calabrien. Hier findet der Indier seine Dattel , und der Lappländer würde seine Augen weiden an des benachbarten Ätna Schnee. Die Aussichten auf das Meer ; auf Calabriens eigne Gestade und auf die Gestade Siziliens ; auf die Meerenge hier und auf das weite Meer dort , aus dem die liparischen Inseln , einzelne Berge , sich thürmen ; auf den hehren Ätna , dessen Herrlichkeit in furchtbarer Schönheit das Auge immer wieder auf Sizilien hinreift , und Sizilien unter ihm schwinden macht ; alles das , verbunden mit den freundlichsten Reizen der blühendsten Natur , die auf ihrem Schooße mich wiegend mir ihre mannichfältigsten Schönheiten zeigte ; alles das erfüllte mich mit einer Empfindung , die des Ausdrucks nicht bedarf , ihn verschmäht , weil sie über den Ausdruck erhaben ist ; mit einer Empfindung , welche , sich mit den süßesten Erinnerungen und Empfindungen meines Lebens , und mit meinen heiligsten Gefühlen vereinigend , mein Daseyn erweiterte. Sie ward nicht gestört , sie bekam nur eine neue Richtung , durch den Gedanken , daß diese Paradiese die Rüstkammer des Allmächtigen mit Blumen bedecken. Calabrien ist der Brennpunkt der unterirdischen Feuer , deren Hauch aus dem Vesuv , dem Stromboli , dem Ätna athmet.

Im Schooße dieser freundlichen Erde reiset die große Frucht der vielleicht bald bevorstehenden Erdumbildung.

Calabrien ist ein blühendes Weib des befruchtenden Himmels ! der Gatte , die Mutter Erde , und das Meer kränzen die blühende ! Aber sie trägt unter ihrem Herzen einen Riesen , dessen Bucklungen die Erde schon oft erschüt-

terten! Seine Geburt wird durch die Wehen der Gebärerinn laut angekündigt werden, und diese Wehen werden die harrende Erde erschüttern von Pol zu Pol! bis —

Wohl dem, dem die Stimme des Herrn im Donner und im Säuseln willkommen ist!

Der selbe.

70.

### Aufenthalt in Oneglia.

Oneglia hat schrecklich viel gelitten durch innere Spaltung und äußern Drang. Es war der letzte piemontesische Ort, in's genuesische Gebiet mit seinem kleinen Territorium eingeklammert. Die Partey für den König hielt noch die Stadt, welche die Franzosen bombadirten; diese senden einen Parlementär an's Land, welchen das wütende Volk tödtet. Die Rache war blutig! Drey Tage ward in Oneglia geplündert, gemordet, gebrannt. — Alles floh, und die vormals sehr blühende Stadt stand wüste, und nur durchziehende Truppen bevölkerten sie. Die Beute der reichen Ölmagazine von Oneglia bereicherte die eine halbe Stunde entfernte Stadt Port Maurice; diese zog den Handel von Oneglia schnell an sich und blüht seitdem.

Hier beim redlichen Tirragallo erfuhren wir erst unsere ganze Gefahr einer Feloukkenfahrt im Winter, während die Seewinde von den Alpen stürzen. Erst vor vierzehn Tagen ist eine Feloukke zwischen Toulon und Nizza mit funfzehn Menschen untergegangen. Ein Unglüdlicher streckte einem vorbeisegelnden Kaufmannsschiff aus

den Wogen die Arme um Rettung zu : es flog vorbei, unfähig in vollen Segeln einzuhalten. Also der Felouckenreise wird entsagt; und ein französisches Frachtschiff, hier Bombarde genannt, ist in drey Tagen bereit uns gerade nach Livorno zu führen.

Den 28. Januar 1807. Der wüthende Sturm aus Osten hält an. Wir reiten aus, das Land zu beschen, erst nach Porto Mauricio. Das ganze Gestade kocht und schäumet und bietet Scenen dar, wie *Tempesta* sie liebte; unter dem rund ausgewölbtten Vorgebirge in Westen, auf dem die Stadt gebaut ist, rollen lange Wogen tosend an's flache Gestade — es ist Vernets Schiffbruch, nur fehlen die Schiffbrüchigen, Gottlob! — Port Maurice ist malerisch bergan gebaut; gegen Oneglia zu dehnt sich ein Öl-garten aus der Stadt hinab. Wir ritten von hinten herum hinein. Wunderbar ist dies Städtchen in Spiralen um den Felsen erbaut. Drinnen geht's Trepp' auf Trepp' ab, Winkel aus Winkel ein. Wir sahen schöne vier bis fünf Stock hohe Häuser mit offnen Logien. Die Gassen sind zierlich, nach genuesischer Art, mit bunten Alpentiefern gepflastert, und voll Gewerbe und Betriebsamkeit, im schärfsten Kontraste mit unserm armen verödeten Oneglia.

Sie hatten sogar eine Komödie, deren Ankündigungszettel zwey große historische Gemälde waren, welche die pikantesten Scenen des zu gebenden Stückes darstellten. Wie malt dieses den immer offenen Schausinn dieses leicht durch die Sinne bewegten Volkes! Die Aussichten im Umsteigen des Vorgebirges stadtan sind äußerst abwechselnd und schön. Westwärts blicken wir

in die wilden Vorberge nach St. Remo zurück; im Osten auf das Gestade von Oneglia und die alte Stadt; im Norden auf ein olivenbegründes Thal, welches sich hinter derselben romantisch in höhere Berge hinauf windet. Die Gebirge steigen vierfach geschichtet, aber so weit das Auge reicht vollbegründt; denn Höhe und Tiefe ist mit Ölwaldern bedeckt und gefüllt, und die Dörfer und Flecken hängen weißblidend daraus hervor. Allein es ist bitter bitter kalt, und das Meer wogt finsterblau (Homers Poseidon, finster gelockter Unserer, Länderverschüttter, erschien mir nie so gebietend!) in alle Felsbuchten und schäumt wild an die vorragenden Küsten. Allein belustigend ist der Anblick, den die Marinen dieses Städtchens anbieten. Wo Sonne ist und Felsen und Mauern, die vor dem bittern Winde Schutz geben, wimmelt es von Menschen. Schiffslute in bunten Haufen; das Moralspiel extont: quinque! tre! sei, sette! und die gehobenen Hände, die brennenden Augen, die gespannten Physionomien dabei! Gruppen baumwollenspinnender und strickender Weiber daneben. Scharen in den reinlichen bunten Uferkieseln spielender Kinder. Alles flieht die kalten Häuser, denn im unfrigen befindet sich der einzige Kam in der Stadt Oneglia. Er ist in einem großen bombenfrey und kirchenhoch gewölbten Saale befindlich, geräumig genug, um ein odysséisches Mahl darin zu bereiten — aber ach, er wird nur mit Pinienäpfeln und seltenen Pinienholzspänen geheizt! Die Fenster dieses Hauses sind seit Erbauung desselben nicht gereinigt und die Thüren nicht geschlossen worden, können es auch nur von Innen werden, und der

Saal ist Eingangs = und allgemeines Wohnzimmer zu gleich — die Unsauberkeit aber ist so groß, so groß, wie die Gastfreyheit der guten Leutchen.

Du solltest uns nur sehen, und unsre Stoa bewundern! Ihr habt im Norden, wo alle Genüsse auf's Haus konzentriert sind, von der Hde und Uncomfortabilität eines solchen kleinen italienischen Hauswesens keinen Begriff: da fehlt an allem, was bey uns auch der Arme hat, und alles was wir im Jahre 1795 und 96 von der Art in Roms Gefilden belachten, kommt nicht dagegen auf.

Den 29. Ritt ins Thal der Oneglia herauf, durch die Stadt; sie ist gar nicht übel gebaut gewesen, allein Zerstörung redet überall laut aus den Ruinen. Die Häuser, angeschwärzt vom Brände, von den Bomben erschüttert, sind durch quer über die Gassen gelegte Balken auseinander gestürzt, viele Fensterräume noch leer und ausgebrannt die Zimmer. Wie traurig sich hierbei das zierliche Steinpflaster ausnimmt, auf genuesische Art, mit bunten Alpenflieseln in longitudinalen Banden bunt gepflastert, kannst du nicht glauben — dieß Pflaster muß wie in Genua sauber gleich dem Boden eines Zimmers gehalten werden — oder es sieht aus wie ein unreines Zimmer! Diese Küstenthäler sind transversal in die Meeralpen hinauf geborsten, Schlünde, welche nachher Alpenströme ausgehöhlt haben. Das Thal des Pallione, hinter Nizza, war das erste dieser Art so wir sehen. Voll der höchsten Naturseuenen muß das romantisch wilde Kluftthal hinter Ventimiglia seyn, wo man so erhabne Blicke in die Hochalpen wirft.

Dieses Thälchen nun , welches der Bergstrom Oneglia mit unftätem Laufe und ungeheurem Kieselgerölle füllt, windet sich um die steilen Bergangeln , und oft ist so wenig Raum , daß er dem engen Wege mangelt , und man von einer Seite der Kluft auf die andere durch den jetzt seichten Strom reiten muß , zwischen wild aufgehäuften Alpen- fragmenten. Die Seiten dieser Berge sind in schroff und eng über einander steigenden Terrassen bis in Himmelhöhe (so weit nur der Blick reichen kann, wenn man den Kopf ganz rückwärts biegt) mit herrlichen uralten Olbäumen bepflanzt. Gegen die saure Mühe dieses Olbaues ist der Weinbau von la Vaud noch Scherz ! Sieht man von unten von der Öffnung des Thales hinein, so scheint alles üppig begrünt und romantisch beschattet ; die weißen Dörfchen blicken lockend aus den hängenden Olhainen hervor , denn auch die Farbe des Olivenlaubes ist hier dunkler und saftiger als ich sie sonst noch sah , und das weiße Kieselbett des Stroms kontrastirt malerisch. Ist man aber erst mitten darin , so verschwindet der größte Theil des Zaubers. Man reitet auf steinigen Wegen , unter Steinterassen , über einem Steinstrom , durch welchen ein dürftiges Wässerchen mühsam hinschleicht. Kein frisches Grün entkeimt dem Felsenboden ; hin und wieder erscheinen in schmalen Streifen magere Waizen - Äcker. Dies war der Anblick dieses Thales. In den Landhäusern nahe um die Stadt haben Bürgerkrieg, Bomben und Plünderung gewütet ; schöne Gebäude sieht man ohne Thüren noch Fenster , in verödeten Gärten. Es sind viele Orangen- und Zitronen- Bäume hier , allein sie stehen hinter hohen Mauern , und

haben weder den freudigen Wuchs, noch die Blatt- und Fruchtfülle der Hesperidengärten von Hyères.

Nach einer Viertelstunde sahen wir das alte Oneglia, mit verödeten Thürmen und einer Festung, hoch zwischen Olivenwäldern liegen, und gegenüber einen muntern Flecken Borgo d'Oneglia genannt, tiefer am Berge unter hängenden Ölbaumien. Längs des Flusses sind viele Ölmühlen. Das zuerst abgepresste feinste Öl von Oneglia geht nach dem Norden; das schlechte nach Marseille, dessen ungeheure Seifensiedereyen noch dazu das schlechte Öl von Calabrien und von der afrikanischen Küste verschlingen. Die Menge der Olivenkerne wird gemahlen, dann oftmals gewaschen und alles Ölichte rein abgeschöpft, und mit der dichten Gluth derselben alles Brod hier gebacken. Die Kohlen aber füllen die Gluthpfannen und Töpfe der ganzen Stadt. Die Sonne war heute heiß, der Wind aber scharf; und als wir ans Strombett in die Schatten hinab stiegen, erblickten wir hoch über dem Hintergrunde des Thales die Schneegipfel der piemontesischen Alpen, und brachen zugleich Eiszapfen von Armlänge aus den Speichen der Ölmühlen. Bald erscheinen Borgo und Ponte Dazio, dann Paese di Sotte und di Sopra. Alle diese Flecken und Dörfer hängen an Steinerassen oder liegen über ihnen auf Felsen.

Den 30. Wir ritten hinter der Stadt Port Maurice in ihr Thal. Dieser Ort ist überall gut und theilweise schön gebaut. Zierliche Landhäuser mit herabblickenden lustigen Hallen schauen übers Thal hin, an dessen Mündung das Städtchen auf hohen Uferhügeln liegt. Meine

Meinung über die Monotonie dieser Thalflüste bestätigt sich auch hier. Auch hier rollt ein wilder Felsbach hindurch. Das Thal ist Kieselstrombett, das Gestade Oliventerasse. Auch hier der Einblick beim Eingang malerisch, doch könnte man leicht das Eine mit dem Andern verwechseln.

Das Meer wütet noch immer, und wir sind wer weiß auf wie lange gefangen, denn der späte Winter dieser Küste hat uns hier ergriffen, wo wir ohne die Gastfreyheit des guten jungen Paares sehr unglücklich wären, wo wir aber doch mit allem, was diese verarmte ausgeplünderte Wirthschaft vermag, gar nicht zu beneiden sind. Die Fenster im mittlern Stock dieses Hauses haben zwar Glasscheiben, allein diese sind vom Sonnenbrand, Schmutz und dem Kaltwasser, welches bei Erbauung des Hauses auf sie fiel, so erblindet, daß die flüchtigen Sonnenstrahlen, welche jetzt dieß todkalte Haus berühren, gar nicht durchdringen; wir sitzen wie in einer Blendlaterne, und sehen nicht, ob der Himmel grau ist oder blau, sondern hören nur die furchtbaren Wellenstoße, deren jeder das ganze Städtchen erschüttert, wie ferner Kanonendonner! Es gibt hier in Oneglia ganze Straßen, wo beide Häuserreihen durch quer übergestemmte Balken auseinander gehalten und vor dem Zusammensturz, so lange es geht, bewahrt werden. Muthlosigkeit redet aus Allem, und das auf ihre Kosten aus ihrer Asche empor geblühte Port Maurice ist ein steter Dorn in ihren Augen. Als Oneglia drey Tage geplündert und ausgebrannt ward, flohen viele Einwohner, viele starben später vor Elend, so daß die

Bevölkerung von 6000 auf 3500 geschmolzen ist. Wir aber seufzen nach halbynischen Wintertagen, welche dieser wogenumbrandeten Küste fremd zu seyn scheinen, und uns doch allein von ihr scheiden können.

Heute, den 1. Februar, war ein Fest und große Wallfahrt nach einer Madonna di Porto Diana, zwey Stunden von hier. Zu Lande gibts hier keinen andern Weg, als die berühmte und verrufene Kornische; dazu bereitete sich also die ganze Haussgesellschaft, und bestieg die leichtfüßigen windschnellen Maulthiere, deren gleichen ich nie gesehen, und die Gott, wie ich sicher glaube, einzig für diese halsbrechenden Felsenpfade schuf. Ein solches Thier geht sanft wie ein Esel, leicht wie ein vollkommenes Reitpferd, und hat den Verstand der übrigen Maulthiere ohne ihren Starrsinn — denn diese lassen sich durch den Bügel lenken wie ein Reitpferd. Allein auf bösen Wegen sind sie die Klügern, und man muß sie nur machen lassen. Wir trabten also lustig davon, gleich aus der Stadt über den engen Strand hinan die Felsen des Gestades, zwischen Klippen und dem Meere steigend, erst auf einem schön gepflasterten und ziemlich breiten Wege; Wallfahrter zu Pferd und zu Fuß in bunten Festanzügen machten die Straßen lebendig. Das Volk ist freundlich und feingebildet, und die Physionomien sind ausdrucks voll. Die Männer sind schön zu nennen, wohl gewachsen und von stolzem Ansehn. Die Frauen reizend, zumal durch schönes Haar und die schönsten Farben. — Sie tragen die Rösser oft von weißer Baumwolle in offne Muster gestrickt, und mit langen rosenrothen Bändern gebunden, welche, sie umflat-

ternd , ihnen zu den dunkeln Augen und Haaren sehr wohl stehen. Die Meisten waren in weiße Leibchen und Röcke gekleidet, hatten purpurrothe seidne Halstücher um, und waren äußerst lieblich anzusehen. Überhaupt sind die Bewohner von Oneglia reinlich an ihrem Körper ; ich vermuthe nur das Elend habe die Wohnungen so vernachlässigt werden lassen. Ich versichere Sie , mein Freund, daß ihr Grazien spähendes Auge , und der poetische König sangende Rüssel (Es ist betrübt , daß es keinen andern Namen für ein so poetisch=organisiertes Instrument gibt!) mit füher Beute beladen von dieser starren Felsenküste zurück kehren würden.

Die romantische Wildheit und die wilde Symmetrie dieser alpinischen Seegestade steht in einem wahren Dreyfange mit dem Wogengeräusch! Die rund ausgewölbten Vorgeburgen , und spizan gezackten Felswinkel folgen sich in vielen perspektivisch dahin stiehenden Vorländern. Zwischen jedem ist ein Kluftthal aufgerissen , und schäumen weiße lange Brandungswogen in eine flippenvolle Bucht.

Die ganze Küste von Nizza an ist aus und ein gerissen. Aus jeder Kluft rollt ein Wildbach hervor ins Meer ; die Thäler sind um Felsangeln gewundne Strombetten , durch die hängenden Plane dieser Voralpen transversal zerrissen und mit Ölbaumcn bepflanzt ; wenn man diese Thäler höher hinan steigt erblickt man seltene Wälder und Wiesenland. An der Mündung jedes Stromthales liegt ein Städtchen auf flachem wogenumbrandeten Gestade. Auf jedem Vorberge (wo oft die nackte Felsenöde Fragen macht : «wovon lebt man da?») hängt ein mehr oder

minder großes Menschennest, Städtchen, oder gar eine ansehnliche Stadt. Diese ganze Bevölkerung nährt der Segen des Ölbaums, und Minerva verdiente hier die Tempel, welche (wie wir aus vielen Umständen schließen) von jehor an dieser uralten Waldküste Dianen geweiht waren. Außer dem Ölbaue ist der wenige hier gewonnene Wein vortrefflich, und die Feigen ziche ich denen von Smyrna vor; beide gehen außer Landes. Im Hintergrunde jedes dieser aufgebostenen Meeralpenthälter glänzen die schneedeckten Hochgebirge Piemonts herab.

Dieses ist also das Land der ingaunischen Ligurier, der alten Bewohner der Riviera di Ponente, deren Hauptstadt Ventimiglia (Albium Intenulum) war, und die mit ihren Brüdern (den apuanischen Liguriern, Bewohner der Riviera di Levante jenseit Genua) den Römern so viel blutige Triumphhe verschafften, in denen aber die Sieger außer Waffen keine andere Beute über dieß arme freyheitsliebende Volk aufweisen konnten, welches sie vertilgen und in die Ebenen verpflanzen mußten, ehe sie den unbezwingbar hohen Geist desselben beugen konnten. Schon war die römische Republik Herr von Italien und Sizilien, schon gehörte ihr die Küste Afrika's und Kleinasiens, als ihnen dieß arme Bergvolk noch trotzte. Sie waren fühlre Seeräuber, und die Noth, welche sie den Kolonien von Marsilia verursachten, war die erste Ursache des Beifandes, den die Römer diesen treuen Verbündeten angedeihen ließen — und ihrer endlichen Unterjochung.

Wir reiten fühl und schnell auf steigenden sich verengenden Pfaden; unter uns brandet zur rechten das Meer

aus offener Höhe, über verborgnen Klippengrund schäumen die Wogen heran, und springen hoch an vorgestürzte Felsenthürme hinan, oder zischen in die finstern Klüste mit langen weißen Zungen hinein, gleich ungeheueren Schlangen. Dieser Weg der Kornische ist so genannt, weil er, unter die Felsenränder eingesprengt, wie ein Dachbalken an demselben hängt. Dah' steigt er auf und ab, zwischen, unter und über wilden Spalten. Oft iſt vom himmelhoch ragenden Gipfel, von der Linken her dir vorüber, bis rechts in den Meerabgrund, nur ein frischer Riß, in dem abgeschmettert noch gestürzte Klumpen nah zu rollen scheinen! Wo ich gediegnen Fels unter und über mir sahe, wandelte mich nie ein Grauen an, trotz der Enge des Weges und trotz der Lust, welche die Maulthiere daran haben, über dem Abgrunde und nicht an der innern Seite des Weges hinzulaufen. Allein es gibt Stellen, wo uralt-zerrissene Klüste mit spätern Formationen von Nagelfluß aus Kalk und Sandsteinen, lose verbunden, nur in Klumpen, über und unter uns das Gestade bilden, und alles der ersten Erschütterung, ja dem ersten Fehlritte weichen zu wollen scheint; da schauderte ich oft, und dachte der armen Reisenden, welche bei Schneestürmen und den furchtbaren Regengüssen und Stoßwinden dieser Küste hier durch müssen! Auch verunglückt mancher! Zirragallo sahe einen französischen Dragoner, dessen galoppierendes Pferd scheu ward, in einen Abgrund stürzen, den er uns zeigte. Um alle Schrecken zu vereinigen, war diese Küste die Scene von tausend Mord- und Raubthaten. Noch vor zwey Jahren wütetete hier eine

zahlreiche Räuberbande, unter der Anführung des Grandiavolo, eines im ganzen Gebirge so gefürchteten Namens, daß er bei Tage in die Dörfer kam und in den Schenken zechte. Vor etwa anderthalb Jahren wurde endlich der Grandiavolo nebst fünf seiner verruchtesten Gesellen eingefangen und sie wurden verurtheilt, hier auf dem Schauplatz ihrer Gräuelthaten, zwey und zwey zusammen gefetet, füsiliert, um dann in die Kluft hinab gewälzt zu werden. Eine dieser Todesarten schien hinreichend! Allein der Grandiavolo, übel getroffen, schweigt mäuschenstill, und wird durch wahres Spitzbubenglück im Wurf von der Kette des Todesgefährten abgetrennt — entrinnt, und erscheint nach wenig Monaten wieder, erst für den wahren Teufel gehalten, bald aber auf blutiger That betroffen, und von Neuem eingefangen. Jetzt versicherte man sich seines Todes!

Wir haben nun das steile Vorgebürge zwischen Oneglia und Porto Diana umritten, und der neue Fels- und Seebusen schließt sich auf. Das hübsche freundliche Städtchen liegt an einem etwas mildern Seegestate, allein doch wegen schäumende Brandungen weißlich-grün bis nahe an die Häuser hinan. Eine kleine Flotille von Seegelbooten liegt mit bunt-flatternden Wimpeln auf der schäumenden Rhede; es sind Wallfahrer von Oneglia, Port Maurice und andern Küstenorten. Hinter dem Städtchen steigen sanftere Berge, mit weit verbreiteten Ölwalder bedeckt. Hart am Meere stehen auf den hervorragendsten Klippen massive Wachtthurme, um die Anwesenheit barbaresker Schiffe zu signaliren, oft mit Schießscharten zur Verthei-

digung versehen — einige sind von spritzenden Wogen umtost, von den malerischen Aloe- und Agave-Pflanzen umwachsen.

Fried. Brun, geb. Münter.

71.

### Über die Steppen und Wüsten.

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Tugendalter unseres Planeten, bei Bildung des antillischen Meerbusens, dem Einbruch der Wasser getroht hat, beginnt eine weite unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caraceas, und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisangstämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten Grün des thaitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernsten Schatten der Cacaogebüsche zurücklässt; so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend, in schwindender Ferne, den Horizont begränzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer pflanzenleeren Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermesslichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötschichten von zweihundert Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angränzenden Theile. Bänke nennen die Eingebornen diese Erscheinung, gleichsam im Geist der Sprache den alten Zustand der Dinge ahnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Däuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Denn wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten, oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln, in der untern Schicht der wogenden Dünste, glaubt man den küstenlosen Ozean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in dem sich die leicht bewegliche sanft aufschäumende Welle kräuselt. Todt und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

In allen Zonen bietet die Natur das Phänomen dieser großen Ebenen dar; in jeder haben sie einen eigenthümlichen Charakter; eine Physiognomie, die durch die Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über der Oberfläche des Meeres, bestimmt wird.

Im nördlichen Europa kann man die Heideländer, die von einem einzigen, alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Tütland sich bis an den Ausfluss der Schelde erstrecken, als wahre Steppen betrachten; aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhügelicher Oberfläche, wenn man sie mit den Llanos und Pampas von Südamerika, oder gar mit den Grasfluren am Missuri vergleicht, in denen der zottige Bison, und der langhörnige Moschustier umher schwärmen.

Einen größeren und ernsteren Anblick gewähren die Ebenen im Inneren von Afrika. Gleich der weiten Fläche des stillen Ozeans hat man sie erst in neueren Zeiten zu

durchforschen versucht. — Theile eines Sandmeeres, welches fruchtbare Erdstriche von einander trennt, oder insel förmig einschließt, wie die Wüste am Basaltgebirge Ha rutsch, wo in der dattelreichen Oasis vom Siwah, die Trümmer des Ammon-Tempels den ehrwürdigen Sitz früher Menschenbildung bezeichnen. Kein Thau, kein Regen benezt diese öden Flächen, und entwickelt im glühenden Schooß der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heiße Luftsaulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste, und verscheuchen das vorüber eilende Gewölk.

Wo die Wüste sich dem atlantischen Ozean nähert, wie zwischen Darah und dem weißen Vorgebirge, da strömt die feuchte Meeresluft hin, die Leere zu füllen, welche durch jene senkrechten Winde erregt wird. Dort erquicken kühle Weste den hügelichen Rand der Wüste. Selbst wenn der Schiffer durch ein Meer, das wiesenartig mit Seetang bedeckt ist, nach der Mündung des Gambia steuert, ahnet er, wo ihn plötzlich der tropische Ostwind verläßt, die Nähe des weit verbreiteten wärmestrahlenden Sandes.

Heerden von Gazellen, schnellfüßige Strauße, dürrstende Pantherthiere und Löwen durchirren in ungleichem Kampfe den unermesslichen Raum. Rechnet man ab die im Sandmeere neu entdeckten Gruppen quellenreicher Inseln, an deren grünen Ufern die nomadischen Zibbos und Tuaryks schwärmen, so ist der übrige Theil der afrikanischen Wüste als dem Menschen unbewohnbar zu betrachten. Auch wagten die angränzenden gebildeten Völker, sie nur periodisch zu betreten. Auf Wegen, die das Handelsverkehr seit Jahrtausenden unwandelbar bestimmt hat, geht der lange

Zug von Fasilet bis Tomboktu, oder von Fezzan bis Darfur; fühne Unternehmungen, deren Möglichkeit auf der Existenz des Kamels beruht, des Schiffes der Wüste, wie es die alten Sagen der Ostwelt nennen.

Diese afrikanischen Ebenen füllen einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeeres fast drey Mal übertrifft. Sie liegen zum Theil unter den Wendekreisen selbst, zum Theil denselben nahe; und diese Lage begründet ihren individuellen Naturcharakter. Dagegen ist in der östlichen Hälfte des alten Continents dasselbe geognostische Phänomen der gemäßigtten Zone eigenthümlich.

Auf dem Berggrunde von Mittelasien, zwischen dem Altai und Mustag, von der chinesischen Mauer an bis gegen den Aral=See in einer Länge von 1000 Meilen, breiten sich die höchsten und größten Steppen der Welt aus. Einige sind Grasebenen; andere mit saftigen, immergrünen, gegliederten Kali-Pflanzen geschmückt; viele fern leuchtend von schlehenartig auffsprießendem Salze, das ungleich, wie frisch gefallener Schnee, den lettigen Boden deckt.

Diese mongolischen und tatarischen Steppen scheiden die uralte lang gebildete Menschheit in Tibet und Hindostan, von den rohen nordasiatischen Völkern. Auch ist ihr Daseyn von manchfältigem Einfluß auf die wechselnden Schicksale des Menschengeschlechts gewesen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zusammen gedrängt; mehr, als das Schneegebirge von Sirinagur und Gorka, das Verkehr der Nationen gestört, und im Norden unwandelbare Gränzen gesetzt der Verbreitung milderer Sitten, und des schaffenden Kunstsinns.

Aber nicht als hindernde Vormauer allein darf die Geschichte die Ebene von Inner-Asien betrachten. Unheil und Verwüstung hat sie mehrmals über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieser Steppe, die Alaren, Mongolen, Alanen und Uzen haben die Welt erschüttert. Wenn in dem Lauf der Jahrhunderte frühe Geisteskultur, gleich dem erquidenden Sonnenlicht, von Osten nach Westen gewandert ist; so haben späterhin, in derselben Richtung, Barbarei und sittliche Rohheit Europa nebelartig zu überziehen gedroht. Ein brauner Hirtenstamm, die Hiongnu, bewohnte in ledernen Gezelten die hohe Steppe von Gobi. Ungestüm brach er hervor aus dem östlichen Theile von Hinter-Asien, und erschien plötzlich (so geht die dunkle Sage) als hunnische Kriegsschaar erst an der Wolga, dann in Pannonien, dann an der Loire und an den Ufern des Po, die schon bepflanzten Fluren verheerend, wo seit Antenors Zeiten die bildende Menschheit Denkmal auf Denkmal gehäuft. So wehte aus den mongolischen Wüsten ein verpesteter Windeshauch, der auf Cisalpinischem Boden die zarte lang gepflegte Blüthe der Kunst erstickte.

Von den Salzsteppen Asiens, von den europäischen Heideländern, die im Sommer mit honigreichen röthlichen Blumen prangen, und von den pflanzenleeren Wüsten Afrikas kehren wir zu den Ebenen von Südamerika zurück, deren Gemälde ich bereits angefangen habe, mit rohen Zügen zu entwerfen.

Das Interesse, welches dies Gemälde dem Beobachter gewähren kann, ist ein reines Naturinteresse. Keine Dase erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein,

kein verwildeter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschen fremd, allein an die Gegenwart fesselnd, liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freyen Thier- und Pflanzenlebens.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern der Guayana, von dem Gebirge von Merida, in dem siedende Schwefelquellen unter ewigem Schnee hervordringen, bis zu dem großen Delta, welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und Vichada bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare, oder bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, den spanische Kriegsvölker, im Spiel ihrer regfamen Phantasie, den Paramo de la Summa Paz, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens, nannten.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 14,000 Quadratmeilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie oft als ununterbrochen bis an die magellanische Meerenge fortlaufend geschildert, nicht eingedenkt der Bergjoch, welche die Andeskette östlich aussendet, und welche die waldige Ebene des Amazonenflusses gegen Norden und Süden von den Grassteppen des Apure und la Plata-Stromes scheiden. Die letztern, die Pampas von Buenos-ayres, übertreffen jene (die Llanos) drey Mal an Flächeninhalt. Da ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begrenzt, und auf der südlichen fast mit ewigem Eise be-

deckt sind. — Der Casuar ähnliche Touyou ist diesen Pam-pas eigenthümlich, wie die Colonien verwilderter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich der Wüste Saara liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Südamerika, in dem heißen Erd-gürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt; bald verödet, wie das lybische Sandmeer, bald eine Grasflur, wie die hohe Steppe von Mittel-Alsien.

Es ist ein belohnendes, wenn gleich schwieriges Geschäft der allgemeinen Länderkunde, die Naturbeschaffenheit entlegener Erdstriche mit einander zu vergleichen, und die Resultate dieser Vergleichung in wenigen Zügen darzustellen. Mannichfaltige, zum Theil noch wenig entwickelte Ursachen vermindern die Dürre und Wärme des neuen Welttheils.

Schmalheit des mannichfaltig=eingeschnittenen Continents; seine weite Ausdehnung gegen die beeifsten Pole hin; der freye Ozean, über den die tropischen Winde wegblasen; Flachheit der östlichen Küsten, Ströme kalten Meereswassers, welche vom Feuerlande bis gegen Peru hin nördlich vordringen, die Zahl quellenreicher Gebirgsketten, deren schneebedeckte Gipfel weit über alle Wolken-schichten empor streben; die Fülle ungeheurer Ströme, welche nach vielen Windungen stets die entfernteste Küste suchen; sandlose und darum minder erhabbare Steppen; undurchdringliche Wälder, welche die flusfreie Ebene am

Aquator ausfüllen, und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ozean am entlegensten sind, ungeheure Massen theils eingesogenen, theils selbst erzeugten Wassers aushauchen — alle diese Verhältnisse gewähren dem flachen Theile von Amerika ein Klima, das mit dem afrikanischen durch Feuchtigkeit und Kühlung wunderbar kontrastirt. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen saftstrohenden Pflanzenwuchses, jener Frondosität, welche den eigenthümlichen Charakter des neuen Continents bezeichnet.

Wird daher eine Seite unsers Planeten luftfeuchter als die andere genannt, so ist die Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge hinlänglich, das Problem dieser Ungleichheit zu lösen. Der Physiker braucht die Naturerscheinungen nicht in das Gewand geologischer Mythen zu hüllen. Es bedarf der Annahme nicht, als habe sich auf dem uralten Erdkörper ungleichzeitig geschlichtet der vererbliche Streit der Elemente, oder als sey aus der chaotischen Wasserbedeckung Amerika später, als die übrigen Welttheile hervorgetreten, ein sumpfreiches, von Crocodilen und Schlangen bewohntes Eiland.

Allerdings hat Südamerika, nach der Gestalt seines Umrisses und der Richtung seiner Küsten eine auffallende Ähnlichkeit mit der südwestlichen Halbinsel des alten Continents. Aber innere Struktur des Bodens, und relative Lage zu den angränzenden Ländermassen, bringen in Afrika jene wunderbare Dürre hervor, welche in unermesslichen Räumen der Entwicklung des organischen Lebens entgegen steht. Vier Fünftheil von Südamerika liegen jenseits des Aquators; also in einer Hemisphäre, welche

wegen der größern Wassermenge und wegen mannichfaltiger anderer Ursachen, kühler und feuchter, als unsere nördliche Halbkugel ist. Dieser letztern gehört dagegen der beträchtlichere Theil von Afrika zu.

Die südamerikanische Steppe, die Llanos, haben, von Osten gegen Westen gemessen, eine drey Mal geringere Ausdehnung, als die afrikanischen Wüsten. Jene empfangen den tropischen Seewind; diese, unter einem Breiten-Zirkel mit Arabien und dem südlichen Persien gelegen, werden von Luftschichten berührt, die über heiße, wärmestralende Continente hinwehen. Auch hat bereits der ehrwürdige lang verkannte Vater der Geschichte, Herodot, im achten Sinn einer großen Naturansicht, alle Wüsten in Nordafrika, in Yemen, Kerman und Melhran (dem Gedrosia der Griechen) ja bis Multan in Vorder-Indien hin, als ein einzelnes zusammen hängendes Sandmeer geschildert.

Zu der Wirkung heißer Landwinde gesellt sich in Afrika, so weit wir es kennen, noch der Mangel an großen Flüssen, an inländischen Seen, und an hohen Gebirgen. Mit ewigem Eise bedeckt ist bloß der westliche Theil des Atlas, dessen schmales Bergjoch, seitwärts gesehen, den alten Küstenfahrern wie eine einzeln stehende luftige Himmelsstütze erschien. Östlich läuft das Gebirge bis gegen Dakul zu, wo, ist in Schutt versunken, das meergebietende Carthago lag. Als lang gedehnte Küstenkette, als gäulische Vormauer, hält sie die kühlen Nordwinde, und mit diesen die aus dem Mittelmeere aufsteigenden Dämpfe zurück.

Wahrscheinlich erhebt sich auch über der untern Schneegränze das Mondgebirge, al Komri, von dem man fabelt, daß es einen Bergparallel zwischen dem afrikanischen Quito, der hohen Ebene von Habesch, und den Quellen des Senegal bildet. Selbst die Cordillere von Lupata, die sich an der östlichen Küste von Mosambique, wie die Andeskette in der westlichen Küste von Peru, hinzieht, ist mit ewigem Eise bedeckt. Aber diese wasserreichen Gebirge liegen weit entfernt von der ungeheuren Wüste, die sich von dem südlichen Abfall des Atlas bis an den östlich fließenden Niger erstreckt.

Doch wären vielleicht alle diese aufgezählten Ursachen der Dürre und Wärme noch nicht hinlänglich, jene afrikanischen Ebenen in ein furchtbare Sandmeer zu verwandeln, hätte nicht einst irgend eine Naturrevolution, z. B. der einbrechende Ozean, diese flache Gegend ihrer Pflanzendecke und ihrer Dammerde beraubt. Wann diese Erscheinung sich zutrug, welche Kraft den Einbruch bestimmte, ist tief in das Dunkel der Vorzeit gehüllt. Vielleicht war sie Folge des großen Wirbels, der die wärmeren mexikanischen Gewässer über die Bank Neufundland an den alten Continent treibt, und durch welche westindische Cocosriffe nach Irland und Norwegen gelangen. Wenigstens ist ein Arm dieses Meeresstroms noch gegenwärtig von den Azoren an, gegen Südosten gerichtet, und schlägt mit Ungestüm an die westliche Küste von Nord-Afrika. Auch zeigen alle Meeresufer (ich erinnere an die Peruanischen zwischen Amotape und Coquimbo) wie Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende, vergehen, bevor sich

in heißen regenlosen Erdstrichen, wo weder Lecideen noch andere Flechten keimen, der bewegliche Sand mit Kräutern zu bedecken anfängt.

Diese Betrachtungen genügen, um zu erklären, warum, trotz der äußern Ähnlichkeit der Länderform, Afrika und Südamerika doch die abweichensten klimatischen Verhältnisse, den verschiedensten Vegetations-Charakter darbieten. Hat aber auch die südamerikanische Steppe eine dünne Rinde fruchbarer Erde, wird sie auch periodisch durch Regengüsse getränkt, und mit üppig auftreibendem Grase geschmückt; so hat sie doch die angränzenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Caracas, oder das Meeresufer, oder die Fluszwelt des Orinoco zu verlassen, um sich in dieser baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward sie auch bei der Ankunft europäischer und afrikanischer Einsiedler fast menschenleer gefunden.

Alex. v. Humboldt.



---

## PHILOSOPHIE ET MORALE.

---

72.

### Ein Blick in das Ganze der Natur.

Da Wissenschaft und Kunst noch in der Wiege lagen, und der Trieb des Menschen, seine physische Bestimmung zu erfüllen, fast allein sein Forschen beseelte ; da fasste noch ein einziger Kopf alles menschliche Wissen ; da konnte derselbe Mann zu gleicher Zeit ein Priester Gottes, ein König, ein Hausvater, ein Arzt, ein Ackermann und ein Schäfer seyn. Drey bis vier Jahrtausende haben alles verändert. Wir sind Aufbewahrer der unzähligen Begebenheiten, der Erfahrungen, der Erfindungen und der Werke des Geistes, welche jener große Zeitraum hervorgebracht hat. Ungeheuer ist die Summe dieser Kenntnisse ; sie wächst noch immer fort, und bleibt in keinem Ebenmaße mit den engen Schranken dieses Lebens.

Die achte Naturkunde in ihrem ganzen Umfange verdient das Lob der Gemeinnützigkeit. Ihre Werke umgeben den Menschen überall ; er selbst ist das größte ihrer Wunder ; das einzige sichtbare Geschöpf, dem ein innerer Trieb beständig zuruft : sich selbst zu erkennen, in dieser Erkenntniß nirgends still zu stehen, sondern die Räthsel seines Daseyns von einer Auflösung zur andern zu ver-

folgen und zu entwickeln. Dann erst empfinden wir die Würde dieser Wissenschaft, wenn der ganze Reichthum der Natur und ihres größern Schöpfers sich unserm innern Sinne majestatisch entfaltet.

Wohin wir uns wenden, sehen wir überall nur Wirkung in der Welt; den Wirker selbst erblicken wir nie. Die thätige, lebendige Kraft, die Alles in der uns bekannten Schöpfung wirkt, ist geistig und unsichtbar. Eine erstaunlich große körperliche Masse ist der Stoff, den sie bearbeitet, und den sie, anstatt ihn zu erschöpfen, unerschöpflich macht. Zeit, Raum und diese Materie sind ihre Mittel, das Weltall ihr Schauplatz, Bewegung und Leben ihre Zwecke.

Alle Erscheinungen in der Körperwelt sind Wirkungen dieser Kraft. Alle Kräfte und Triebfedern in dieser Welt entstammen von ihr, und führen wieder auf sie zurück. Vielleicht sind Anziehen, Fortstoßen, Wärme und Formen der Körper überall nur Modificationen jener allgemeinen, ursprünglichen Kraft, wodurch sie alles durchdringt und alles erfüllt. Könnte sie vernichten und schaffen, alles würde sie vermögen; allein Gott hat sich dieser beiden Endpunkte der Macht nicht entäußert. Er schaffen und Vernichten sind nur Eigenchaften der Ullmacht. Das Erschaffene umgestalten, auflösen oder wieder einkleiden; so weit gehen die Veränderungen, denen es unterworfen ist. Die Natur, als eine Dienerin der unwiderstehlichen Befehle Gottes, und als Bewahrerin seiner unveränderlichen Rathschlüsse, entfernt sich nie aus diesen Gränzen, ändert nichts an den ihr vorgezeichneten Ent-

würfen, und trägt das Siegel des Höchsten allen ihren Werken aufgedrückt. Dieses göttliche Gepräge, das unveränderbare Urbild von dem, was ist, ist das Muster, nach welchem die Natur arbeitet, dessen Züge alle mit unauslöschlichen Merkmalen ein für alle Mal ausgedrückt sind; ein Muster, welches durch die unzähligen Nachbildungen beständig erneuert wird.

Wir wollen versuchen, die Natur in einigen Punkten jenes unbestimmten Raumes, wo sie bloß zwischen Er-schaffen und Vernichten schon seit Jahrtausenden schwiebt, zu fassen und zu betrachten.

Welche Gegenstände! welche Zurüstungen, den leblosen Stoff zu beseelen, und in seine kleinsten Theile Lebenskraft zu legen! Millionen leuchtender Kugeln in unbegreiflichen Entfernungen, als Grundfesten des Weltgebäudes hingestellt, die Sonne mit ihrem Heere von Irrsternen und Kometen, gehorchen allzumal den allgemeinen Gesetzen der Bewegung. Zwei Urkräfte sind es, welche diese Massen fortwälzen, und nie aufhören zu wirken, sondern mit einer Genauigkeit und Bestimmtheit, die wir kaum denken können, ihre Bahnen unabänderlich im leichten Äther beschreiben. So entspringt selbst aus der Bewegung das Gleichgewicht der Himmelskörper, die Sicherheit und Ruhe des Weltalls. Die Anziehungskraft, die erste dieser beiden Kräfte, ist überall gleichförmig vertheilt; die andere, die fortstoßende Kraft, in ungleichem Maasse. Auch gibt es Fixsterne und Planeten; einsame Gestirne, und solche, die mit Trabanten begleitet sind; Lichtkörper und finstere Körper; Planeten, die in ihren

verschiedenen Theilen nur nach und nach erborgtes. Licht genießen; Kometen, welche sich in die dunkeln Tiefen des Raumes verlieren, und nach Jahrhunderten zurück kehren, um sich mit frischem Feuer zu schmücken; Sonnen, die zum Vorschein kommen und verschwinden, vielleicht wechselseitig sich entflammen und verlöschen; andere, die sich nur ein Mal zeigen, und hernach auf immer unsichtbar werden. Der Himmel ist der Schauplatz großer Begebenheiten, die aber dem menschlichen Auge kaum bemerkbar sind. Eine verlöschende Sonne, die den Umsturz einer Welt oder eines Weltsystems verursacht, thut auf unsre Augen keine andere Wirkung, als ein glänzendes und bald verschwundenes Irrlicht. . . . .

.....  
.....  
.....

In einem Systeme, wo alles wechselseitig anzieht und angezogen wird, kann nichts verloren gehen; die Menge des vorhandenen Stoffes bleibt immer dieselbe. Inzwischen gehen überall in diesem Stoffe Veränderungen vor, welche zwar, wie es scheint, auf das Ganze keinen merklichen Einfluß haben, aber gleichwohl ansehnlich genug sind, die Oberflächen der Weltkugeln auf eine sehr sichtbare Art umzugestalten.

Die Anziehungs Kraft des Lichtkörpers verursacht eine Veränderung, eine Auflösung in dem angezogenen dunkeln Körper, welche stärker, auffallender, sichtbarer in dem Verhältnisse wird, in welchem beide Körper sich einander nähern. Diese Auflösung nennen wir Wärme, in stär-

fern Graden Hitze, und im heftigsten, wo sie sichtbar ist, Feuer. Diese Veränderungen würden aber nicht statt finden, wosfern die Bahnen der Planeten immer in gleicher Entfernung von ihrem Mittelpunkte, nämlich der Sonne, blieben. Allein diese Bahnen bilden nicht völlige Kreise, sondern längliche Figuren oder Ellipsen. Überdies steht die Achse eines Planeten nicht senkrecht auf seiner Bahn, sondern ihre schiefe Richtung verursacht, daß bald die eine, bald die andere Halbkugel der Sonne näher ist. Es kann demnach, so oft der Planet auf seiner Bahn der Sonne näher kommt, jene Auflösung statt finden, welche die größere Wärme des Frühlings und Sommers verursacht. So oft das Sonnenlicht mit vermehrter Kraft in die Körper dringt, so oft erneuert es das Leben ihrer eigenthümlichen Kräfte. Nicht nur die Schwungkraft des Planeten selbst wird stärker, er bewegt sich schneller als sonst in der ihm vorgeschriebenen Bahn, sondern auch die unendlich vielen Theile, aus welchen er besteht, erhalten neue Kraft und gewinnen andere Gestalten. Denn eine unermessliche Menge von Geschöpfen verschiedener Art bilden das Ganze eines großen Erdkörpers.

Die Gränzen, wo das Mineralreich aufhört und die organische Bildungskraft ihren Anfang nimmt, die Gränzen, wo bloße Pflanzenempfindlichkeit und thierisches Wollen sich scheiden, sind unsren Sinnen und Verstandeskräften schwerlich offenbar. So viel scheint indessen gewiß, daß, wo die Anziehungskräfte der Körper nicht organische Gestalten bilden, daß da alles ins Mineralreich gehört; daß Organisation und Leben zwar Pflanzen und Thieren,

willkürliche Bewegung der Theile aber den letztern ausschließlich eigen sey. Der Chemiker, der sie zerlegt, findet überall nur ähnliche Grundstoffe, überall nur Licht und Luft und Wasser und Erde, woraus alle Körper bestehen. Wie die unzählig verschiedenen Mischungen aus diesen Elementen alle entstanden sind, begreift er anders nicht, als indem er eine, jeder Art von Geschöpfen eigenthümliche, wesentliche Kraft annimmt, welche sich die Elemente aneignet, und nach ihrer jedesmaligen Beschaffenheit bildet. Dieß ist derjenige Bildungstrieb, den Blumenbach beschreibt. Auch diese wesentliche Kraft, dieser jedem Geschöpf eingepflanzte, und in jedem ganz verschiedene Bildungstrieb, erwacht gleichsam bei der Rückkehr des Sonnenlichtes.

Wie prächtig glänzt nicht alsdann die Natur auf unsrer Erde! Ein reines Licht ergießt sich vom Morgen bis gen Abend, und vergoldet nach und nach beide Halbkugeln; ein durchsichtiges und leichtes Element umgibt sie; eine sanfte, fruchtbare Wärme belebt und entwickelt alle Keime des Lebens. Frisches Wasser dient zu ihrem Unterhalt und Wachsthum. Mitten durch die Länder gezogene Gebirgsketten halten die Dünste der Luft auf; das Meer erstreckt sich eben so weit als das Land; es ist kein todtes, unfruchtbare Element; ein neues Reich ist es, eben so ergiebig und volkreich als jenes. Beider Gränzen hat Gottes Finger gesteckt!

Die Erdoberfläche ist, vermöge ihrer höhern Lage, vor den Ausbrüchen des Meeres gesichert. Ihre Oberfläche ist mit Blumen bestreuet, mit einem sich stets verjüngenden

Grün geschmückt, mit vielen tausend Thierarten bevölkert; sie ist ein schöner, freudiger Aufenthalt, wo der Mensch, hingestellt um der Natur zu Hülfe zu kommen, vor allen Wesen den Vorrang hat. Gott machte ihn allein fähig, ein Beschauer seiner Werke, ein Zeuge seiner Wunder zu seyn. Der göttliche Funke, der in ihm lebt, macht ihn dieser Geheimnisse theilhaftig. Indem der Mensch die Natur, den Vorhof des Thrones göttlicher Herrlichkeit, betrachtet und ermisst, erhebt er sich stufenweise zum innendigen Sitz der Allmacht und Allgegenwart.

Doch ist hienieden keine Gestalt, so wenig als die menschliche selbst, beständig. Unsterblichkeit gab die Natur seinem zusammen gesetzten, zerbrechlichen Körper. Der Stoff, aus welchem sie bestehen, ist in beständiger Bewegung. So ist in allen organischen Geschöpfen das Wirken ihrer ihnen eingepflanzten Grundkraft, wodurch immer einige Theile abgesondert, neue dem Körper angeeignet werden, zugleich die erste Ursache ihrer endlichen Auflösung. Allein unaufhörlich vererben diese Grundkräfte ihre Wirksamkeit auf neue Keime, welche das ältere Geschlecht überall ersezzen, und den ganzen Schmuck der Erde erneuern.

Wie groß und prächtig ist nicht das Schauspiel dieses immer währenden Zirkels! Schönheit und Vollkommenheit des Ganzen sind dabei der allgemeine Zweck der Natur. Umsonst widersezt sich die Gebrechlichkeit der Geschöpfe dieser weisen Einrichtung. Die Natur erhält sie nicht, aber sie ruft unzählige neue Gestalten an ihre Stelle ins Daseyn. Die Erde muß sich mit neuen Kräften schmücken; die veraltenden entkräfteten Körper müssen vollends ver-

schwinden, und Überfluss und Schönheit herrschen wieder wie zuvor. Wen ergoßt nicht dieser Sieg der Natur in der blumenreichen Jahreszeit? sie spottet alsdann des Todes, indem sie ihm von ihren Schäzen freygebig einen großen Anteil überläßt. Millionen neuer Blüthen und Keime mag er immerhin verschlingen; es bleiben noch mehr als genug, jeden Verlust zu ersetzen, und überall neues Leben zu verbreiten.

Leben und Empfindung — sie sind es, die großen Zwecke der Natur, womit sie überall beschäftigt des Schöpfers Willen verrichtet, und seine Güte verherrlicht. In der ganzen Anlage dieser Welt, die wir zwar mit Ehrfurcht beschauen, wovon aber kein endlicher Geist das Warum? begreifen kann; — in der ganzen Anlage dieser Welt ist alles auf Beweglichkeit, Veränderlichkeit, nicht auf Dauer und Unzerstörbarkeit, eingerichtet. Auf der Erde, in der Luft, im Wasser, überall gibt es lebendige Keime, welche sich die sichtbare Materie aneignen, sie in ihr eignes Wesen verkehren; sich in neue Keime von gleicher Art fort-pflanzen oder abzweigen, und den andern zur Nahrung dienen. Eben die Materie erscheint immerfort unter einer andern Gestalt. Das Thier, von Pflanzen genährt, die es in seine eigne Substanz verwandelte, stirbt hin, wird aufgelöst und sein Stoff wird wieder begierig von Pflanzenwurzeln eingesogen; eben dieselben Grundstoffe sind mineralisch im Stein, vegetabilisch in der Pflanze, animalisch im Thiere. Die Anzahl dieser plastischen Kräfte ist der Menge des Grundstoffes angemessen; veränderlich zwar in jeder Gattung, im Ganzen genommen aber im-

mer dieselbe. Durch dieses sich immer gleiche Verhältniß bekommt die Natur selbst ihre Gestalt; und da ihre Anordnung, was die Anzahl, Erhaltung und das Gleichgewicht der Gattungen betrifft, unwandelbar ist, so würde sie sich immer unter einerley Gestalt zeigen, sie würde zu allen Zeiten, und unter allen Himmelsstrichen, dieselbe seyn, wenn sie nicht in allen Bildungen so viel als möglich Veränderung und Abwechslung liebte. Das Gepräge einer jeden Gattung ist ein Urbild, dessen vornehmste Züge mit unauslöschlichen und ewig bleibenden Merkmalen eingegraben sind; aber alle hinzu gekommene Pinselstriche sind verschieden. Kein Individuum gleicht dem andern vollkommen; es ist keine einzige Gattung ohne eine ziemliche Anzahl von Abänderungen. Der Menschengattung ward das Siegel der Gottheit am sichtbarsten aufgedrückt; gleichwohl ändert sich das Gepräge vom Weissen ins Schwarze, vom Kleinen ins Große. Der Lappländer, der Patagonier, der Hottentot, der Europäer, der Amerikaner, der Neger, stammen zwar alle von einem Vater her, sind aber doch weit entfernt, sich als Brüder zu gleichen.

Ein Individuum, zu welcher Gattung es auch gehören mag, ist in dem Weltall gleichsam für nichts zu rechnen. Hundert solche einzelne Geschöpfe, ja tausend, sind noch nichts. Die Gattungen selbst (collective) sind die einzigen Wesen der Natur; immer währende, der Natur an Alter und an Dauer gleiche Kräfte. Um sie richtiger zu beurtheilen, müssen wir eine jede Gattung nicht mehr als eine Sammlung oder auf einander folgende Reihe einzelner ähnlicher Dinge, sondern als ein Ganzes, unabhängig

von Zahl und Zeit, immer lebend, betrachten; ein Ganzes, das unter den Schöpfungswerken für Eins gezählt worden ist, und also auch in der Natur nicht für mehr gelten kann. Die Menschengattung ist die erste von allen diesen Einheiten; die andern, vom Elephanten bis zur Milbe, von der Eder bis an den Osop, sind in der zweyten und dritten Linie; und wiewohl jede verschieden gestaltet und von verschiedener Beschaffenheit ist, ja selbst eine eigene Lebensart hat, so nimmt sie doch ihren Platz ein, besteht für sich, wehrt sich gegen andre, und macht zusammen mit den andern die lebende Natur aus, die sich erhält, und wie bisher noch ferner erhalten wird, so lange die gegenwärtige Einrichtung der Welt den Absichten des Schöpfers gemäß ist.

Ein Tag, ein Jahrhundert, ein Menschenalter, alle Zeitabschnitte, machen keinen Theil von ihrer Dauer aus. Die Zeit selbst hat nur ein Verhältniß zu den einzelnen Geschöpfen, das ist, zu solchen Wesen, deren Daseyn vorübergehend ist. Das Daseyn der Gattungen aber währt ununterbrochen fort; folglich macht dieselbe Dauer, und ihre Verschiedenheit, ihre Anzahl aus. Jede Gattung hat ein gleiches Recht an den Gütern der Natur; alle sind ihr gleich lieb; denn eine jede erhielt die Mittel von ihr, so lange als sie selbst zu seyn und fortzudauern.

Was bedeutet aber das große Gepränge immer wiederholter Zeugungen, dieser fast verschwenderische Aufwand, wenn gegen tausend Keime, die verunglücken, kaum Einer fortkommt und seine ganze Bestimmung erfüllt? Wozu diese Fortpflanzung und Vervielfältigung der Wesen, die

sich doch unaufhörlich zerstören und wieder erneuern, die immer nur Einerley Schauspiel machen, und die Natur weder mehr noch weniger bevölkern? Woher kommen diese Abwechslungen von Tod und Leben, diese Gesetze des Wachsthums und Ersterbens, alle diese Veränderungen in einzelnen Dingen? Ich antworte: alles dieses gehört mit zum Wesen der Natur, und hängt von der ersten Einrichtung der Weltmaschine ab. Das Ganze dieser Maschine ist fest, alle ihre Theile sind beweglich.

Wie schön ist sie nicht, diese Natur! Wie hat die Sorgfalt des Menschen sie so glänzend geschmückt! Er selbst, der Mensch, gereicht ihr zur vornehmsten Zierde; er ist das edelste Erdengeschöpf, er pflanzt ihre kostbarsten Keime fort, indem er sich selbst vermehrt. Auch sie, die Erde, scheint mit ihm sich zu vermehren. Alles, was sie in ihrem Schooße verbarg, bringt er durch seine Kunst an das Licht. Wie viele Schätze, die man sonst nicht kannte! welche neuen Reichthümer! Blumen, Früchte, Getraide, alles wird zur Vollkommenheit gebracht und bis ins Unendliche vervielfältigt. Die nützlichen Gattungen von Thieren werden vermehrt; die schädlichen vermindert, eingeschränkt und verwiesen. Gold, und Eisen, das noch unentbehrlicher ist als Gold, wird aus dem Innersten der Erde hervorgeholt. Ströme werden in ihren Ufern gehalten, Flüsse geleitet oder eingeschränkt; selbst das Meer hat man sich unterwürfig gemacht, ausgetundschafft, und von einer Halbkugel zur andern durchsegelt. Das Erdreich ist überall zugänglich, überall so belebt als fruchtbar geworden. In den Thälern findet man lachende Wiesen, auf den Ebenen

fette Wäiden und noch fetttere Äder ; die Hügel sind mit Reben und Obstbäumen , und ihre Gipfel mit nützlichen Forsten bekränzt. Aus Wüsteneyen sind volkreiche Städte geworden , deren Einwohner sich in einem beständigen Kreislaufe aus diesen Mittelpunkten in die entferntesten Gegenden verbreiten. Die Landstraßen und das Verkehr mit den Nachbarn sind Zeugen von der Stärke und Vereinigung der Gesellschaft. Tausend andere Denkmäler der Macht und des Ruhmes beweisen zu Genüge , daß der Mensch als Eigenthumsherr der Erde ihre ganze Oberfläche verwandelt und erneuert , ja daß er von jeho die Herrschaft mit der Natur getheilt hat.

Indessen gibt ihm nur die Eroberung ein Recht zu regieren. Seine Regierung ist mehr Genuß als Besitz ; er muß seine Sorgfalt beständig erneuern , wenn er das Seinige behalten will : sobald diese aufhört , so schmachtet , verdirbt und verwandelt sich alles ; alles kehrt in das Gebiet der Natur zurück ; sie tritt wieder in ihre Rechte , löscht die Werke des Menschen aus , bedeckt seine stolzesten Denkmäler mit Staub und Moos , zerstört sie vollends mit der Zeit , und läßt ihm nichts übrig , als den quälendsten Verdrüß , das mühsam erworbene Gut seiner Vorfahren durch seine Schuld verloren zu haben.

Diese Seiten , wo der Mensch sein Eigenthum verliert , die Jahrhunderte der Barbaren , da alles zu Grunde geht , werden immer durch Krieg vorbereitet , und bringen in ihrem Gefolge Hungersnoth und Entvölkerung. Der Mensch , der nichts vermag , als durch seine Anzahl , der ohne Vereinigung mit andern keine Stärke besitzt , und

nur durch den Frieden glücklich lebt — der Mensch ist unsinnig genug, zu seinem Unglück die Waffen zu ergreifen, sich seinen Untergang zu erkämpfen. Gereizt von unersättlicher Begierde, und geblendet von dem noch unersättlicherem Ehrgeiz, entsagt er den Empfindungen der Menschheit, gebraucht alle seine Kräfte gegen sich selbst, sucht sich gegenseitig zu zerstören, und zerstört sich in der That. Wenn nun die Tage des Mordens und des Blutvergießens vorüber sind, und der Dunst von Ehre zerflattert ist, so sieht er mit traurigen Blicken die Erde verwüstet, die Künste begraben, die Völker geschwächt und zerstreut, sein wirkliches Glück zu Grunde gerichtet und seine wirkliche Macht zerstört.

Wer kann eine unendliche Menge von Gegenständen ordnen? Wer vermag es, einen Blick in das Weltall zu thun, und gerade das Merkwürdigste heraus zu heben, wo alles gleich wichtig und gleich wunderbar, wo der Schöpfer im ganzen Sonnen- und Sternensystem nicht bewundernswürdiger, als im kleinsten Staubchen ist? —

Georg Forster.

### 73.

Zur Humanität und Religion ist der Mensch gebildet.

Schön ist die Kette, an der die allühlende Mutter die Mitempfindungen ihrer Kinder hält und sie von Gliede zu Gliede hinauf bildet. Wo das Geschöpf noch stumpf und roh ist, kaum für sich zu sorgen: da ward ihm auch die

Sorge für seine Kinder nicht anvertrauet. Die Vögel brüten und erziehen ihre Jungen mit Mutterliebe; der sinnlose Strauß dagegen gibt seine Eyer dem Sande. «Er vergisset, sagt jenes alte Buch von ihm, daß eine Klaue sie zertrete oder ein wildes Thier sie verderbe: denn Gott hat ihm die Weisheit genommen und hat ihm keinen Verstand mitgetheilet.»

Bei dem Menschen ist die Mutterliebe höherer Art; eine Sprosse der Humanität seiner aufgerichteten Bildung. Unter dem Auge der Mutter liegt der Säugling auf ihrem Schoß und trinkt die zarteste und feinste Speise. Den größten Unmenschen zähmt die väterliche und häusliche Liebe: denn auch eine Löwenmutter ist gegen ihre Jungen freundlich. Im väterlichen Hause entstand die erste Gesellschaft, durch Bande des Bluts, des Vertrauens und der Liebe verbunden. Also auch um die Wildheit der Menschen zu brechen und sie zum häuslichen Umgange zu gewöhnen, sollte die Kindheit unsers Geschlechts lange Jahre dauern; die Natur zwang und hielt es durch zarte Bande zusammen, daß es sich nicht, wie die bald ausgebildeten Thiere, zerstreuen und vergessen könnte. Nun ward der Vater der Erzieher seines Sohnes, wie die Mutter seine Säugerin gewesen war; und so ward ein neues Glied der Humanität geknüpft. Hier lag nämlich der Grund zu einer nothwendigen menschlichen Gesellschaft, ohne die kein Mensch aufwachsen, keine Mehrheit von Menschen seyn könnte. Der Mensch ist also zur Gesellschaft geboren; das sagt ihm das Mitgefühl seiner Eltern, das sagen ihm die Jahre seiner langen Kindheit.

Da aber das bleße Mitgefühl des Menschen sich nicht über alles verbreiten und bei ihm als einem eingeschränkten, vielorganisierten Wesen in allem was fern von ihm lag, nur ein dunkler, oft kräftiger Führer seyn konnte: so hatte die richtig leitende Mutter seine vielfachen und leise verwebten Äste unter seine untrüglichere Richtschnur zusammen geordnet: dieß ist die Regel der Gerechtigkeit und Wahrheit. Aufrichtig ist der Mensch geschaffen und wie in seiner Gestalt alles dem Haupt dienet, wie seine zwey Augen nur Eine Sache sehen, seine zwey Ohren nur Einen Schall hören; wie die Natur im ganzen Äußern der Bekleidung überall Symmetrie mit Einheit verband und die Einheit in die Mitte setzte, daß das Zwiefache allenthalben nur auf sie weise; so wurde auch im Innern das große Gesetz der Billigkeit und des Gleichgewichts des Menschen Richtschnur: «was du willst, daß andre dir nicht thun sollen, thue ihnen auch nicht; was jene dir thun sollen, thue du auch ihnen.» Diese unwiderprechliche Regel ist auch in die Brust des Unmenschen geschrieben; denn wenn Er andre frisbt, erwartet er nichts als von ihnen gefressen zu werden. Es ist die Regel des Wahren und Falschen, des Idem und Idem, auf den Bau aller seiner Sinne, ja ich möchte sagen, auf die aufrichtige Gestalt des Menschen selbst gegründet. Sähen wir schief, oder fiele das Licht also: so hätten wir von keiner geraden Linie Begriff. Wäre unsre Organisation ohne Einheit, unsre Gedanken ohne Besonnenheit: so schweiften wir auch in unsfern Handlungen in regellosen Krümmen einher und das menschliche Leben hätte weder Vernunft noch Zweck.

Das Gesetz der Billigkeit und Wahrheit macht treue Gesellen und Brüder : ja wenn es Platz gewinnt , macht es aus Feinden selbst Freunde. Den ich an meine Brust drücke , drückt auch mich an seine Brust : für den ich mein Leben aufopfere , der opfert es auch für mich auf. Gleichförmigkeit der Gesinnungen also , Einheit des Zwecks bei verschiedenen Menschen , gleichförmige Treue bei Einem Bunde hat alles Menschen = , Völker = und Thierrecht gestiftet ; denn auch Thiere , die in Gesellschaft leben , befolgen der Billigkeit Gesetz und Menschen , die durch List oder Stärke davon weichen , sind die inhumansten Geschöpfe. Ohne strenge Billigkeit und Wahrheit ist keine Vernunft , keine Humanität denkbar.

Die aufrechte und schöne Gestalt des Menschen bildete denselben zur Wohlstandigkeit : denn diese ist der Wahrheit und Billigkeit schöne Dienerin und Freundin. Wohlstandigkeit des Körpers ist , daß er stehe wie er soll , wie ihn Gott gemacht hat ; wahre Schönheit ist nichts , als die angenehme Form der innern Vollkommenheit und Gesundheit. Man denke sich das Gottesgebilde des Menschen durch Nachlässigkeit und falsche Kunst verunziert : das schöne Haar ausgerissen oder in Klumpen verwandelt , Nase und Ohr durchbohrt und herabgezwungen , den Hals und die übrigen Theile des Körpers an sich selbst oder durch Kleider verderbet ; man denke sich diesel und wer wird , selbst wenn die eigensinnigste Mode Gebieterin wäre , hier noch Wohlstandigkeit des geraden und schönen menschlichen Körpers finden ? Mit Sitten und Gebräuden ist es nicht anders ; nicht anders mit Gebräuchen , Künsten

und der menschlichen Sprache. Durch alle diese Stücke geht also Eine und dieselbe Humanität durch, die wenige Völker auf der Erde getroffen und hundert durch Barbaren und falsche Künste verunziert haben. Dieser Humanität nachzuforschen ist die achte menschliche Philosophie, die jener Weise vom Himmel rief und die sich im Umgange, wie in der Politik, in Wissenschaften wie in allen Künsten offenbaret.

Endlich ist die Religion die höchste Humanität des Menschen. Wenn des Menschen vorzüglichste Gabe Verstand ist, so ist das Geschäft des Verstandes, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung aufzuspähen und denselben, wo er ihn nicht gewahr wird, zu ahnen. Der menschliche Verstand thut dies in allen Sachen, Handthierungen und Künsten: denn auch, wo er einer angenommenen Fertigkeit folget, müßte ein früherer Verstand den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung festgesetzt und also diese Kunst eingeführt haben. Nun sehen wir in den Werken der Natur eigentlich keine Ursache im Innersten ein; wir kennen uns selbst nicht, und wissen nicht, wie irgend Etwas in uns wirkt. Also ist auch bei allen Wirkungen außer uns alles nur Traum, nur Vermuthung und Name; indeffen ein wahrer Traum, sobald wir oft und beständig einerley Wirkungen mit einerley Ursachen verknüpft sehen. Dies ist der Gang der Philosophie, und die erste und letzte Philosophie ist immer Religion gewesen. Auch die wildesten Völker haben sich darin geübt: denn kein Volk der Erde ist völlig ohne sie, so wenig als ohne menschliche Vernunftsfähigkeit und Gestalt,

ohne Sprache und Ehe , ohne einige menschliche Sitten und Gebräuche gesunden worden. Sie glaubten , wo sie keinen sichtbaren Urheber sahen , an unsichtbare Urheber und forschten also immer doch , so dunkel es war , Ursachen der Dinge nach. Freylich hielten sie sich mehr an die Begehrtheiten als an die Wesen der Natur : mehr an ihre furchterliche und vorübergehende als an die erfreuende und dauernde Seite ; auch kamen sie selten so weit , alle Ursachen unter Eine zu ordnen. Indessen war auch dieser erste Versuch Religion ; und es heißt nichts gesagt , daß Furcht bei den meisten ihre Götter erfunden. Die Furcht , als solche , erfindet nichts : sie weckt bloß den Verstand , zu muthmaßen und wahr oder falsch zu ahnen. Sobald der Mensch also seinen Verstand in der leichtesten Anregung brauchen lernte , d. i. so bald er die Welt anders als ein Thier ansah , mußte er unsichtbare mächtigere Wesen vermuthen , die ihm helfen oder ihm schaden. Diese suchte er sich zu Freunden zu machen oder zu erhalten und so ward die Religion , die Belehrerin der Menschen , die rathgebende Trosterin ihres so dunkeln , so gefahr- und labyrinthvollen Lebens.

Nein ! du hast dich deinen Geschöpfen nicht unbezeugt gelassen , du ewige Quelle alles Lebens , aller Wesen und Formen. Das gebückte Thier empfindet dunkel deine Macht und Güte , indem es seiner Organisation nach , Kräfte und Neigungen übt : ihm ist der Mensch die sichtbare Gottheit der Erde. Über den Menschen erhobst du , daß er , selbst ohne daß er es weiß und will , Ursachen der Dinge nachspähe , ihren Zusammenhang errathe und Dich also

finde, du großer Zusammenhang aller Dinge, Wesen der Wesen. Das Innere deiner Natur erkennet er nicht, da er keine Kraft eines Dinges von innen einsieht; ja wenn er dich gestalten wollte, hat er geirret und muß irren: denn du bist gestaltlos, obwohl die Erste einzige Ursache aller Gestalten. Indessen ist auch jeder falsche Schimmer von dir dennoch Licht und jeder trügliche Altar, den er dir baute, ein untrügliches Denkmal nicht nur deines Da-synus, sondern auch der Macht des Menschen dich zu erkennen und anzubeten. Religion ist also die erhabenste Blüthe der menschlichen Seele.

Aber sie ist mehr als dieß: eine Übung des menschlichen Herzens und die reinsta Richtung seiner Fähigkeiten und Kräfte. Wenn der Mensch zur Freyheit erschaffen ist und auf der Erde kein Gesetz hat als das er sich selbst auflegt: so muß er das verwildertste Geschöpf werden, wenn er nicht bald das Gesetz Gottes in der Natur erkennet und der Vollkommenheit des Vaters als Kind nachstrebet. Thiere sind geborene Knechte im großen Hause der irdischen Haushaltung; slavische Furcht vor Gesetzen und Strafen ist auch das gewisseste Merkmal thierischer Menschen. Der wahre Mensch ist frey und gehorcht aus Gute und Liebe: denn alle Gesetze der Natur, wo er sie einsiehet, sind gut und wo er sie nicht einsiehet, lernt er ihnen mit kindlicher Einfalt folgen. Gehest du nicht willig, sagten die Weisen, so mußt du gehen: die Regel der Natur ändert sich deinetwegen nicht; je mehr du aber die Vollkommenheit, Gute und Schönheit derselben erkennest, desto mehr wird auch diese lebendige Form dich zum Nachbilde der

Gotttheit in deinem irdischen Leben bilden. Wahre Religion also ist ein kindlicher Gottesdienst, eine Nachahmung des Höchsten und Schönsten im menschlichen Bilde, mithin die innigste Zufriedenheit, die wirksamste Güte und Menschenliebe.

Herder.

## 74.

### Blick in's Universum.

Nicht die Grenzen unsrer Sinne sind auch die Grenzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu uns herüber schimmert. Noch viele tausende leuchten, unserm Blicke unbemerkbar, im Äther, und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Erde, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen. Nicht eine Spanne blieb in der ganzen Unermesslichkeit des Unendlichen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannigfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung. Ewige Gesetze stimmen Alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten.

Zwar diese Seligkeiten faßt ein Geist nicht, der, noch gefesselt an seinen tragen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staub hingerissen fühlt, wenn er kaum anfing sich zu erheben. Er kann sie nicht fassen nach ihrer ganzen göttlichen Fülle, aber er kennt sie nach ihrer Natur, ihrem Wesen.

Denn welche Freude schafft nicht schon, in diesem irdischen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt, in der ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgehet, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt voll unendlicher Schönheit!

Erinnere dich, der du in die Geheimnisse Gottes zu schauen, und den Plan seiner Schöpfung zu enthüllen bemüht bist; erinnere dich als der erste kühne Gedanke in dir heraus stieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzu drängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnere dich, als nun Alles in herrlicher Übereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkener Liebe du noch ein Mal das schöne Werk deiner Seele überschautest, und deine Ähnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! — O ja, auch schon hienieden ist Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie es nicht, warum sahen wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu?

Engel.

## Der physikothelogische Beweis für's Daseyn Gottes.

Wenn ich ein Lehrer der Philosophie wäre, so würde ich mich darüber ohngefähr so ausdrücken : Wir sehen, würde ich sagen, deutlich und durch die natürliche Anwendung unsrer Vernunft ein, daß die vor uns liegende Welt durchgängig Ideen ausdrückt, und das also ihre Anordnung das Werk eines Geistes ist, welcher, durch eine zweckmäßig gerichtete Kraft, der Materie alle die mannigfaltigen Formen gab, die sie in unsern Augen darstellet. Da die Materie sich selbst nie zu Sonnen- und Erdkörpern gegründet, nie zu Pflanzen und Thieren organisiert haben würde; so mußte die Kraft, welche die Materie in diese regelmäßigen Formen zwang, größer seyn, als die Kraft der Materie. Das materielle Universum ist von einer unermesslichen Größe. Nur allein der Umkreis des Raumes, welches unser einziges Planetensystem einnimmt und durchläuft, ist weit über den Umfang unserer Einbildungskraft. Die Zahl der Sonnensysteme dieser Art ist unaussprechlich. Wie soll ich die Kraft, welche alle diese ungeheuern Körper erst formte und dann bewegte, nennen? Wie soll ich den Verstand nennen, der alle diese Systeme überdachte, alle mit einander zu einem Endzwecke verband, und diesen Endzweck allenthalben, auch in dem kleinsten Theile des unermesslichen Ganzen, durch die allervollkommensten Mittel und Anordnungen erreichte; durch An-

ordnungen, denen man es allenthalben ansieht, daß sie die vollkommensten sind, die ein Geist denken und wählen konnte? Diese Kraft, welche die ganze Materie formte und bewegte, diesen Verstand, welcher dieses unermessliche Ganze von Wesen, Eigenschaften und Wirkungen, Verhältnissen, Mitteln und Endzwecken überschauet, zu nennen, und so, wie ich es denke und empfinde, auszudrücken, finde ich ein einziges Wort in der Sprache; und das ist das Wort: unendlich. Ich sage also: dieses Wesen hat eine unendliche Kraft, denn sie ist größer, als die gesammte Kraft der endlichen Natur; einen unendlichen Verstand; denn er erkennet alles Wirkliche und alles Mögliche, inwiefern es unter allen möglichen Anordnungen der endlichen Dinge die allervollkommenste gedacht und gewählt hat. Nun frage man nicht weiter, was Unendlichkeit überhaupt, oder was sie in der Macht und in dem Verstande eines Geistes ist? Ob alle Thätigkeiten dieser unendlichen Kraft, alle Ideen dieses unendlichen Verstandes, über mein Begreifen, auf ein Mal beisammen sind? Oder ob sie aufeinander folgen? Ich weiß nicht, was das Unendliche ist, und wenn ich sage: Gottes Kraft, Gottes Verstand ist unendlich; so drücke ich mich in dem Drängniß des unaussprechlichen Gefühls, welches der Gedanke von dem Umsange und von der Vollkommenheit der Welt, und von der Größe ihres Urhebers in meiner Seele erregt, so gut aus, als ich kann. Ich will damit nicht die Unendlichkeit des höchsten Wesens bestimmen, sondern nur die Unendlichkeit meiner Vorstellung von dem höchsten Wesen anzeigen.

Platner.

Der Mensch, verbindendes Mitglied zweyer Welten.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß, da wir eine Mitgattung von zwei Klassen und gewissermaßen die Theilnehmer beider sind, der künftige Zustand von dem jetzigen so fern und ihm so ganz unmittheilbar seyn sollte, als das Thier im Menschen gern glauben möchte; vielmehr werden mir in der Geschichte unsers Geschlechts manche Schritte und Erfolge ohne höhere Einwirkung unbegreiflich. Dass z. B. der Mensch sich selbst auf den Weg der Kultur gebracht und ohne höhere Anleitung sich Sprache und die erste Wissenschaften erfunden, scheinet mir unerklärlich und immer unerklärlicher, je einen längern rohen Thierzustand man bei ihm voraussetzt. Eine göttliche Haushaltung hat gewiß über dem menschlichen Geschlecht von seiner Entstehung an gewaltet und hat es auf die ihm leichteste Weise zu seiner Bahn geführet. Je mehr aber die menschliche Kräfte selbst in Übung waren, desto weniger bedurften sie theils dieser höhern Beihilfe, aber desto minder wurden sie ihrer fähig; obwohl auch in späteren Zeiten die größtenten Wirkungen auf der Erde durch unerklärliche Umstände entstanden sind oder mit ihnen begleitet gewesen. Selbst Krankheiten waren dazu oft Werkzeuge; denn wenn das Organ aus seiner Proportion mit andern gesetzt und also für den gewöhnlichen Kreis des Erdelebens unbrauchbar worden ist: so scheint's natürlich, daß die in-

nere rastlose Kraft sich nach andern Seiten des Weltalls kehre und vielleicht Eindrücke empfange, deren eine ungestörte Organisation nicht fähig war, deren sie aber auch nicht bedurfte. Wie dem aber auch sey, so ist's gewiß ein wohlthätiger Schleyer, der diese und jene Welt absondert und nicht ohne Ursache ist es so still und stumm um das Grab eines Todten. Der gewöhnliche Mensch auf dem Gange seines Lebens wird von Eindrücken entfernt, deren ein einziger den ganzen Kreis seiner Ideen zerrüttten und ihn für diese Welt unbrauchbar machen würde. Kein nachahmender Affe höherer Wesen sollte der zur Freyheit erschaffene Mensch seyn; sondern auch wo er geleitet wird, im glücklichen Wahne stehen, daß er selbst handle. Zu seiner Beruhigung und zu dem edlen Stolz, auf dem seine Bestimmung liegt, ward ihm der Anblick edlerer Wesen entzogen; denn wahrscheinlich würden wir uns selbst verachten, wenn wir diese kennten. Der Mensch also soll in seinen künftigen Zustand nicht hineinschauen, sondern sich hineinglauben.

So viel ist gewiß, daß in jeder seiner Kräfte eine Unendlichkeit liegt, die hier nur nicht entwickelt werden kann, weil sie von andern Kräften, von Sinnen und Trieben des Thiers unterdrückt wird und zum Verhältniß des Erdelebens gleichsam in Banden lieget. Einzelne Beispiele des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, ja gar der Vorhersagung und Ahnung haben Wunderdinge entdeckt, von dem verborgenen Schatz, der in menschlichen Seelen ruhet; ja sogar die Sinne sind davon nicht ausgeschlossen. Daß meistens Krankheiten und gegenseitige Mängel diese Schätze

zeigten, ändert in der Natur der Sache nichts, da eben diese Disproportion erforderl. wurde, dem Einem Gewicht seine Freyheit zu geben und die Macht desselben zu zeigen. Der Ausdruck Leibniſzens, daß die Seele ein Spiegel des Weltalls ſey, enthält vielleicht eine tiefere Wahrheit, als die man aus ihm zu entwideln pfleget; denn auch die Kräfte eines Weltalls ſcheinen in ihr verborgen und sie bedarf nur einer Organisation oder einer Reihe von Organisationen, diese in Thätigkeit und Übung fezen zu dürfen. Der Allgütige wird ihr diese Organisationen nicht versagen und er gängelt ſie als ein Kind, ſie zur Fülle des wachſenden Genusses, im Wahn eigen erworbener Kräfte und Sinne allmählich zu bereiten. Schon in ihren gegenwärtigen Geſſeln ſind ihr Raum und Zeit leere Worte; ſie messen und bezeichnen Verhältniffe des Körpers, nicht aber ihres innern Vermögens, das über Raum und Zeit hinaus iſt, wenn es in ſeiner vollen innigen Freude wirkt. Um Ort und Stunde deines künftigen Dafeyns gib dir also keine Mühe; die Sonne, die deinem Tage leuchtet, miſſet dir deine Wohnung und dein Erdengeschäft und verdunkelt dir ſo lange alle himmlische Sterne. Sobald ſie untergeht, erscheint die Welt in ihrer größern Geſtalt; die heilige Nacht, in der du einſt eingewickelt lagest und einſt eingewickelt liegen wirſt, bedeckt deine Erde mit Schatten und ſchlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unsterblichkeit auf. Da ſind Wohnungen, Welten und Räume —

In voller Jugend glänzen ſie  
Da ſchon Jahrtaufende vergangen:

Der Zeiten Wechsel raubet nie  
 Das Licht von ihren Wangen.  
 Hier aber unter unserm Blick  
 Verfällt, vergeht, verschwindet alles :  
 Der Erde Pracht, der Erde Glück  
 Droht eine Zeit des Falles.

Sie selbst mird nicht mehr seyn, wenn du noch seyn  
 wirst und in andern Wohnpläzen und Organisationen  
 Gott und seine Schöpfung genießest. Du hast auf ihr  
 viel Gutes genoffen. Du gelangtest auf ihr zu der Orga-  
 nisation, in der du als ein Sohn des Himmels um dich  
 her und über dich schauen lerntest. Suche sie also vergnügt  
 zu verlassen und segne ihr als der Aue nach, wo du durch  
 Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdest. Du  
 hast weiter kein Anrecht an sie : sie hat kein Anrecht an  
 dich : mit dem Hut der Freyheit gekrönt und mit dem  
 Gurt des Himmels gegürtet, seze fröhlich deinen Wan-  
 derstab weiter.

Wie also die Blume da stand und in aufgerichteter  
 Gestalt das Reich der unterirdischen, noch unbelebten  
 Schöpfung schloß, um sich im Gebiet der Sonne des ersten  
 Lebens zu erfreuen : so stehet über allen zur Erde gebück-  
 ten der Mensch wieder aufrecht da. Mit erhabnem Blick  
 und aufgehobnen Händen stehet er da als ein Sohn des  
 Hauses den Ruf seines Vaters erwartend.

Herder.

## Organisation des Erdstrichs schön=gebildeter Völker.

Mitten im Schooße der höchsten Gebirge liegt das Königreich Kaschmire, verborgen wie ein Paradies der Welt. Fruchtbare und schöne Hügel sind mit höhern und höhern Bergen umschlossen, deren letzte sich, mit ewigem Schnee bedeckt, zu den Wolken erheben. Hier rinnen schöne Bäche und Ströme: das Erdreich schmückt sich mit gefundenen Kräutern und Früchten: Inseln und Gärten stehen im erquickenden Grün; mit Viehweiden ist alles überdeckt; giftige und wilde Thiere sind aus diesem Paradiese verbannt. Man könnte, wie Bernier sagt, diese die unschuldigen Berge nennen, auf denen Milch und Honig fließt, und die Menschengattung daselbst ist der Natur nicht unverth. Die Kaschmiren werden für die geistreichsten und witzigsten Indier gehalten, zur Poesie und Wissenschaft, zu Handthierungen und Künsten gleich geschickt, die wohlgebildetsten Menschen und ihre Weiber oft Muster der Schönheit.

Wie glücklich könnte Indestan seyn, wenn nicht Menschenhände sich vereinigt hätten, den Garten der Natur zu verwüsten, und die unschuldigste der Menschengestalten mit Uberglauben und Unterdrückung zu quälen. Die Hindus sind der sanftmuthigste Stamm der Menschen. Kein Lebendiges beleidigen sie gern: sie ehren was Leben bringt, und nähren sich mit der unschuldigsten Speise, der Milch, dem Reis, den Baumfrüchten, den gefunden

Kräutern, die ihnen ihr Mutterland darbeut. Ihre Gestalt, sagt ein neuer Reisender, ist gerade, schlank und schön; ihre Glieder fein proportionirt; ihre Finger lang und zartfassend; ihr Gesicht offen und gefällig; die Züge desselben sind bei dem weiblichen Geschlechte die zartesten Linien der Schönheit, bei dem männlichen einer männlich-saftigen Seele. Ihr Gang und ihr ganzes Tragen des Körpers ist im höchsten Grad anmuthig und reizend. » Die Beine und Schenkel, die in allen nordöstlichen Ländern litten, oder affenartig verkürzt waren, verlängern sich hier und tragen eine sprühende Menschenschönheit. Selbst die Mogolische Bildung, die sich mit diesem Geschlecht vermählte, hat sich in Würde und Freundlichkeit verwandelt. Und wie die Leibesgestalt, ist auch die ursprüngliche Gestalt ihres Geistes; ja sofern man sie ohne den Druck des Überglaubens oder der Sklaverey betrachtet, ihre Lebensweise. Mäßigkeit und Ruhe, ein sanftes Gefühl und eine stille Tiefe der Seele bezeichnen ihre Arbeit und ihren Genuss, ihre Sittenlehre und Mythologie, ihre Künste und selbst ihre Duldsamkeit unter dem äußersten Toch der Menschheit. Glückliche Lämmer, warum kommtet ihr nicht auf eurer Aue der Natur ungestört und sorglos weiden?

Die alten Perseer waren ein häßliches Volk von den Gebürgen, wie noch ihre Reste, die Gauren, zeigen. Da aber schwerlich ein Land in Asien so vielen Einbrüchen ausgesetzt ist als Persien, und gerade unter dem Abhange wohlgebildeter Völker lag, so hat sich hier eine Bildung zusammen gesetzt, die bei den edleren Persern Würde und Schönheit verbindet. Hier liegt Eschirkasjen,

die Mutter der Schönheit; zur andern Seite des kaspischen Meers wohnen tatarische Stämme, die sich in ihrem schönen Klima auch schon zur Wohlgestalt gebildet, und häufig hinab gebreitet haben. Zur Rechten liegt Indien, und sowohl aus ihm als aus Eschirkasjen haben erkaufte Mädchen das Geblüt der Perse verschönert. Ihre Gemüthsart ist diesem Veredlungsplatz des menschlichen Geschlechts gemäß worden: denn jener leichte und durchdringende Verstand, jene fruchtbare und lebhafte Einbildungskraft der Perse, sammt ihrem biegsamen höflichen Wesen, ihrem Hange zur Eitelkeit, zur Pracht und zur Freude, ja zur romantischen Liebe sind vielleicht die erlebnissten Eigenschaften zum Gleichgewicht der Neigungen und Züge. Statt jener barbarischen Bierrathen, mit denen ungestalte Nationen die Ungeformt ihres Körpers bedecken wollten und vermehrten, kamen hier schönere Wohnheiten auf, die Wohlgestalt des Körpers zu erheben. Der wasserlose Mogole mußte unrein leben; der weiche Indier badet; der wohlüstige Perse salbet. Der Mogole klebte auf seinen Fersen, oder hing auf seinem Pferde; der sanfte Indier ruhet, der romantische Perse theilt seine Zeit in Ergötzungen und Spiele. Er färbt sein Augenbraun; er kleidet sich in eine den Wuchs erhebende Kleidung. Schöne Wohlgestalt! sanftes Gleichgewicht der Neigungen und Seelenkräfte, warum konntest du dich nicht dem ganzen Erdball mittheilen?

Daz einige tatarische Stämme ursprünglich zu den schön=gebildeten Völkern der Erde gehören und nur in den Nordländern oder auf den Steppen verwildert sind, haben

wir bereits bemerket; beide Seiten des kaspischen Meers zeigen diese schönere Bildung. Die Usbederinnen werden groß, wohlgebildet und angenehm beschrieben: sie ziehen mit ihren Männern ins Gefecht: ihr Auge, sagt die Beschreibung, ist groß, schwarz und lebhaft, das Haar schwarz und fein: die Bildung des Mannes hat Ansehen und eine Art feiner Würde. Ein gleiches Lob wird den Budharen gegeben und die Schönheit der Tirkasrinen, der schwarzeidne Faden ihres Augenbrauns, ihr feuriges schwarzes Auge, die glatte Stirn, der kleine Mund, das gerundete Kinn sind weit umher bekannt und gepriesen. Man sollte glauben, daß in diesen Gegenden die Zunge der Waage menschlicher Bildung in der Mitte geschwebet und ihre Schalen nach Griechenland und Indien öst- und westlich fortgebreitet habe. Glücklich für uns, daß Europa diesem Mittelpunkt schöner Formen nicht so gar fern lag und daß manche Völker, die diesen Welttheil bewohnen, die Gegenden zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer auch entweder inne gehabt oder langsam durchzogen haben. Wenigstens sind wir also keine Antipoden des Landes der Schönheit.

Alle Völker, die sich auf diesen Erdstrich schöner Menschenbildung drängten und auf ihm verweilten, haben ihre Züge gemildert. Die Türken, ursprünglich ein häßliches Volk, veredelten sich zu einer anschaulichern Gestalt, da ihnen als Überwindern weiter Gegenden jede Nachbarschaft schöner Geschlechter zu Dienst stand; auch die Gebote des Korans, der ihnen das Waschen, die Reinigkeit, die Mäßigung anbefahl und dagegen wohllustige Ruhe erlaubte,

haben wahrscheinlich dazu beigetragen. Auch die harten Araber gehen nicht leer aus : denn obgleich ihre Halbinsel mehr zum Lande der Freyheit als der Schönheit von der Natur gebildet worden, und weder die Wüste noch das Nomadenleben die besten Pflegerinnen der Wohlgestalt seyn können : so ist doch dieses harte und tapfere, zugleich ein wohlgebildetes Volk, dessen weite Wirkung auf drey Welttheile wir in der Folge sehen werden.

Endlich fand an den Küsten des mittelländischen Meers die menschliche Wohlgestalt eine Stelle, wo sie sich mit dem Geist vermählen und in allen Reizen irdischer und himmlischer Schönheit nicht nur dem Auge, sondern auch der Seele sichtbar werden konnte ; es ist das dreyfache Griechenland in Asien und auf den Inseln, in Gracia selbst und auf den Küsten der weitern Abendländer. Laue Westwinde fächelten das Gewächs, das von der Höhe Asiens allmählich herverpflanzt war und durchhauchten es mit Leben : Seiten und Schicksale kamen hinzu, den Saft desselben höher zu treiben und ihm die Krone zu geben, die noch jedermann in jenen Idealen griechischer Kunst und Weisheit mit Freuden anstaunet. Hier wurden Gestalten gedacht und geschaffen, wie sie kein Künstler aus Indien oder Kaschmire entwerfen kann. Die menschliche Gestalt gieng in den Olympus und bekleidete sich mit göttlicher Schönheit.

Der selbe.

### Organisation der Amerikaner.

Es ist bekannt, daß Amerika durch alle Himmelsstriche läuft und nicht nur Wärme und Kälte in den höchsten Graden, sondern auch die schnellsten Abwechslungen der Witterung, die höchsten und steilsten Höhen mit den weitesten und flachsten Ebenen verbindet. Es ist ferner bekannt, daß da dieser lang=gestreckte Welttheil bei großen Buchten zur rechten Seite eine Kette von Gebirgen hat, die von Süden nach Norden streicht, daher das Klima desselben, so wie seine lebendigen Produkte mit der alten Welt wenig Ähnliches haben. Alles dies macht uns auch auf die Menschengattung daselbst, als auf die Geburt eines entgegen gesetzten Hemisphärs aufmerksam.

Auf der andern Seite aber gibt es eben auch die Lage von Amerika, daß dieser ungeheure, von der andern Welt so weit getrennte Erdstrich, nicht eben von vielen Seiten her bevölkert seyn kann. Von Afrika, Europa und dem südlichen Asien scheiden ihn weite Meere und Winde; nur Ein Übergang aus der alten Welt ist ihm nahe geworden an seiner nord=westlichen Seite. Die vorige Erwartung einer großen Vielformigkeit wird also hierdurch gewissermaßen vermindert: denn wenn die ersten und meisten Einwohner aus Einer und derselben Gegend kamen und sich, vielleicht nur mit wenigen Vermischungen anderer Ankommlinge, allmählich herunter zogen und endlich das ganze Land füllten: so wird, trotz aller Klimate, die Bildung und der Charakter der Einwohner eine Einförmigkeit zei-

gen, die nur wenig Ausnahmen leidet. Und dieß ist, was so viele Nachrichten von Nord- und Südamerika sagen: daß nämlich; ohngeachtet der großen Verschiedenheit der Himmelsstriche und Völker, die sich oft auch durch gewaltsame Kunst von einander zu trennen suchten, auf der Bildung des Menschengeschlechts im Ganzen ein Gepräge der Einseitigkeit liege, die selbst nicht im Negerlande statt findet. Die Organisation der Amerikaner ist also gewissermaßen eine reinere Aufgabe, als die Bildung irgend eines andern gemischteren Erdreichs; und die Auflösung des Problems kann nirgends als von der Seite des wahrscheinlichen Überganges selbst anfangen.

Die Nationen, an die Cook in Amerika streifte, waren von der mittlern Größe bis zu sechs Fuß. Ihre Farbe geht ins Kupferrothe, die Form ihres Gesichts ins Vier-eckte, mit ziemlich vorragenden Backenbeinen und wenig Bart. Das Haar ist lang und schwarz: der Bau der Glieder stark und nur die Füße unformlich. Wer nun die Nationen im östlichen Asien und auf den nahe gelegenen Inseln inne hat, der wird Zug für Zug den allmählichen Übergang bemerken. Ich schließe diesen nicht auf Eine Nation ein: denn wahrscheinlich giengen mehrere, auch von verschiedenen Stämmen hinüber; nur östliche Völker waren es, wie ihre Bildung, selbst ihre Unformlichkeit, am meisten aber ihr Puz und ihre willkürlichen Sitten beweisen. Werden wir einst die ganze nord-westliche Küste von Amerika, die wir jetzt nur in ein Paar Ansichten kennen, übersehen und von den Einwohnern daselbst so treue Gemälde haben, als Cook z. B. uns vom Anführer in Una-

laßka u. s. gegeben : so wird sich mehreres erklären. Es wird sich ergeben, ob tiefer hinab auf der großen Küste, die wir noch nicht kennen, auch Japaner und Sinesen übergegangen und was es mit dem Mährchen von einer gesitteten bärigen Nation auf dieser Westseite für Be- wandniß habe. Freylich wären die Spanier von Mexiko aus die nächsten zu diesen schätzbaren Entdeckungen, wenn sie mit den zwey größtesten Seenationen Europa's, den Engländern und Franzosen, den rühmlichen Eroberungsgeist für die Wissenschaften theilten. Möge indeß wenigstens Laxmann's Reise auf die nördliche Küste und die Be- mühungen der Engländer von Kanada aus uns viel Neues und Gutes lehren.

Es ist sonderbar, daß sich so viele Nachrichten damit tragen, wie die westlichsten Nationen in Nordamerika zu- gleich die gesittetsten seyn sollen. Die A ssinipuelen hat man wegen ihrer großen, starken, behenden Gestalt, und die C hristinoh's wegen ihrer gesprächigen Munterkeit gerühmet. Wir kennen indeß diese Nationen und überhaupt alle Savanner nur als Mährchen; von den Nadowessiern an geht eigentlich die gewissere Nachricht. Mit ihnen, so wie mit den E schiwipaern und Winobagiern hat uns Car- ver, mit den E scheraki's, E schikasah's und Muskogen Adair, mit den sogenannten fünf Nationen C olden, Rogers, T imber lake, mit denen nach Norden hinauf die französischen Missionare bekannt gemacht und bei allen Verschiedenheiten derselben, wem ist nicht ein Eindruck geblieben von einer herrschenden Bildung, wie von Einem Hauptcharakter? Dieser besteht nämlich in der gesunden

und gehaltenen Stärke, in dem barbarisch-stolzen Freyheits- und Kriegsmuth, der ihre Lebensart und ihr Hauswesen, ihre Erziehung und Regierung, ihre Geschäfte und Gebräuche zu Kriegs- und Friedenszeiten bildet. In Lastern und Tugenden ein Einziger Charakter auf unsrer runden Erde !

Und wie kamen sie zu diesem Charakter? Mich dünkt, auch hier erklärt ihr allmählicher Übergang aus Nordasien und die Beschaffenheit dieser neuen Weltgegend sehr vieles. Als rohe und harte Nationen kamen sie herüber : zwischen Stürmen und Gebirgen waren sie gebildet ; als sie nun die Küste überstanden hatten und das große, freye, schönere Land vor sich fanden, mußte sich nicht auch ihr Charakter mit der Zeit zu diesem Lande bilden ? Zwischen großen Seen und Strömen, in diesen Wältern, auf diesen Wiesen formten sich andre Nationen, als dort auf jenem rauhen und kalten Abhange zum Meer. Wie Seen, Gebirge und Ströme sich theilten, theilten sich die Völkerschaften : Stämme mit Stämmen geriethen in heftige Kriege, daher auch bei denen sonst gleichmüthigsten Nationen jener Kriegshafß der Völter unter einander ein herrschender Zug wurde. Zu kriegerischen Stämmen bildeten sie sich also und verleibten sich allen Gegenständen des Landes ein, das ihnen ihr großer Geist gegeben. Sie haben die Schamanenreligion der Nordasiaten, aber auf amerikanische Weise. Ihre gesunde Lust, das Grün ihrer Wiesen und Wälter, das erquickende Wasser ihrer Seen und Ströme begeisterte sie mit dem Hauch der Freyheit und des Eigenthums in diesem Lande. Von wel-

chem Haufen elender Russen haben sich alle sibirische Nationen bis nach Kamtschatka hin unterjochen lassen! Diese festere Barbaren wichen zwar; aber sie dienten nie.

Wie ihr Charakter, so läßt sich auch ihr sonderbarer Geschmack an der Verfärbung ihres Körpers aus diesem Ursprunge erklären. Alle Nationen in Amerika verfülgen den Bart; sie müssen also ursprünglich aus Gegenden seyn, die wenig Bart zeugten, daher sie von der Sitte ihrer Väter nicht abweichen wollten. Der östliche Theil von Asien ist diese Gegend. Auch in einem Klima, also, das reichern Saft zu ihm hervortreiben möchte, haßten sie denselben und hassen ihn noch, daher sie ihn von Kindheit auf ausrauschen. Die Völker des asiatischen Nordens hatten runde Köpfe und östlicher gieng die Form ins Vieredte über; was war natürlicher, als daß sie auch von dieser Väterbildung nicht ablassen wollten und also ihr Gesicht formten? Wahrscheinlich fürchteten sie das sanftere Oval als eine weibische Bildung: sie blieben also auch durch gewaltsame Kunst beim zusammen gedrückten Kriegsgesicht ihrer Väter. Die nordischen Kugelköpfe formten es rund, wie die Bildung des höheren Nordens war: andre formten es vierrecht oder drückten den Kopf zwischen die Schultern, damit das neue Klima weder ihre Länge noch Gestalt verändern möchte. Kein anderer Erdstrich als das östliche Asien zeigt Proben solcher gewaltsamen Verzierung, und wie wir sahen, wahrscheinlich auch in der nämlichen Absicht, das Ansehen des Stammes in fernen Gegenden zu erhalten; selbst dieser Geist der Verzierung gieng also vielleicht schon mit hinüber.

Endlich kann uns am wenigsten die kupferrothe Farbe der Amerikaner irren : denn die Farbe der Geschlechter fiel schon im östlichen Asien ins braunrothe, und wahrscheinlich war es die Lust eines andern Welttheils, die Salben und andre Dinge, die hier die Farben erhöhten. Ich wundre mich so wenig, daß der Neger schwarz und der Amerikaner roth ist, - da sie, als so verschiedene Geschlechter, in so verschiedenen Himmelsstrichen Jahrtausende lang gewohnt haben, daß ich mich vielmehr wundern würde, wenn auf einer runden Erde alles Schnee=weiß oder braun wäre. Sehen wir nicht bei der größern Organisation der Thiere sich in verschiedenen Gegenden der Welt so gar feste Theile verändern? und was hat mehr zu sagen, eine Veränderung der Glieder des Körpers in ihrer ganzen Proportion und Haltung; oder ein etwas mehr und anders gefärbtes Nez unter der Haut?

Der selbe.

### 78.

Pragmatische Resultate über die Periode von Alexander bis auf August.

Die Fragen : ob fortschreitender Luxus ein sicheres Kennzeichen des fortgehenden Wohlstandes der Staaten sey? Ob und wie man ihm Grenzen setzen müsse, damit nicht Uppigkeit, Schwelgerey und Weichlichkeit erzeugt werde? lassen sich aus der letzten Geschichte der Römer beantworten. Sie kann auch lehren, welche Folgen eine ungeheure große Vermehrung des Nationalreichthums hat.

Unter den verderblichen Folgen des ausschweifenden Luxus, welche das Ende dieser aufstellte, verdienen die Unterdrückung des Nationalgeistes, und die Verbitterung aller Unnehmlichkeiten des häuslichen und geselligen Lebens eine Betrachtung, die auch für unser Zeitalter lehrreich seyn kann.

Wenn man in Ansehung der bürgerlichen und kriegerischen Revolution diesen Zeitraum mit den neuesten Zeiten vergleicht; so hat man gewiß nicht Ursache, das kultivirte Alterthum um wahre oder vermeinte Vorzüge zu beneiden. Wie wüthend waren Alexanders Siege, und die Kriege seiner Nachfolger? Wie teuflisch die Triumphe der römischen Triumvirs? Keine solche allgemeinen und kaltblütig verübten Grausamkeiten stellt die neuere Geschichte gesitteter Völker von edlern Stämmen auf. Selbst der gepriesne Patriotismus der Alten, und vornehmlich der Römer, wurde Quelle unaussprechlichen Menschenelends. Sein höchster Grundsatz war : das Idol des Vaterlands auf den Trümmern des gestürzten Wohlstandes aller andern Völker zu erheben. Wohl uns, daß wir gelernt haben: auch die Welt ist das Vaterland des Menschen; wohl uns, wenn unsre Regenten es begreifen, daß das Wohl und das Glück eines einzelnen Staates nie weniger befördert wird, als wenn man ihn ganz zu isoliren, und den Ruin andrer Staaten mit kindisch-neidischer Politik zu bewirken strebt.

Rom hatte nur ein Mal die Herrschaft über die Welt erlangt. Ungeheuer große Reiche und Herrschaften zersunken bald; eine lehrreiche Erfahrung für den geizigen Eroberer,

dem es nur um Vergrößerung seines Gebiets, nicht um dessen weise Regierung, um Erweiterung seines Besitzes, nicht um den rechten Gebrauch dessen, was er besitzt, zu thun ist. Wissenschaftliche Kultur, und religiöse und moralische waren in diesem Zeitraum wenig verbunden; jene stieg und diese sanken.

Beck.

### 79.

#### Sind Kultur und Luxus den Völkern wohlthätig?

Wäre jetzt noch ein Land von allen andern durch unwegsame Gränzen abgesondert; hätten seine Bewohner nie die Lüste fremder Völker gelöstet, und nie mit neuen Kenntnissen auch neue Begierden erworben; so hätte freilich kein Luxus der erleuchteten oder verdorbenen Völker ihre Hütten erreicht; und die Frage mag den Witz eines Sophisten beschäftigen, ob ein solches Volk nicht glücklicher als ein gesittetes sey?

Aber sobald der Sophist vergleicht und empfindet, so fühnt er sich wieder mit der allgemeinen Vernunft aus. Ihm grauet alsdann vor dem Ideal seiner Welt, das noch in mancher Insel des Südmeers übrig ist, wo Geschöpfe, wie Menschen gestaltet, keine andern, als thierische Bedürfnisse fühlen, und wann diese befriedigt sind, nicht aus ihrer Felsenluft kriechen. Alle Kräfte des gesellschaftlichen Lebens haben sich schon lange vereinigt, um ein so dürftiges Glück von der veredelten Erde zu treiben. Die Neugier, das Verlangen nach Reichthum und Ruhm, die

Wissenschaften und der Handel haben unter fernen Nationen einen vertraulichen Umgang gestiftet, und Erfindungen, Bequemlichkeiten, Neigungen und Sitten in einen allgemeinen Umlauf gesetzt. Ein Volk unterrichtet das andre und zündet seinen Wetteifer an; einigen verleiht die Natur ohne Mühe, was andern ihr Fleiß nur sparsam gewährt; alle streben nach dem Grade der Glückseligkeit, den die Vorsicht wenigen zugeliehlt hat.

So bildet sich endlich, langsamer oder schneller, der Geist der Völker. Der Strom rauscht unaufhaltsam daher, und droht nicht immer mit Verwüstung, sondern kündigt Fruchtbarkeit an, wenn ihn nur ein fluger Staatsmann in die rechten Kanäle zu leiten versteht, wenn er die Neigung zum Vergnügen, diese Urkraft alles menschlichen Bestrebens, zur Triebfeder eines nützlichen Fleisches anwendet, wenn er ein ermuntertes Volk dahin leitet, daß es sich aus den Fesseln fremder Thätigkeit reißt, und selbst seines Glückes Schöpfer wird.

Der Luxus, der dadurch veranlaßet oder genähret wird, ist kein Übel, sondern die höchste Gesundheit des Staates, dessen Nerven ihre äußerste Federkraft üben. Alsdann srockt der Nahrungssafit nirgends; keine Materie bleibt unnuß; weder Kinder noch Greise sind müßig; der Geschmack reift; der Verstand klärt sich auf; die Künste veredeln die Natur; die Wissenschaften mildern die Sitten; die Menschlichkeit und der Duldungsgeist gehen aus den Zimmern der Weltweisen hervor, und nähern sich dem Thron; das Land wird verschönert, der Einwohner erleuchtet.

Freilich droht auch mitten im Wohlstand ein künftig Verderben. Je mehr ein Volk seine Begierden und ihre Besiedigung verfeinert; je mehr es im Frevel des Witzes und im Kennergeschmacke sündlicher Freuden zunimmt; je mehr verliert es an Würde der Sitten, an Stärke der Seele, und je schneller eilt es seinem Untergange zu. Aber man kämpft umsonst gegen das Schicksal aller Staaten, welche die Vorsehung, wie die Natur, durch ähnliche Perioden, von der Blüthe zur Reife, von dieser zum Verwelken und Absfallen führt, und endlich, zur Nahrung einer neuen Entwicklung, im allgemeinen Chaos begräbt.

Nur fragt man, ob wir nicht berechtigt sind, von der Weisheit der Regierung Mittel zu erwarten, und eine so traurige Epoche zu entfernen, und ob es nicht in ihrer Macht steht, der Üppigkeit Gränzen zu setzen, wenn sie auch ihrem Einbruche nicht wehren kann? Allerdings. Damit aber keine nützliche Verfeinerung, kein zulässiger Genuss aus kleinmuthiger Furcht ungewisser schädlicher Folgen zugleich mit verdrängt werde, kommt es auf die schwere Bestimmung an, was schädlicher Luxus sey? Ein Begriff der in verschiedenen Zeiten und Staaten, nicht ein Menschenalter durch, der nämliche bleibt. Unsre Väter fanden eine Pracht unter Fürsten gefährlich, die nun ohne Nachtheil des Staats zum Bürger herabgesunken ist. Ein Einwohner von London und Paris findet in keiner nordischen Hauptstadt ein üppiges Leben; auch ist es ungewiß, welchen Grad des Wohllebens sich endlich selbst ein von der Natur wenig begünstigtes Volk erlauben darf, wenn alle seine Kräfte zweckmäßig arbeiten.

Ein Staatsmann verfehlt gänzlich den Endzweck, wenn er allzu streng gegen einzelne Beispiele der Uppigkeit eifert, deren Wirkung im Ganzen vielleicht unmerklich ist: aber das Buch der Nation mit allen handelnden Völkern muß offen vor ihm liegen; er muß ihr Vermögen gegen den Reichthum Andrer zu berechnen, er muß richtig zu beurtheilen verstehen, was ihr, unter verschiedenen Seiten und Umständen, vergönnt werden kann, und was ihr versagt bleiben muß.

Sturz.

80.

### Über Disciplin in der Erziehung.

Der Mensch ist das einzige Geschöpf, das erzogen werden muß. Unter der Erziehung verstehen wir die Wartung (Verpflegung, Unterhaltung), Disciplin (Zucht), und Unterweisung, nebst der Bildung.

Die Thiere gebrauchen ihre Kräfte, sobald sie deren nur welche haben, regelmäßig, d. h. in der Art, daß sie ihnen selbst nicht schädlich werden. Thiere brauchen daher keine Wartung, höchstens Futter, Erwärmung und Anfuhrung, oder einen gewissen Schutz.

Disciplin, oder Zucht, ändert die Thierheit in die Menschheit um. Ein Thier ist schon alles durch seinen Instinkt; eine fremde Vernunft hat bereits Alles für das-selbe besorgt. Der Mensch aber braucht eigene Vernunft, er hat eigene Vernunft, und muß sich selbst den Plan seines Verhaltens machen. Weil er aber nicht sogleich im

Standes ist, dieses zu thun, sondern roh auf die Welt kommt; so müssen es Andere für ihn thun.

Die Menschengattung soll die ganze Naturanlage der Menschheit, durch ihre eigene Bemühung, nach und nach von selbst heraus bringen. Eine Generation erzieht die andere. — Disciplin verhütet, daß der Mensch nicht durch seine thierischen Antriebe von seiner Bestimmung, der Menschheit, abweiche. Sie muß ihn, z. B. einschränken, daß er sich nicht wild und unbesonnen in Gefahr begebe. Zucht ist also bloß negativ, nämlich die Handlung, wodurch man dem Menschen die Wildheit benimmt; Unterweisung hingegen ist der positive Theil der Erziehung.

Wildheit ist die Unabhängigkeit von Gesetzen. Disciplin unterwirft den Menschen den Gesetzen der Menschheit, und fängt an, ihn den Zwang der Gesetze fühlen zu lassen. Dieses muß aber früh geschehen; denn wenn das nicht geschieht, so ist es schwer, den Menschen nachher zu ändern. Wenn man ihm in der Jugend seinen Willen gelassen, und ihm da nichts widerstanden hat; so behält er eine gewisse Wildheit durch sein ganzes Leben. Und es hilft denen auch nicht, die durch allzugroße mütterliche Zärtlichkeit in der Jugend geschont werden; denn es wird ihnen weiterhin nur desto mehr von allen Seiten her widerstanden, und überall bekommen sie Stoße, sobald sie sich in die Geschäfte der Welt einlassen.

Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht. Es ist zu bemerken, daß der Mensch nur durch Menschen er-

zogen wird, durch Menschen, die ebenfalls erzogen sind. Daher macht auch Mangel an Disciplin und Unterweisung bei einigen Menschen sie wieder zu schlechten Erziehern ihrer Zöglinge.

Derjenige, der nicht kultivirt ist, ist roh; wer nicht discipliniert ist, ist wild. Verabsäumung der Disciplin ist ein größeres Übel, als Verabsäumung der Kultur; denn diese kann noch weiterhin nachgeholt werden. Wildheit aber lässt sich nicht weg bringen, und ein Versehen in der Disciplin kann nie ersetzt werden. Vielleicht, daß die Erziehung immer besser werden; und daß jede folgende Generation einen Schritt näher zur Vervollkommenung der Menschheit thun wird; denn hinter der Education steckt das große Geheimniß der Vollkommenheit der menschlichen Natur. Es ist entzückend, sich vorzustellen, daß die menschliche Natur immer besser durch Erziehung werde entwickelt werden, und daß man diese in eine Form bringen kann, die der Menschheit angemessen ist. Dies eröffnet uns den Prospekt zu einem künftigen glücklicheren Menscheneschlechte.

Ein Entwurf zu einer Theorie der Erziehung ist ein herrliches Ideal, und es schadet nichts, wenn wir auch nicht gleich im Stande sind, es zu realisiren. Man muß nur nicht die Idee für chimärisch halten, und sie als einen schönen Traum verrufen, wenn auch Hindernisse bei ihrer Ausführung eintreten.

Eine Idee ist nichts anders, als der Begriff von einer Vollkommenheit, die sich in der Erfahrung noch nicht findet. Ist sie deswegen unmöglich? Erst muß unsre Idee

nur richtig seyn, und dann ist sie, bei allen Hindernissen, die ihrer Ausführung noch im Wege stehen, gar nicht unmöglich. Wenn z. B. ein jeder lüge, wäre deshalb das Wahrreden eine bloße Grille? Und die Idee einer Erziehung, die alle Naturanlagen im Menschen entwickelt, ist allerdings wahrhaft.

Es liegen viele Keime in der Menschheit, und nun ist es unsre Sache, die Naturanlagen proportionirlich zu entwickeln, und die Menschheit aus ihren Keimen zu entfalten; und zu machen, daß der Mensch seine Bestimmung erreiche. Die Thiere erfüllen diese von selbst, und ohne daß sie sic kennen. Der Mensch muß erst suchen, sic zu erreichen; dieses kann aber nicht geschehen, wenn er nicht einmal einen Begriff von seiner Bestimmung hat.

Die Erziehung ist eine Kunst, deren Ausübung durch viele Generationen vervollkommen werden muß. Jede Generation, versehen mit den Kenntnissen der vorhergehenden, kann immer mehr eine Erziehung zu Stande bringen, die alle Naturanlagen des Menschen proportionirlich und zweckmäßig entwickelt, und so die ganze Menschen-gattung zu ihrer Bestimmung führt. — Die Vorsehung hat gewollt, daß der Mensch das Gute aus sich selbst heraus bringen soll, und spricht, so zu sagen, zum Menschen: « Gehe in die Welt; ich habe dich ausgerüstet mit allen Anlagen zum Guten. Dir kommt es zu, sie zu entwickeln, und so hängt dein eignes Glück und Unglück von dir selbst ab. » — Der Mensch soll seine Anlagen zum Guten erst entwickeln; die Vorsehung hat sie nicht schon fertig in ihn gelegt, es sind bloße Anlagen.

Kant.

## Was bestimmt unsern Wirkungskreis?

Jeder Mensch wird in gewisse Verbindungen gesetzt durch seine Geburt; jeder wird in neue gebracht durch seine Schicksale. Beide machen den Kreis aus, in welchem er wirken soll.

Es ist ein gemeiner Fehler, an weit entfernten Orten Kenntnisse zu suchen, deren Gegenstände wir um uns hatten. — Ein eben so gemeiner Fehler ist es, uns in entfernten Beziehungen Pflichten aufzulegen, und die in den nächsten und natürlichen zu versäumen: unsre Verwandten, Freunde, die durch Amt und Umstände mit uns verbundenen Personen zu vernachlässigen, und unter Fremden nützlich seyn zu wollen. Dieß letztere kann in gewissen Fällen recht seyn, für Leute von großen Kräften und einer eingeschränkten Sphäre. Aber für das Wohl der Menschen überhaupt, und in den meisten Fällen ist es am zuträglichsten, daß jeder bei den Personen anfange Gutes zu thun, welche ihm die nächsten sind.

Zwei Ursachen sind es, warum dieses nicht geschieht: zuerst, der Stolz; weil jeder mehr wünscht, glänzende als gute Thaten zu thun; weil viele, aus Einbildung von ihren Fähigkeiten, ihren Wirkungskreis für zu eingeschränkt, ihre Lage für zu niedrig halten. Zum andern: die aus dem beständigen Verkehr selbst entstehenden Ursachen der Gleichgültigkeit und des Hasses. In nahen Verhältnissen sind viele Gelegenheiten, sich wechselseitig zu

beleidigen ; das Interesse kommt öfters in Widerspruch ; endlich zeigt und entdeckt man sich mehr die schlechte Seite. Wer die Grade der natürlichen Verbindung unter den Menschen ehren will, muß , zufrieden und genügsam mit dem Platze , den ihm die Vorsehung angewiesen, auch zufrieden mit den Menschen seyn , mit welchen sie ihn zusammen gestellt hat ; er muß der Kälte zu wehren suchen , welche aus der Gewohnheit und dem Widerwillen über kleinere aber östere Verdrüßlichkeiten entspringt.

Unsre Freunde , unsre Verwandte , unsre Amtsgenossen können also von uns jeder etwas fordern , aber nicht alle Alles. Jede Wede Verbindung hat ihre Absicht , ihre eigene Natur , so wie ihren besondern Ursprung. Die Regel des Cicero ist vortrefflich : « leiste jedem , was er ohne dich am wenigsten erhalten würde. » Eine andre Regel liegt in seinen Worten , obgleich nicht so deutlich ausgedrückt : « befördere bei jedem das Gute , um dessentwillen die Verbindung mit ihm , von der Natur oder von dir selbst errichtet worden ist. » Die Familienverbindung hat die Erhaltung , die Fortpflanzung , den Unterhalt , den Schutz zur Absicht : freundschaftliche Verbindungen werden zu Mittheilung der Gedanken und zu Ergießungen des Herzens errichtet. Auf meinen Beutel , auf meine Fürsorge , auf alle Dienste , welche zur Beförderung des äußern Wohlstandes abzielen , haben meine Verwandten das meiste Recht ; aber meinen Umgang , meine Vertraulichkeit darf ich für diejenigen aufbehalten , zu welchen mich mein Herz , nicht die Geburt treibt. Jene Pflichten kann ich leisten aus Reflexion ; diese nur aus Empfindung , oder sie ver-

lieren ihr Wesen und ihren Werth ; der Empfindung aber läßt sich nicht gebieten. Es versteht sich , daß es Fälle gibt , wo beide Verhältnisse zusammen kommen , Verwandte können auch Freunde im engsten Verstande seyn ; aber sie haben auch dann noch ihre Rechte an uns , wenn sie es nicht sind.

Gar v e.

## 82.

### Das leichteste Mittel um zu gefallen.

Man spricht viel von der Kunst zu gefallen , und wenn jemals die Regeln Krücken gewesen , welche der Kranke gebraucht , und der Gesunde verwirft , so ist es in dieser Kunst . Das ganze Geheimniß besteht in einem großen Verdienst und einem Loch im Strumpf , oder , um mich deutlicher zu erklären : man bemühe sich , der Erste in seiner Art zu werden , und gebe dem Feinde einen und dem Freunde zwey Fehler Preis . Der Neid des erstern , und die Phantasie des andern ; wird durch dieses geringe Opfer befriedigt , und der Eine wie der Andere so sanft erhöhet werden , daß er sich selbst bei uns gefallen wird . Denn die Kunst zu gefallen besteht nicht sowohl darin , daß wir Andern , sondern daß Andre sich mit uns gefallen .

Ein vollkommener Mensch würde unerträglich seyn , und dieses aus sehr natürlichen Ursachen . Erstlich würden wir seiner Vollkommenheit einen Anspruch auf Vorzug und Bewunderung leihen , und dieses räumt unser theures Selbst ungern ein . Zweitens würden wir ihm keine

Schwäche zeigen wollen, und in seiner Gesellschaft alle unsere Kräfte anspannen, um dieses zu verhindern. Niemand aber ist gern beständig in einer Staatskleidung, und noch weniger in einer Staatslaune. Drittens würden wir gegen einen Solchen nicht gerne unsre Scheidemünze auskramen, und also in unsern eignen Augen alberne Geschöpfe bleiben. Dieß ist nun ein pro primo, pro secundo und pro tertio. Mehrere Ursachen darf ein Vedant nicht haben.

Noch gefährlicher aber ist — und dieses ist der gemeinste Fall — wenn wir Fehler haben, und doch keinen einzigen zeigen wollen; wenn von der Fussohle an bis zur leeren Scheitel Alles in der feinsten Ordnung erscheint. Da kommt die beleidigte Eifersucht mit ihrem scharfen Auge, und richtet die Seele so viel strenger, je weniger der äußerliche Bau ihr einen Fehler Preis geben will. Sie bringt Gold, welches den Strich gehalten, unter die Kapelle, und wehe dann dem armen Sünder, wenn er hier die Prohe nicht hält! Wer gefallen will, muß, wohl zu verstehen, des Andern Narr werden. Er hat nur die Wahl über die Art.

Möser.

83.

### Der Mensch soll vollkommen werden.

Wie Einer ist; so wünscht er und hofft er. Aus den Wünschen und Hoffnungen wird der Mensch erkannt. Diese bestimmen seinen sittlichen und religiösen Charakter. — Wie einer ist; so denkt er sich Gott; und wie er sich

Gott denkt, so sind seine Wünsche und Hoffnungen zu Gott. Je edler ein Mensch ist; desto edler denkt er sich die Gottheit. Der schlechte Mensch denkt schlecht von Gott; der gute gut. Der Menschenfeind denkt sich ihn menschenfeindlich; menschenfreundlich der Menschenfreund; der Engherzige engherzig; der Harte unerbittlich; der Großmuthige großmuthig; der Barmherzige harmherzig. —

Gott ist allvollkommen. Vollkommenheit kommt von dem Vollkommenen; der Vollkommene will Vollkommenheit; oder mit andern Worten: der Beste will das Beste; der Fleckenloseste will Fleckenlosigkeit; der Lichtreine Lichtreinheit; oder mit andern Worten: Gott will, so weit es die Natur der Dinge gestattet, seines Gleichen; der Mensch ist Kind Gottes und soll sein Ebenbild seyn.

Der Mensch soll vollkommen werden. Mit andern Worten: er soll heilig, er soll an Geist, an Seele und Leib unsträflich seyn. Er soll werden, was er werden kann. Alles an ihm soll gut und rein und göttlich, nach Gott strebend, Gott ähnlich seyn; es soll keine Unvollkommenheit an ihm übrig bleiben. Er soll alle seine Kräfte üben, alle erwecken, alle entwickeln, mit allen genießen; alle in Harmonie bringen; durch den Gebrauch aller seliger werden und seliger machen. Es soll nichts Widriges, nichts Widersprechendes, nichts Hemmendes und Kränkendes in ihm übrig bleiben; alles an ihm soll frey und gesund, alles gut und rein seyn. — Nichts, was die Gottheit hindert, auf die allerfrehesten Weise in ihm zu wirken, soll an ihm übrig bleiben. Er soll ein reiner, fleckenloser Spiegel der reinen, fleckenlosen Gottheit — Gottes voll

seyn, wie sein großes Urbild, in welchem alle Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt. —

Alles an ihm soll höchst lebendig, unsterblich, unzertörbar, einer ewig wachsenden Vervollkommnung, und einer mit jedem Momente kraftreichen Herrlichkeit fähig seyn. — Kein Hauch der Sünde soll ihn mehr berühren; kein Gegenstand ihn mehr täuschen; kein Wahn ihn mehr irre leiten; keine Leidenschaft ihn mehr übereilen; keine Thorheit mehr ihm Scham oder Reue bereiten. Keiner seiner Sinne soll verschlossen — keine seiner Kräfte soll ungebraucht bleiben. Alles soll ihm, und er Allem genießbar werden. Alles soll seine Lebenskräfte, und er aller Andern Lebenskräfte vermehren. Nichts soll ihn drücken; er von nichts mehr gedrückt werden. Die Seele soll vom göttlichen Geiste beherrscht, wie der Körper von der Seele, immer Gutes aus Gott schöpfen, immer das Geschöpfte mit Richtigkeit und Freyheit wieder mit zu theilen im Stande seyn.

Schößt, dieß ist die hohe Bestimmung des Menschen! Die geistigsten und körperlichsten Kräfte sollen alle gleich rein, gleich vollkommen, gleich heilig, gleich göttlich, gleich lebendig, gleich unsträflich seyn. Jede Freude an der Sünde, jedes Wohlgefallen an dem, was Gott mißfällt, jede Lust an dem, was je gereuen kann, soll schon hier in unsrer Brust erstickt, und aus unserm Herzen vertilgt seyn. Das, was von unserm Leibe zur Unsterblichkeit bestimmt ist, soll mit der gereinigten Seele durch den himmlischen Geist, dem unmittelbarsten Aushauch der Gottheit, das aller vollkommenste Eins seyn; das voll-

kommenden Eins mit der ganzen erneuerten Schöpfung; das vollkommenste Eins mit dem allerreinsten Urheber und Beleber der Schöpfung! —

Und sollte dieß eines Beweises bedürfen? Sollte der Mensch weniger seyn wollen, als er seyn kann? Soll er unrein bleiben wollen, wenn er rein werden kann? halb rein, wenn er ganz rein werden kann? eines Beweises bedürfen: daß Vollkommenheit besser, suchenswerther, wünschenswerther ist, als Unvollkommenheit? eines Beweises: daß alles am Menschen gesund und gut seyn müsse, wenn der ganze Mensch ganz gut, ganz selig werden soll?

Lavater.

## 84.

### Einfluß der Schönheit und der Kunst auf den Menschen.

Durch die Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurück geführt und der Sinnenvelt wieder gegeben.

Es ist nicht bloß poetisch erlaubt, sondern auch philosophisch richtig, wenn man die Schönheit unsre zweyten Schöpferinn nennt. Denn ob sie uns gleich die Menschheit bloß möglich macht, und es im Übrigen unserm freyen Willen anheim stellt, in wie weit wir sie wirklich machen wollen, so hat sie dieses ja mit unsrer ursprünglichen Schöpferinn, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts

weiter als das Vermögen zur Menschheit ertheilte, den Gebrauch desselben aber auf unsre eigene Willensbestimmung ankommen läßt.

Was unsren Sinnen in der unmittelbaren Empfindung schmeichelt, das öffnet unser weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck; aber macht uns auch in demselben Grade zur Anstrengung weniger tüchtig. Was unsre Denkkräfte anspannt und zu abgezogenen Begriffen einladet, das stärkt unsren Geist zu jeder Art des Widerstandes; aber verhärtet ihn auch in demselben Verhältniß, und raubt uns eben so viel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer größern Selbstthätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das eine, wie das andre, zuletzt nothwendig zur Erschöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildsamen Stoffs entrathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuss ächter Schönheit dahin gegeben, so sind wir in einem solchen Augenblick unsrer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meister, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstande, zum abstrakten Denken und zur Anschaunung wenden.

Diese hohe Gleichmuthigkeit und Freyheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunstwerk entlassen soll, und es gibt keinen sicherern Probirstein der wahren ästhetischen Güte. Finden wir uns nach einem Genuss dieser Art zu irgend einer besondern Empfindungsweise oder Handlungs-

weise vorzüglich aufgelegt, zu einer andern hingegen ungeschickt und verdroffen, so dient dies zu einem untrüglichen Beweise, daß wir keine rein = ästhetische Wirkung erfahren haben; es sey nun, daß es an dem Gegenstande, oder an unsrer Empfindungsweise, oder (wie fast immer der Fall ist) an beiden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein = ästhetische Wirkung anzutreffen ist (denn der Mensch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte treten), so kann die Vortrefflichkeit eines Kunstwerks bloß in seiner größern Annäherung zu jenem Ideale ästhetischer Reinigkeit bestehen, und bei aller Freyheit, zu der man es steigern mag, werden wir es doch immer in einer besondern Stimmung, und mit einer eigenthümlichen Richtung verlassen. Je allgemeiner nun die Stimmung, und je weniger eingeschränkt die Richtung ist, welche unserm Gemüth durch eine bestimmte Gattung der Künste, und durch ein bestimmtes Produkt aus derselben gegeben wird, desto edler ist jene Gattung, und desto vortrefflicher ein solches Produkt. Wir verlassen eine schöne Musik mit reger Empfindung, ein schönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein schönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verstand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen musikalischen Genuss zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetischen Genuss in einem abgemessenen Geschäft des gemeinen Lebens gebrauchen, unmittelbar nach Betrachtung schöner Malereyen und Bildhauerwerke unsre Einbildungskraft erhöhen, und unser Gefühl überraschen wollte, der würde seine Zeit nicht gut wählen. Die Ursache ist,

weil auch die geistreichste Musik durch ihre Materie noch immer in einer größern Affinität zu den Sinnen steht, als die wahre ästhetische Freyheit duldet, weil auch das glücklichste Gedicht von dem willfährlichen und zufälligen Spiele der Imagination, als seines Mediums, noch immer mehr participirt, als die innere Nothwendigkeit des wahrhaft Schönen verstattet, weil auch das trefflichste Bildwerk, und dieses vielleicht am meisten, durch die Bestimmtheit seines Begriffs an die ernste Wissenschaft gränzt.

Indessen verlieren sich diese besondern Affinitäten bei jedem höhern Grade, den ein Werk aus diesen Kunstgattungen erreicht, und es ist eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß, ohne Verrückung ihrer objectiven Gränzen, die verschiedenen Künste in ihrer Wirkung auf das Gemüth einander immer ähnlicher werden. Die Musik, in ihrer höchsten Veredlung, muß Gestalt werden, und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst, in ihrer höchsten Vollendung, muß Musik werden, und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie, in ihrer vollkommensten Ausbildung, muß uns, wie die Tonkunst, mächtig fassen, zugleich aber, wie die Plastik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darin eben zeigt sich der vollkommene Styl in jeglicher Kunst, daß er die specifischen Schranken derselben zu entfernen weiß, ohne doch ihre specifischen Vorzüge nie aufzuheben, und durch eine weise Benutzung ihrer Eigenthümlichkeiten ihr einen mehr allgemeinen Charakter ertheilt. Werke der Einbildungskunst

kraft haben das Eigenthümliche, daß sie keinen müßigen Genuß zulassen, sondern den Geist des Beschauers zur Thätigkeit aufreizen. Das Kunstwerk führt auf die Kunst zurück, ja es bringt erst die Kunst in uns hervor.

Durch die ästhetische Genüthsstimmung wird die Selbstthätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung schon innerhalb ihrer eigenen Gränzen gebrochen, und der physische Mensch so weit veredelt, daß nunmehr der geistige sich nach Gesetzen der Freyheit aus demselben bloß zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem ästhetischen Zustande zu dem logischen und moralischen (von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht) ist daher unendlich leichter, als der Schritt von dem physischen Zustande zu dem ästhetischen (von dem bloßen blinden Leben zur Form) war. Der ästhetisch=gesinnte Mensch wird allgemein=gültig urtheilen und allgemein=gültig handeln, so bald er es wollen wird. Um den ästhetischen Menschen zur Einsicht und zu großen Gefühlen zu führen, darf man ihm weiter nichts als wichtige Anlässe geben; um von dem sinnlichen Menschen eben das zu erhalten, muß man erst seine Natur verändern. Bei jenem braucht es oft nichts, als die Aufforderung einer erhabenen Situation (die am unmittelbarsten auf das Willensvermögen wirkt) um ihn zum Held und zum Weisen zu machen; diesen muß man erst unter einen andern Himmel versetzen. Es ehrt und adelt jenen, auch da nach Gesetzmäßigkeit, nach Harmonie, nach Unbeschränktheit zu streben, wo der gemeine Mensch nur sein erlaubtes Verlangen stillt. Durch die ästhetische Kultur muß der

Mensch lernen edler begehrn, damit er nicht nöthig habe, er haben zu wollen.

Der Geschmack allein bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stiftet. Nur die schöne Mittheilung vereinigt die Gesellschaft, weil sie sich auf das Gemeinsame Aller bezieht. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergibt seiner Schranken, so lang es ihren Zauber erfährt. Kein Vorzug, keine Alleinherrschaft wird geduldet, so weit der Geschmack regiert, und das Reich des Schönen sich verbreitet. Die ungessellige Begierde muß ihrer Selbstsucht entsagen, und das Angenehme, welches sonst nur die Sinne lockt, das Neß der Anmuth auch über die Geister auswerfen. Der Nothwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwurfende Formel verändern, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den Mysterien der Wissenschaft führt der Geschmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinsinns heraus, und verwandelt das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In seinem Gebiete muß auch der mächtigste Genius sich seiner Höhe begeben, und zu dem Kindersinn vertraulich hernieder steigen. Die Kraft muß sich binden lassen durch die Huldgöttinnen, und der trozige Löwe dem Baum eines Almors gehorchen. Dafür breitet er über das physische Bedürfniß, das in seiner nadten Gestalt die Würde freyer Geister beleidigt, seinen mildernden Schleifer aus, und verbirgt uns die entehrnde Verwandtschaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freyheit. Besflügelt durch ihn, entschwingt sich auch die

friedende Lohnkunst dem Staube, und die Fesseln der Leibeigenschaft fallen, von seinem Stabe berührt, von dem Leblosen, wie von dem Lebendigen, ab. In dem ästhetischen Staate ist Alles — auch das dienende Werkzeug ein freyer Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat. Dem Bedürfniß nach existirt dieser Staat in jeder freygestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur in einigen ausgerlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigne schöne Natur das Betragen leucht, wo der Mensch durch die verwickeltesten Verhältnisse mit führner Einfalt und ruhiger Unschuld geht, und weder nöthig hat, fremde Freyheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Unmuth zu zeigen.

Schiller.

## 85.

### Das Idealische in den Künsten.

Wie bringen die Künste das Schönste hervor? — Nehmen sie es aus der Natur, oder müssen sie es dichten? und wenn sie es dichten, wie dichten sie es?

Daz sie es nicht bloß der Natur nachzeichnen können, darauf führt schon der Ausdruck: Ideal. Denn der führt auf ein Bild, das allein in der Idee sein Bestehen hat, wovon also das Original in der Natur nicht vorhanden ist. Da selbst, daß der Zweck, nach welchem die Künste streben, das Schönste ist, führt auf ein Bild, das in der Wirklichkeit nicht gefunden werden kann.

Die Natur arbeitet nicht bloß für unser Vergnügen, sondern auch für unsern Nutzen; sie geht also nicht auf das Schöne, noch weniger auf das Schönste aus. Selbst da, wo die Natur das Schöne hervor bringt, wirkt sie doch nicht das Schönste. Ihr Wirkungskreis ist so unermesslich im Großen, und so unergründlich im Kleinen; ihre Zwecke sind so unendlich mannigfaltig in einander verschlungen; ihre Mittel so unermesslich, und beides, Zwecke und Mittel, von so unendlich vielen Seiten einander bis zu dem höchsten Zwecke untergeordnet, daß überall die Aufopferungen und Einschränkungen des Schönen in keinem Theile das Schönste zulassen, um den höchsten Zweck des vollkommensten Ganzen nicht zu verfehlten.

Aber heißt das nicht die Natur, das Werk des unendlichen Verstandes herabwürdigen, wenn wir sie so dem Werke des menschlichen Künstlers nachsezzen? — Nichts weniger! denn die Natur ist noch immer von so vielen Seiten über die Kunst erhaben.

Die bildenden Künste haben zuvörderst nur Einen Zweck, das Vergnügen, und ihre Mittel sind beschränkt; die Natur verbindet unendlich viele und mannigfaltige Zwecke und Mittel mit einander. Die Künste streben hier-nächst nur nach der Schönheit der äußern Form; in den Werken der Natur webt die immer rege Kraft eines thätigen Geistes. Die Werke der Kunst sind nur schwache Schatten; die Werke der Natur haben Wesen. Die Werke der Kunst stellen nur den Schein dar; die Werke der Natur den Körper selbst. Diese sind todte Gestalten, die höchstens das Leben nachahmen; diese sind nie versiegende

Quellen von Bewegung von organischem, thierischem, vernünftigem und sittlichem Leben.

Zu allem diesem kommt noch ein Vorzug, der einen unermesslichen Vortheil auf die Seite der Natur bringt, und dieser besteht in der unaufhörlichen und ununterbrochenen Veränderung der Ansichten der Natur. Die Kunst kann nur Einen Moment und Eine Ansicht darstellen; die Natur ist in jedem Augenblicke und bei jeder Ansicht anders. Eine Gegend ist nicht bloß des Morgens, des Mittags und des Abends anders beleuchtet; ihre Schatten- und ihre Lichtparthien sind mit jedem unmerklichen Fortrücken der Sonne, mit jeder Erheiterung oder Verdichtung der Luft durch Dünste, mit jedem Gange der Wolken in steter Bewegung, und bieten dem Auge in jedem Momente einen neuen Anblick dar. Eben so oft ändert die Scene durch jede Bewegung des Zuschauers, insonderheit in den gebirgigen Gegenden, und auf einem ungleichen Boden. Jeder Schritt, jede Bewegung des Kopfes und der Augen eröffnet eine neue Perspective, und stellt uns eine immer ändernde Schöpfung dar. Die Kunst kann also immer die Natur durch ihre idealischen Formen übertreffen; das ihr inneres Leben und ihr unaufhörlicher Wechsel gewährt, kann sie doch nicht erreichen.

Wenn nun aber die Arbeit der Natur nicht auf das Schönste in den Formen geht; so kann die Kunst auch dieses der Natur nicht bloß nachzeichnen, sie muß es selbst dichten. Wie dichtet sie es aber? Dichtet sie ihre Ideale, indem sie die verschiedenen Grundzüge des Schönen, die in der Natur über viele Individuen ausgebreitet sind,

sammelt und in ein Ganzes vereinigt, das nun ein Schönes ist, weil es alle zerstreute Schönheiten in Einem zusammen fasset?

Diese Meinung, so scheinbar sie ist, hat aber so viel gegen sich, daß man ihr, nach sorgfältiger Prüfung, unmöglich beitreten kann. Es ist gar nicht denkbar, daß ein Ideal von Schönheit durch die Vereinigung einzelner schöner Theile, die in der Natur zerstreut sind, könne zusammen gesetzt werden. Hier sind meine Gründe:

1. Man sehe, daß man aus dem einen schönen Gesichte die Stirn, aus dem andern die Augen, aus noch andern die Nase, den Mund, das Kinn u. s. w. nehmen wollte; so fragt es sich: werden diese Theile auch zu einander passen? Das, was allen diesen einzelnen Stücken in dem Gesichte, woraus sie genommen sind, ihre Schönheit gab, war gerade ihre Harmonie mit den übrigen zu einem schönen Ganzen.

2. Hiernächst ist in der Natur keine Form im höchsten Grade schön. In der Natur ist Mannigfaltigkeit und Veränderung; das höchste Schöne ist einzige, und eben darum ist das höchste Ideal der Schönheit von jeder Form ewig und unveränderlich. Dies fühlt selbst der Künstler, der sein Ideal aus der Natur zu sammeln glaubt; nur daß sein Gefühl dunkel auf sein Verfahren wirkt. Indem er das Schöne in einem Ganzen bloß nachzuzeichnen glaubt, gibt er ihm unvermerkt, bald durch Vermehrung, bald durch Verminderung, eine Form, die es dem Ganzen anpaßt, und zugleich zu dem höchsten Schönen erhebt.

3. In der Natur sind die schönen Formen nicht leblos

und ohne Bewegung , wie in den Werken der Kunst. Sie sind die Hüllen einer lebendigen Kraft; auf ihren Zügen webt ein lebendiger Geist , athmet ein steter Wechsel der Empfindung bis zu der zartesten und feinsten in ihren Arten und Graden. Diese Formen sind also nie ganz rein , nie ohne Mischung von Ausdruck. Dieser Ausdruck , so süß und rührend er seyn mag , trübt aber immer um etwas das reine Licht , das allein von der idealischen Schönheit ausgeht. Die vollkommenste Schönheit in Thränen ist das Interessanteste , was ein seines Gefühl berühren mag ; aber es ist nicht das Schönste , was die Phantasie schafft.

Wie dichtet also die Phantasie das Ideal der Schönheit , wenn sie die Züge dazu nicht aus der Natur sammelt ? Das Ideal der Schönheit ist die Schönheit in ihrem Wesen , und der menschliche Geist schafft es , wie er die Wesen aller Dinge schafft. Es ist die Idee der Schönheit , wie sie in dem göttlichen Verstande ewig und unveränderlich ist. Sie wird durch die Natur geweckt , diese Idee ; aber der Verstand denkt sie als Form zu dem Begriffe , den sie versinnlichen soll , und wozu das Bild in der Phantasie hervorgehet.

Wir sehen die Wirkungen des Genies ; aber seine innere Werkstatt ist uns verborgen. Es wirkt mit einer geheimen Kraft , und diese verbirgt gerade bei den Schöpfungen das undurchdringlichste Dunkel , in welchen der schaffende Verstand des Menschen dem Schaffen der Gottheit am nächsten kommt. —

Es gibt eine idealische Natur , zu welcher zuvörderst das Schönheitsideal der menschlichen Gestalt gehört. Es

gehört aber außerdem noch das Schönheitsideal der übrigen organischen Natur, des Pflanzenreichs sowohl als des Thierreichs, dazu. Auch in den Idealen dieser geringern Wesen ist es immer ein sinnlich= vollkommener Charakter, der in einem idealisch=schönen Bilde aus einem von beiden Meichen dargestellt wird; in dem idealisch=schönen Löwen der Charakter des edlen Muthes; in dem idealisch=schönen Rosse der Charakter der Kraft und Behendigkeit, so wie des Selbstvertrauens, das mit dem Gefühle seiner Kraft verbunden ist; in der idealisch=schönen Eiche der Charakter der Stärke; in der Pappel der Regbarkeit; in der Palme der schlanken Zierlichkeit.

Eben so wird sich die idealische Schönheit in den Werken der griechischen Tempel bestimmen lassen. Sie sind Wohnungen der seligen Götter, und nichts deutet in ihrer idealischen Form auf ein Bedürfniß gemeiner Naturen.

Mit dem Idealisch=Schönen in den Gestalten harmonirt auch das Ideal in der Sprache. Sie bewegt sich in dem lebendigen Rhythmus des Verses, und wir hören ihre höchste Schönheit in der Musik des Gesanges. So ist sie in den Werken der epischen und dramatischen Dichtkunst, so harmonirt sie durch ihre höchste Schönheit mit der idealischen Schönheit der Handlung und der handelnden Wesen.

Aus allen diesen Bestandtheilen ist die idealische Natur der Kunst zusammen gesetzt. Gestalt, Charakter, Handlung, Wohnung, Gerät, Sprache, Bewegung; alles ist in ihr ein Ideal der Schönheit.

Aber diese idealische Natur ist eine andere in der ältern griechischen Kunst, und eine andere in der modernen. In

der ersten ist ihre Schönheit sinnlicher; in der letztern unsinnlicher und sittlich-höher.

Es wird vielleicht nicht uninteressant seyn, die Veränderungen in der Kultur, der Denkungsart, dem Meinungssysteme, den Gefühlen und den Ansichten der Dinge, welche die Revolution herbeigeführt hat, wodurch die alte Kunst in die moderne übergegangen ist, etwas näher zu betrachten.

Der Untergang des römischen Reiches, die Verwüstungen barbarischer Horden, die Zerstörung der Hauptstadt der Welt, des letzten Zufluchtsortes der sterbenden Kunst, hatte die schönen Überreste des Alterthums unter ihren Ruinen begraben. Rom war nur noch der Leichnam der pracht- und kunstvollsten Stadt der Erde. Das Genie war erloschen, und theils in die rohe Barbaren der Sieger, theils in die verfeinerte Barbaren des verächtlichsten Lurus der Besiegten verschlungen; Jahrhunderte hindurch schien alles Schöne der Kunst von dem Angesichte der Erde verschwunden.

Endlich gieng, nach langer Nacht, die Morgenröthe des guten Geschmacks und eines reinern Gefühls für das wahre Schöne in Italien wieder auf. Man zog die Trümmer der alten Kunstwerke unter ihrem Schutze hervor, und der große Cosmus von Medicis, und sein noch größerer Enkel, Lorenzo, stellten sie in ihren Gärten und Akademien auf. Die Werke der griechischen und römischen Redner und Dichter wurden wieder aufgesucht, um das lange verlosthene Genie von neuem zu entzünden.

Aber die Ideale der alten Kunst fanden in ihren an-

dächtigen Bewunderern eine Veränderung in der Religion, den Sitten, den Meinungen, die sie in eine ganz neue idealische Natur führte. Die griechische Religion war sinnlich; ihre Tugend roh, und ihr Schönheitsideal bloß für das körperliche Auge und einen wenig geübten und verfeinerten moralischen Sinn berechnet.

Die Religion der modernen Künstler war eine über-sinnliche von höherer Geistigkeit und Sittlichkeit, die der moralische Sinn verfeinert und zu moralischer Schwärmeren erhöhet; das Schönheitsideal musste also andere Formen annehmen.

Die moderne Kunst hatte die übersinnlichen Ideen der platonischen Philosophie von einer unsichtbaren, überirdischen Schönheit aufgenommen, das einzige höchste Wesen ganz dem Gesichtskreise der Sinne entzückt, und die höhern Naturen, die dem Menschen am nächsten standen, waren aus himmlischer und irdischer Schönheit gemischt. Diese Veränderung des religiösen und moralischen Sinnes äußerte ihre Wirksamkeit nicht bloß auf die Form, sondern auch auf den Stoff ihres Schönheitsideals.

Nach dem Plato war die grobe Materie des menschlichen Körpers auf der Erde die Quelle und der Sitz alles Bösen. Ein solcher Körper mußte ein schlechter Abglanz der ewigen, unvergänglichen Schönheit des Ideenreiches seyn. Um diese Schönheit dem innern Sinne vernehmlicher zu machen, durfte sie also nicht mehr von dem groben Schleier des irdischen Körpers verhüllt werden; ein geistiger Körper war allein das Gewand, worin die erhöhte Seele sich feiner bewegen, und durch dessen ätherisches

Gewebe ihre überfinnliche Schönheit reiner hindurch schimmen konnte.

So war das Schönheitsideal der höheren Naturen in Raphaels überirdischen Gestalten, wenn er sie, wie die heilige Jungfrau in ihrer Himmelfahrt, in einer Entzückung gesehen zu haben scheint.

Solche Werke können uns für die Ideale der modernen Kunst leicht partheyisch machen. Um also nicht ungerecht gegen die Ideale der alten Kunst zu seyn, müssen wir bemerken, daß die Vollkommenheit aller Schöpfungen der Kunst aus zwey Bestandtheilen zusammen gesetzt sey: aus der höchsten Schönheit, und der klarsten, reinsten und sichtbarsten Darstellung. Durch die Erhöhung des sittlichen Ideals erhielt die moderne Kunst einen Vorzug vor der ältern; die ältere wird aber immer den Vorzug der reinsten und sinnlichen Darstellung vor der modernen behaupten.

J. A. Eberhard.

## 86.

### Das Bewußtseyn innerer Würde.

Aus einer dreysachen Empfindung besteht das Bewußtseyn innerer Würde. Man muß den Adel der menschlichen Natur überhaupt, man muß seine eigne Unschuld, man muß endlich einen vollkommen guten Willen in sich fühlen, wenn man dieses Bewußtseyn haben will.

Ein Gefühl von dem Adel der menschlichen Natur über-

haupt ist das erste, was zum Bewußtseyn innerer Würde gehört. Nur der, welcher es weiß, daß ihn seine Vernunft über alles erhebt, was auf Erden ist; nur der, welcher es fühlt, daß er als ein freyes und selbstständiges Wesen besser ist, als alles, was um ihn her empfindet und lebt; nur der, welcher es einsieht, vermittelst dieser vernünftigen und freyen Natur sey er das Mitglied einer höhern Ordnung der Dinge, und hänge mit der sinnlichen Welt bloß vermittelst seines Körpers zusammen; nur der endlich, welcher es mit Überzeugung erkennt, er trage Gottes Bild an sich, sey zur Unsterblichkeit bestimmt, und müsse als ein Wesen höherer Art denken und handeln; nur der, dem dieser Adel seiner Natur in die Augen leuchtet, achtet sich selbst, und betrachtet sich mit einer Art von Ehrfurcht.

— Sehet auf die Elenden, die sich durch Laster erniedrigen, die sich durch wilde Leidenschaften und schändliche Lüste zu den unvernünftigen Thieren herab sezen, die aus Drägheit nichts Edles und Großes wagen, und in einer unrühmlichen Unthätigkeit ihre Tage verträumen: ihr werdet Geschöpfe in ihnen finden, die ihre eigne Natur verkennen und gering schätzen; die den bessern Theil derselben, ihren vernünftigen Geist, zum Sklaven ihres Körpers machen; die es zuweilen ohne Bedenken äußern, daß sie von dem menschlichen Wesen sehr geringe und nachtheilige Begriffe haben, und den Adel lächerlich finden, der denselben beigelegt wird. Es ist bloß das elende Triebewerk eigennütziger Lüste, was solche Menschen in Bewegung setzt; für sie hat bloß das einen Werth, was die Lüste befriedigt. Soll diese schimpflische Denkungsart aufhören;

soll Bewußtseyn innerer Würde an ihre Stelle treten ; so muß man die edlen, mit keinem Gute der Erde zu vergleichenden Kräfte schätzen lernen , die unsre Natur besitzt ; lebendiges Gefühl von ihrem Adel überhaupt ist das erste, was zu dem Bewußtseyn innerer Würde gehört.

Allein hiermit muß sich auch das Gefühl eigner Unschuld verknüpfen. Wehe dem Elenden, den sein Gewissen schlägt ; dem sein eignes Herz es sagt, wie oft er sich durch Fehler, durch Ausschweifungen , durch Laster und Verbrechen entehrt hat ! Er kann keinen Blick in sein Inneres werfen, ohne Missfallen zu empfinden und sich selbst zu verachten ; er kann Andern nicht unter die Augen treten, ohne zu fürchten, daß jemand wider ihn zeuge, daß jemand seine Schande aufdecke und ihn demüthige ; er darf nie mit Freymüthigkeit, nie mit einer gewissen unbefangnen Kühnheit sprechen , ohne in Gefahr zu seyn, daß man ihn an seine Vergehungen erinnere , und dadurch zum Schweigen bringe. Nur der kann sich selber achten ; nur der darf diese Selbstachtung unbesorgt äußern , der die Unschuld seines Herzens bewahrt und sich nie durch Laster erniedrigt hat. Und es ist möglich, sich frey zu erhalten von groben Ausschweifungen aller Art ; es ist möglich, alles zu vermeiden , was die bürgerliche Gesellschaft ahnden muß ; und unsträflich vor den Augen der Menschen zu seyn ; es ist möglich, mit Wissen und Willen in seinem Stande und Berufe nichts zu versehen , und gewissenhafte Treue zu beweisen ; es ist möglich, selbst den geheimen Regungen der Sünde zu widerstehen ; und über die Reinigkeit seines Herzens zu wachen. Eine solche Verfaßung

bei sich wahrzunehmen; sich selbst das Zeugniß geben zu können: so denke, empfinde und handle man vor den Augen Gottes und der Menschen; dies erfüllt die Seele mit edlem Muthe; dies erweckt in ihr eine Zufriedenheit mit sich selbst; die ihr ganzes Wesen durchdringt; dies ertheilt ihr einen Schwung, bei dem es ihr nicht weiter möglich ist, sich zu etwas Schändlichem und Unrechtmäßigen herab zu lassen. Zum Bewußtseyn innerer Würde gehört auch das Gefühl eigner Unschuld.

Setzt noch das Gefühl eines vollkommen guten Willens hinzu. Besser, erhabner, wichtiger ist nichts im Himmel und auf Erden, als dieser gute Wille; als die Gewohnheit, ohne allen Eigennutz, ohne alle niedrige Nebenabsicht, das Gute zu thun, weil es gut ist, und seine Pflicht aus wahrer Achtung, aus reinem Gehorsam gegen Gott zu erfüllen. So lange dieser edle, reine Wille nicht in euch ist; so lange wird es euch nicht möglich seyn, innere Würde zu fühlen. Fällt euch bei den besten Handlungen nicht sogleich der Mut; schlägt euch bei denselben nicht euer eignes Gewissen, sobald ihr euch eingestehen müsstet, eure Absichten bei denselben seyen nicht ganz rein gewesen; sie seyen irgend eines Vortheils, irgend einer sich einimischenden Leidenschaft wegen von euch geschehen; schämet ihr euch nicht selbst, dergleichen unedle Antriebe Andern zu gestehen, weil ihr wohl wisset, daß alles Verdienstliche guter Handlungen dadurch aufgehoben wird? — Wollt ihr euch selbst die Genugthuung verschaffen, so zu leben und zu handeln, wie es einem vernünftigen freyen, zur Nachahmung Gottes berufenen Wesen geziemt; so

strebt darnach , dem Gebote eurer Pflicht pünktlich und ohne Ausnahme zu gehorchen , so gewöhnt euch , zu dem , was Recht ist , weder durch euren Vortheil euch ermuntern , noch durch euren Schaden davon abschrecken zu lassen ; so fraget , wenn ihr etwas Gutes thun sollt , nie , was wird mir dafür , sondern lasset euch daran genügen , daß es gut und eure Pflicht ist ; so trachtet , mit einem Worte , nach einem vollkommen guten Willen , denn ohne denselben ist kein Bewußtsein innerer Würde möglich. —

Reinhard.

87.

### Eintheilung der Gelehrten.

Unter der Klasse von Menschen , die man Gelehrte nennt , sind einige bloß dazu bestimmt , die schon bekannten Wahrheiten fortzupflanzen , und die Wissenschaften zu lehren ; andere , sie zu erweitern ; die dritten , sie auf das menschliche Leben und den wirklichen Nutzen der Gesellschaft anzuwenden .

Man würde sehr Unrecht thun , wenn man lauter Genies für die Wissenschaften forderte , da es doch eine Menge von Ämtern und Verrichtungen gibt , die einen Gelehrten fordern , und die ohne Genies besser bestellt werden . Ge- sunder Verstand , d. h. eine nicht sehr tieffinnige , aber doch richtige Vernunft , die sich an den gewöhnlichen Ge- genständen der menschlichen Kenntnisse geübt hat ; eine Gabe , die Gedanken Anderer zu fassen , und in den Sinn dessen , was man liefert oder hört , einzudringen ; ein Ge-

dächtniß, welches, wenigstens bei einer hinlänglichen Wiederholung, die alten Gedanken erneuert, und uns in den Stand gesetzt, immer das wieder von neuem zu lernen, was wir von Zeit zu Zeit vergessen; das ist für diese Männer, und für die Klasse von Gelehrten, die sie besorgen, und also für den größten Theil, hinlänglich. — Wenn zu diesen Fähigkeiten des Verstandes noch gewisse Eigenschaften des Charakters hinzukommen; erstlich die Beharrlichkeit, welche Schwierigkeiten überwindet und auch einen langsamem Fortgang ununterbrochen verfolgt; zweyten eine Sorgfalt, keine Begriffe eher für erlernt anzusehen, bis sie sie Andern wieder beibringen können; so können recht gute Lehrer daraus werden; sie können gute Köpfe zubereiten, und mittelmäßigen ihre Bildung geben. Man würde also durch die Strenge, die alle mittelmäßige Köpfe von der Gelehrsamkeit ausschließt, dem Staate mehr schaden als nützen. Geister von höhern Gaben lassen sich entweder schwerlich zu diesen Diensten brauchen, oder verrichten sie in der That schlechter, weil sie dieselben unwillig oder zerstreut thun, und sie nur als Nebendinge anschen, von denen sie je eher je lieber wieder loszukommen suchen. Ein geschickter Lehrer wird einen jungen Menschen, der in diese Klasse von brauchbaren Gelehrten kommen kann, bald erkennen. Seine Gedanken werden niemals etwas Eigenes und Hervorstechendes haben, aber sie werden niemals abgeschmackt seyn; er wird oft Andern nachahmen, aber er wird es doch auf eine schändliche Art zu thun wissen; er wird fleißig, behutsam und überlegt seyn, und vor allen Dingen bei dem Mittelmäßigen, was

er macht, sich einer gewissen höhern Vollkommenheit bewußt seyn, die er nicht erreichen kann. In der That kann eine sehr mittelmäßige Arbeit, ein schlechtes Gedicht, von einem ganz guten Kopfe herrühren; aber wenn er es selbst für vortrefflich hält, wenn er den Unterschied gegen andere nicht fühlt, dann ist er verloren.

Die andere Klasse von Gelehrten, welche die Wissenschaften erweitern sollen, erfordert wirklich das, was man Genie nennt, d. h. irgend eine Fähigkeit in einem vorzüglichsten Grade, und die übrigen in einer gehörigen Unterordnung, sie zu unterstützen. Die Wissenschaften braucht man hier nicht erst auszuzeichnen; zuerst, weil solche Köpfe für sich selbst die Gegenstände finden, welche für sie gemacht sind; zweyten, weil fast jede Wissenschaft so viel verschiedene Seiten hat, daß man eben so viel verschiedene Köpfe braucht, um sie anzubauen. — Nur bei der Wahl der Wissenschaften ist noch dies zu merken. Man suche den jungen Leuten einen wirklichen Begriff von denselben beizubringen, so daß sie im Ganzen (und so weit es, ohne sie erlernt zu haben, möglich ist) ohngefähr voraus sehen können, was wir darin zu erwarten haben, und stelle mit ihnen kleine Proben über die Sachen einer jeden Wissenschaft an, in welchen man sie über jede Gattung etwas versuchen läßt, und dann auf diejenige, in welcher sie das Beste lieferten, ihre Neigungen zu leiten sucht. Man bemühe sich ferner, so viel möglich, den Eindruck zu zerstören, den auf die ersten Jahre die äußern Blendwerke eines jeden Standes gemacht haben, und lege dem jungen Menschen, wenn man kann, ein getreues Gemälde von dem

menschlichen Leben und den verschiedenen Ständen desselben vor. Nichts ist hierbei so wichtig, als ihn zu überzeugen, das die Glückseligkeit und das Elend beinahe allenthalben gleich, und fast nirgends von dem Stande, sondern durchaus von der Person abhängig sey.

Die dritte Klasse, welche die ausübenden Gelehrten in sich begreift, erfordert in der That oft weniger Gelehrsamkeit, als Klugheit und Wiz. Die Merkmale von diesen Fähigkeiten sind also auch die Bestimmung für die Praxis. Es ist nichts gewöhnlicher, als Leute von wirklichem Verdienste verachtet zu schen, bloß weil sie sich nicht in den Plätzen befinden, wo sie von ihren Gaben Gebrauch machen können.

G a r v e.

## 88.

### Vorbereitung zur Akademie.

Ich bedauere den Jüngling, der mit gedankenlosem Leichtsinne die Schule verläßt, und in die akademische Laufbahn hineinhüpft, der vielleicht nur darum sich dieser Veränderung freuet, weil er die Schule als einen Kerker ansah, und nun begierig den Augenblick erwartet, da er, frey von der ihm so lästigen Aufsicht seiner Lehrer, nach eignen Einfällen und Launen, seine Zeit verschwenden oder vertändeln kann.

Ich freue mich des Jünglings, der am Ziele seiner Schuljahre nicht ohne Angstlichkeit vorwärts blickt, und mit festen Vorsäzen und mit ernster Überlegung den wichtigen Schritt in das akademische Leben thut.

Ich traue es Ihnen zu, meine Lieben, daß auch Sie nicht ohne Rührung und nicht ohne ernsthafte Gedanken zu diesem Schritte sich anschicken, den Sie sich in der That nicht wichtig genug vorstellen können. Denn von ihm hängt Ihre ganze künftige Brauchbarkeit, Ihre ganze innere Zufriedenheit und Ihr äußeres Glück ab.

Das akademische Leben ist in der That eine schlüpfrige Bahn. Nirgends ist es leichter zu straucheln, und nirgends ist es gewöhnlicher. Desto mehr Ruhm für den Jüngling, der diese Laufbahn ohne zu straucheln zurücklegt, und am Ende derselben mit dem heitern Lächeln der Unschuld und dem reinen edlen Bewußtseyn, seine Zeit wohl und zweckmäßig angewandt zu haben, zurück blickt. Diese Freude, meine Lieben, wünsche ich auch Ihnen einst; und es kann nicht leicht eine größere Freude geben, als wenn der ausgebildete Mann sich in keiner Rücksicht seiner Jünglingsjahre zu schämen Ursache hat, und wenn sein Zurückschauen ihm nirgends eine Röthe der Schaam in's Gesicht treibt. Wohl Ihnen, wenn Sie einst nach wenigen Jahren auch am Ende dieser Laufbahn stehen, und nun das Vaterland Rechenschaft von Ihnen über die Anwendung Ihrer Vorbereitungsjahre fordert, wenn denn die Weisheit Sie als ihre rechten Söhne erkennt.

Und das wird sie, wenn Sie in Ihrer akademischen Laufbahn nur für sie allein ein offenes Ohr haben, und bei dem Sirenengesange der Verführung, der Sie auf den weichen Polster des Müßiggangs oder in die Arme des Lasters locken will, taub sind. Erhalten Sie in Ihrer Seele stets den großen, erhabenen Gedanken eines allsehenden

Gottes gegenwärtig. Dieser Gedanke wird Sie von allen Thorheiten und Ausschweifungen bewahren, in die sonst jugendlicher Leichtsinn so leicht zu stürzen pflegt. Übehaupt vergessen Sie nie, daß die Ausbildung des Herzens und Charakters noch wichtiger sey, als die Ausbildung des Kopfes, und daß Tugend und ungeheuchelte Verehrung Gottes zwar für jeden Stand und jeden Menschen ein unschätzbares Kleinod sind, daß aber kein Stand mehr dadurch veredelt wird, als der Stand des Gelehrten. O meine theuern Tünglinge, hier vor den Augen dieser feierlichen Versammlung, und was mehr ist, vor den Augen des Allwissenden beschwöre ich Sie, den Grundsätzen wahrer Religion und Tugend bis in Ihr spätestes Alter treu zu bleiben, und Ihre größte Freude nur in der Erfüllung Ihrer Pflichten zu suchen. Dann wird die Vorschung Sie segnen, die Welt Sie lieben und ehren, und Ihr Vaterland, zu dessen Dienst Sie sich bestimmen, wird Ihrer sich freuen, und Ihr Beispiel wird noch für kommende Generationen von Tünglingen lehrreich und ermunternd seyn.

Meine lieben zurückbleibenden Gymnasiasten, ich wünsche, daß auch für Sie dieser Tag ein Tag der heiligsten und unverbrüchlichsten Vorsätze seyn möge, und daß Sie mit angestrengten Kräften dahin streben mögen, daß ich Sie einst mit volliger Zufriedenheit, und nicht bloß mit guten Wünschen, sondern mit sichern Hoffnungen entlassen kann. Aber hüten Sie sich vor dem Eigendunkel, früher die Schule verlassen zu wollen, ehe Sie von Ihren Lehrern für reif dazu erklärt werden. Wer ohne gründliche Vorbe-

reitung die Universität bezieht, wird nachher in seinem ganzen Leben Aulaz genug haben, diese Übereilung zu bereuen. Die akademischen Studien setzen schlechterdings ein gewisses Maas von Schulkunntissen voraus, und wer diese nicht mitbringt, bleibt, wenn er sich auch nicht durch die mancherley Schwierigkeiten, die er nun bei seinem Studieren nothwendig finden muß, abschrecken läßt, Zeitlebens seicht in seinen Kenntissen, weil es ihm an einer festen Grundlage fehlt. Wenden Sie daher jetzt Ihre Zeit auf's Gewissenhafteste an, um nicht einst zu Threm unerschlichenen Schaden die Schule unreif verlassen zu müssen. Die Flügel der Zeit rauschen schnell und unaufhaltsam. Ein Jahr fliegt nach dem Andern hin, und ehe Sie sich's versehen, werden Sie sich am Ende Ihrer Schuljahre befinden. Wohl Ihnen, wenn Sie heute, am Ende eines Schuljahrs, ohne innere Vorwürfe in dasselbe zurück blicken können, und wenn Sie für die Zukunft stets nach der seligen Zufriedenheit streben, am Ende jedes Jahrs, jedes Tags, sich sagen zu können: Auch dieses Jahr — auch dieser Tag war nicht verloren für mich.

Gedike.

## 89.

### Über die Duelle auf Universitäten.

Sch kann nicht von der Wichtigkeit dieser Anstalt sprechen, ohne mich auf eine Beleuchtung des Übels einzulassen, gegen welches dieselbe vorzüglich gerichtet ist. Sie soll nämlich dem Duelle zuvor kommen, dessen Bestrafung für den Staat ein nicht viel kleineres Unglück ist,

als das Verbrechen selbst, ungeachtet dieses zu den schwärzesten gehört, deren sich ein Mensch, ein Bürger, und ein studirender Jüngling schuldig machen kann.

Der Todschlag, auf dessen Gefahr jedes Duell mehr oder weniger gewagt wird, ist unter allen Übelthaten die unmenschlichste, indem er das in der Verbindung zwischen Leib und Seele bestehende Wesen der Menschheit aufhebt. Wer schaudert nicht bei dem bloßen Gedanken der Vernichtung eines Menschen durch einen Menschen! Nur in Rücksicht auf das erschreckliche Unrecht, das in dem Angriffe auf ein Menschenleben liegt, ist das traurige Recht denkbar, sein Leben durch den Tod des Angreifers zu retten. Der Duellant mag nun die Absicht zu morden haben oder nicht; so ist er vor Gott und seinem Gewissen schon dadurch ein Mörder, daß er ein Menschenleben in Gefahr setzt, und zwar ein zweifacher Mörder, ein Mal seines Nebenmenschen, dessen Leben er nachstellt, und dann Selbstmörder, indem er, so viel an ihm liegt, seinen Gegner zwingt, seinem eignen Leben nachzustellen. Und ist nicht schon auch nur die beabsichtigte oder gewagte Verstümmelung eines Menschen Verbrechen der beleidigten Menschheit? Dass dieses von allen Duellen ohne Ausnahme gilt, erhellt schon daraus, weil keines, wenigstens von der Seite seines Urhebers, eine bloße Nothwehr seyn kann; und nur Nothwehr, nicht Rache, nur Verhinderung, nicht Vergeltung des Unrechts, nur Vertheidigung gegen Angriff, nicht Erwiederung desselben, kommt uns durch das Recht der Menschheit zu. Gesetzt aber auch, Rache, Vergeltung, Erwiederung des Unrechts wäre nicht

wieder neues Unrecht; welche Beleidigung kann die Vergleichung mit dem Todtschlage aushalten, welche Mißhandlung den Verlust des Lebens aufwiegen? «Meine gefränte Ehre,» höre ich hier den Zweykämpfer mir in die Rede fallen, «es ist mir, als einem Manne von Ehre, theurer als das Leben, das ich dagegen auf's Spiel setze.» Armer Mann von einer jämmerlichen Ehre. Entweder ist das, was du Ehre nennst, nichts als wahre Schande — und Schande für dich ist doch wohl die Meinung Anderer, daß du das Herz habest, ein Verbrecher zu seyn — oder es ist die äußere Anerkennung deiner Rechtschaffenheit, und diese büßest du eben dadurch am gewissensten ein, daß du Leib und Leben eines Mannes angreifst. «Aber du berufst dich auf die unter den Menschen deines Standes herrschenden Begriffe von Ehre und Schande, deren Unrichtigkeit du als ein Aufgeklärter gern eingestehst, aber die nun ein Mal in der Welt da sind, und nach denen dich die öffentliche Meinung beurtheilt, verdammt oder losspricht.» — Elende Ausflucht! So wolltest du also einem Vorurtheile huldigen, welches du selber als ein Vorurtheil, und zwar als ein unmenschliches anerkennest? wolltest dasselbe durch dein eignes Betragen bestätigen, wolltest es verewigen helfen, bloß weil du im entgegen gesetzten Falle darunter zu leiden haben würdest? O du Mann von Ehre, der du die Verachtung der Hellschenden und Gutgesinnten wählst, um ja nichts im Auge des Pöbels einzubüßen; wirkliche Schande über dich nimmst, weil du nicht Muth genug hast, eine eingebildete zu ertragen, und vor den Edlern, die stark genug

find , Nutzen und Schaden der Pflicht unterzuordnen , als ein Feiger erscheinst , um vor den Blödsichtigen und Schwachsinnigen für einen Herzhaftesten zu gelten ! Als bloßer Mensch würdest du bei einer so verächtlichen und schändlichen Gesinnung keinen Anspruch auf Ehre haben , wenn du denselben auch nicht als Bürger verwirken müßtest.

Sicherheit des Lebens und Eigenthums ist der unmittelbare Zweck der bürgerlichen Gesellschaft ; und um dieses Zweckes willen hat jedes einzelne Glied sein ihm außer der Gesellschaft zukommendes Recht , sich selbst für ein zugesfügtes Unrecht Ersatz zu verschaffen , in die Hände der ganzen Gesellschaft niedergelegt , die dasselbe durch die Obrigkeit , als ihre Stellvertreterin , verwalten läßt . Der beleidigte Bürger , der durch eigenmächtigen Zwang Genugthuung verschafft , ist ein schlechterer Bürger , als der Beleidiger selbst . Dieser vergeht sich nur an einem Einzelnen , jener an der ganzen Gesellschaft . Er bemächtigt sich eines Rechtes , das nicht mehr das seinige ist , das die Gesellschaft ausschließend besitzen muß , und daß sie an keinen Privatmann übertragen kann , ohne die Grundfeste der ganzen bürgerlichen Verfassung zu untergraben und die allgemeine Sicherheit in Gefahr zu setzen . Der Duellant bricht daher den Vertrag , der den Bürger zum Bürger , und den Staat zum Staate macht ; er greift das Heiligthum der Gesellschaft in dem wesentlichsten Vorrechte derselben an , hebt die vornehmste Bedingung der bürgerlichen Ordnung auf , opfert das gemeinschaftliche Interesse Aller der kleinen Angelegenheit seines Ichs auf ,

und ist, im strengsten Sinne des Wortes; ein schlechter Mensch, und als solcher ein ehrloser Mensch.

Doch ich besinne mich, daß ich vor Personen spreche, die dem Stande der Gelehrten angehören, dem die Kultur der Humanität als sein eigentliches Bürgergeschäft angewiesen ist; jenem Stande, der eben darum zwar durch kein äußeres Privilegium, aber desto mehr durch Unschuld seines Beitragens über jedes bloß bürgerliche und positive Gesetz erhaben seyn soll; jenem Stande, der nie gegen ein solches Gesetz anstoßen darf, weil er, durch Aufklärung des Geistes, und Besserung des Herzens, das, was jene Gesetze verbieten, unmöglich machen, und durch seinen freyen, guten Willen unterlassen und verhindern soll, was der Staat nur durch Zwang verhindern kann. Es ist unsre gemeinschaftliche Bestimmung, von der wir uns nicht loszählen können, ohne uns in unsern und der ganzen Welt Augen verächtlich zu machen; es ist die unerlässliche Pflicht unsers Standes, alles das Böse, das der Staat durch Strafen nicht aufheben, sondern nur beschränken kann, durch Lehre, und weil diese außerdem unwirksam seyn würde, durch Beispiel zu bekämpfen. Uns kommt es zu, diejenigen Vorstellungarten, welche auf die Handlungen der Menschen den nächsten Einfluß haben, folglich die Begriffe von Wohlbefinden und Wohlverhalten, von Glück und Unglück, von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande zu berichtigen, die Stürme der Leidenschaften in der Brust der gedankenlosen Menge zu beschwören, den Nebel der Vorurtheile, unter dessen Begünstigung die Selbstsucht unaufhörlich dem gemeinen Besten entgegen

arbeitet, zu zerstreuen, und die Überreste der Barbaren finsterner Zeitalter, wo wir sie auch antreffen, mit Entschlossenheit und Vorsicht anzugreifen. Welch eine ungereimte, lächerliche, erbärmliche Erscheinung müßte daher nicht der duellirende Gelehrte seyn, wenn er eine weniger ekelhafte, weniger abscheuliche Erscheinung wäre!

R. L. Reinhold.

90.

### Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen ewig blühenden Himmel, und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe bei ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Alter nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter von Neue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Jugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine

schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen, und finsterer, schwuler Dämpfe.

Ach die Schlangen hiengen um seine Brust und die Giftpfoten auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war!

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gib mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle.

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sumpfen tanzen und auf dem Gottesacker erloschen, und er sagte: es sind meine thörichten Tage! — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen: «Das bin ich,» sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an.

Mitten in dem Krampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. — Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: O ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlum-

mern , wenn ich gewollt hätte ! — Ach ich könnte glücklich seyn , ihr theuern Eltern , wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte !

Im fieberhaften Erinnern an seine Tünglingszeit kam es ihm vor , als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf ; endlich wurde sie durch den Überglauben , der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt , zu einem lebendigen Tünglinge .

Er konnte es nicht mehr sehen ; — er verhüllte das Auge — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee ; er seufzte nur noch leise , trost- und sinnlos : « Komme nur wieder , Jugend , komme wieder ! »

— — Und sie kam wieder ; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so furchterlich geträumt . Er war noch ein Tüngling : nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen . Aber er dankte Gott , daß er , noch jung , in den schmußigen Gängen des Lasters umkehren , und sich auf die Sonnenbahn zurück begeben konnte , die in's reiche Land der Ernten leitet .

Kehre mit ihm , junger Leser , um , wenn du auf seinem Irrwege stehest ! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden ; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest : Komme wieder , schöne Jugend ; — so würde sie nicht wieder kommen ! —

Jean Paul Friedrich Richter.

## Tugend und Alter.

Wie der Uhren Schlag mir die Stunden, der Sonne Lauf mir die Jahre zuzählt, so leb' ich — ich weiß es — immer näher dem Tode entgegen. Aber dem Alter auch? dem schwachen stumpferen Alter, worüber alle so bitter klagen, wenn unvermerkt ihnen verschwunden ist die Lust der frohen Jugend, und der innern Gesundheit und Fülle übermuthiges Gefühl? Warum lassen sie verschwinden die goldene Zeit, und beugen dem selbst gewählten Toch seufzend den Năden? Auch ich glaubte schon einst, daß nicht länger dem Manne geziemten die Rechte der Jugend; leiser und bedächtig wollte ich einhergehn, und durch der Entzagung weisen Entschluß mich bereiten zur trüberen Zeit. Aber es wollten nicht dem Geist die engeren Grenzen genügen, und es gereute mich bald des verkummerten nüchternen Lebens. Da kehrte auf den ersten Ruf die freundliche Jugend zurück, und hält mich immer seitdem umsaft mit schüßenden Armen. Jetzt, wenn ich wußte, daß sie mir entflohe wie die Seiten entfliehen, ich stürzte mich lieber bald dem Tode freywillig entgegen, damit nicht die Furcht vor dem sicherer Übel mir jegliches Gute bitter vergölle, bis ich mir endlich doch durch unfähiges Daseyn ein schlechteres Ende verdient.

Doch ich weiß, daß es nicht also seyn kann: denn es soll nicht. Wie? es müßte das geistige Leben, das freye, das ungemeine mir eher verrinnen als das irdische, wel-

ches beim ersten Schlage des Herzens schon die Keime  
 des Todes enthielt? Nicht immer sollte mir mit der vollen  
 gewohnten Kraft aufs Schöne gerichtet die Phantasie seyn?  
 nicht immer so leicht der heitere Sinn und so rasch zum  
 Guten bewegt und liebenvoll das Gemüth? Bange sollt ich  
 horchen den Wellen der Zeit, und sehen müssen, wie sie  
 mich abschlissen und aushöhlten, bis ich endlich zerfiele?  
 Sprich doch Herz, wie viele Male durft ich, bis das Alles  
 käme, noch zählen die Zeit, die mir jetzt eben vergieng  
 bei dem Sammergedanken? Gleich wenig wären mir,  
 wenn ich's abzählen könnte, Tausende oder eins. Daß du  
 ein Thor wärest zu weiszagen aus der Zeit auf die Kraft  
 des Geistes, dessen Maß jene nimmer seyn kann! Durch-  
 wandeln doch die Gestirne nicht in gleicher Zeit dasselbe  
 von ihrer Bahn, sondern ein höheres Maß mußt du suchen  
 um ihren Lauf zu verstehen: und der Geist sollte durfti-  
 gern Gesetzen folgen als sie? Auch folgt er nicht. Frühe  
 suchte Manchen das Alter heim, das mürrische, dürstige,  
 hoffnungslose, und ein feindlicher Geist bricht ihm ab die  
 Blüthe der Jugend, wenn sie kaum sich aufgethan; lange  
 bleibt Andern der Muth, und das weiße Haupt hebt noch  
 und schmückt Feuer des Auges und des Mundes freund-  
 liches Lächeln. Warum soll ich nicht länger noch, als der  
 am längsten dastand in der Fülle des Lebens, mir im  
 glücklichen Kampf abwehren den verborgenen Tod? War-  
 um nicht ohne die Jahre zu zählen und des Körpers Ver-  
 wittern zu sehen, durch des Willens Kraft fest halten bis  
 an den letzten Athemzug die geliebte Göttin der Jugend?  
 Was denn soll diesen Unterschied machen, wenn es der Wille

nicht ist? Hat etwa der Geist sein bestimmtes Maß und Größe, daß er sich ausgeben kann und erschöpfen? Mußt sich ab seine Kraft durch die That, und verliert etwas bei jeder Bewegung? Die des Lebens sich lange freuen, sind es nur die Geizigen, welche wenig gehandelt haben? Dann treffe Schande und Verachtung jedes frohe und frische Alter: denn Verachtung verdient wer Geiz übt in der Jugend.

Wäre so des Menschen Loos und Maß: dann möchte ich lieber zusammen drängen was der Geist vermag in engen Raum; kurz möchte Ich leben um jung zu seyn und frisch so lange es währt! Was hilft's die Stralen des Lichts dünn ausgießen über die Fläche? es offenbart sich nicht die Kraft und richtet nichts aus. Was hilft Haus halten mit dem Handeln; und Ausdehnung in die Länge, wenn du schwächen mußt den innern Gehalt, wenn doch am Ende nicht mehr ist was du gehabt hast? Lieber gespendet in wenig Jahren das Leben in glänzender Verschwendung, daß du dich freuen kannst deiner Kraft, und übersehen was du gewesen bist. Aber es ist nicht so unser Loos und Maß; es vermag nicht solch sinnlicher Begriff in seinen Kreis zu bannen den Geist. Woran sollte sich brechen seine Gewalt? was verliert er von seinem Wesen, wenn er handelt und sich mittheilt? was giebts, das ihn verzehrt? Klarer und reicher fühl ich mich jetzt nach jedem Handeln, stärker und gesunder: denn bei jeder That eigne ich etwas mir an von dem gemeinschaftlichen Nahrungsstoffe der Menschheit, und wachsend bestimmt sich genauer meine Gestalt. Ist's nur so, weil ich jetzt noch die Höhe des Lebens hinaufsteige? wohl; aber

wann kehrt sich denn plötzlich um das schöne Verhältniß ? wann fang ich an durch die That nicht zu werden sondern zu vergehen ? und wie wird sich mir verkünden die große Verwandlung ? Kommt sie , so muß ich sie erkennen ; und erkenne ich sie , so wähle ich lieber den Tod , als in langem Elend anzuschauen an mir selbst der Menschheit nichtiges Wesen.

Ein selbstgeschaffnes Übel ist das Verschwinden des Muthes und der Kraft ; ein leeres Vorurtheil ist das Alter , die schnöde Frucht von dem tollen Wahn , daß der Geist abhänge vom Körper ! Aber ich kenne den Wahn , und es soll mir nicht seine schlechte Frucht das gesunde Leben vergiften. Bewohnt denn der Geist die Faser des Fleisches , oder ist er eins mit ihr , daß auch er ungelent zur Mumie wird , wenn diese verknöchert ? Dem Körper bleibe was sein ist. Stumpfen die Sinne sich ab ; werden schwächer die Bilder von den Bildern der Welt : so muß wohl auch stumpfer werden die Erinnerung , und schwächer manches Wohlgefallen und manche Lust. Aber ist dies das Leben des Geistes ? dies die Jugend , deren Ewigkeit ich anbete ? Wie lange wär ich schon des Alters Sklave , wenn dies den Geist zu schwächen vermöchte ! Wie lange hätte ich schon der schönen Jugend das letzte Lebewohl zugerufen ! Aber was noch nie mich gestört hat im kräftigen Leben , soll es auch nimmer vermögen. Wozu denn haben Andere neben mir besseren Leib und schärfere Sinne ? werden sie mir nicht immer gewärtig seyn zum liebreichen Dienste wie jetzt ? Daz ich trauren sollte über des Leibes Verfall wäre mein letztes ! was kümmert er mich ! Und

welches Unglück wird es denn seyn, wenn ich nun vergeesse was gestern geschah? Sind eines Tages kleine Begebenheiten meine Welt? oder die Vorstellungen des Einzelnen und Wirklichen aus dem engen Kreise, den des Körpers Gegenwart umfaßt, die ganze Spähere meines inneren Lebens? Wer so in niedrigem Sinn die höhere Bestimmung verkennt, wem die Jugend nur lieb war, weil sie dieses besser gewährt, der flage mit Recht über das Elend des Alters! Aber wer wagt es zu behaupten, daß auch das Bewußtseyn der großen heiligen Gedanken, die aus sich selbst der Geist erzeugt, abhänge vom Körper, und der Sinn für die wahre Welt von der äusseren Glieder Gebrauch? Brauch ich um anzuschauen die Menschheit das Auge, dessen Nerve sich jetzt schon abstumpft in der Mitte des Lebens? Oder muß, auf daß ich lieben könne, die es werth sind, das Blut, das jetzt schon langsam fliesst, sich in rascherem Lauf drängen durch die engen Kanäle? Oder hängt mir des Willens Kraft an der Stärke der Muskeln? am Mark der gewaltigen Knochen? oder der Muth am Gefühl der Gesundheit? Es betrügt ja doch die es haben; in kleinen Winkeln verbirgt sich der Tod, und springt auf ein Mal hervor, und umfaßt sie mit spöttendem Gelächter. Was schadets denn, wenn ich schon weiß, wo er wohnt? Oder vermag der wiederholte Schmerz, vermögen die mancherley Leiden niederzudrücken den Geist, daß er unsfähig wird zu seinem innersten eigensten Handeln? Ihnen widerstehtn ist ja auch sein Handeln, und auch sie rufen große Gedanken zur Anwendung hervor ins Bewußtseyn. Dem Geist kann kein Übel seyn, was sein Handeln nur ändert.

Sa, ungeschwächt will ich ihn in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmuth mir vergehn; was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreun; stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantasie, und nichts soll mir entreißen den Zauberschlüssel, der die geheimnißvollen Thore der höhern Welt mir öffnet, und nimmer soll mir verlöschen das Feuer der Liebe. Ich will nicht sehn die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelob ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daseyns nicht trifft, und ewige Jugend schwör' ich mir selbst.

Schleiermacher.

## 92.

### Religion, Sittlichkeit, Tugend und Glückseligkeit.

So sehr die wechselsweisen Verhältnisse des Menschen gegen den Menschen, die Würde seiner Natur erheben; so zeiget doch erst ihre wahre Erhabenheit sich in ihrem gänzlichen Lichte, wenn der erleuchtete Sterbliche der großen Verhältnisse gewahr wird, in welchen er mit dem unendlichen Schöpfer aller Dinge, mit dem unbegreiflichen Vater aller Wesen steht.

So bald der Mensch fähig wird, die Verhältnisse von Ursache und von Wirkungen einzusehen; so bald muß er sich für das Werk eines höhern Wesens erkennen: So bald er in den Stand kommt, die Zufälligkeit und die Schwachheit der Wesen zu begreifen, die ihn umgeben: so bald

muß seine Vernunft zu einem nothwendigen, zu einem allmächtigen Wesen hinaufsteigen, welches ihnen das Daseyn gegeben hat. So bald er fähig wird, die Vortrefflichkeit des Ebenmaaßes, der Harmonie und der Ordnung zu empfinden: so bald müssen ihre Merkmale, welche aus allen Theilen der Schöpfung hervorstrahlen, ihn nothwendig zu einer ewigen Quelle von Ordnung, von Harmonie, von Ebenmaaße hinleiten; und ihn mit großen Begriffen von dem Urheber und von dem Beherrschter des Ganzen erfüllen. So bald mit den Begriffen von Gute, von Weisheit, von Vollkommenheit befreundet, sein Geist, auf alle Ausflüsse davon aufmerksam wird, welche aus dieser unendlichen Quelle seiner Seele zuströmen: so muß er überzeuget werden, daß dieser Urheber, dieser Erhalter, dieser Beherrschter aller Dinge, nichts als Gute, nichts als Weisheit, nichts als Vollkommenheit ist: so bald muß seine, durch diese großen Begriffe erhöhte Vernunft ihn lehren, daß alles, was da ist, nur deswegen da ist, damit diese ihm wesentlichen Eigenschaften sich zu der Glückseligkeit, und zu der Vollkommenheit des Ganzen äußern; daß er, er selbst, der schwache Sterbliche, dazu geschaffen ist, ein Werkzeug dieser wohlthätigen göttlichen Absichten abzugeben, und daß er seine Glückseligkeit nicht anders befördern könne, als wenn er sich nach allen seinen Kräften bestrebte, diese große Bestimmung zu erfüllen; und nach dem Beispiel seines großen Schöpfers, nach allem zu streben, was wahrhaftig gut, was wahrhaftig schön, was wahrhaftig vollkommen, was wahrhaftig fähig ist, die Vollkommenheit, des Ganzen zu befördern.

Diese große Gefühle erhöhen alle Fähigkeiten des Geistes und alle Regungen des Herzens. Sie eröffnen der Seele ein unumschränktes Feld für ihre Thätigkeit, eine unabsehbare Folge großer Hoffnungen. Sie bringen sie erst der Würdigkeit ihres Wesens, und der Erhabenheit ihrer Bestimmung entgegen. Erst die Kenntniß der wichtigen Verhältnisse, in welchen der Erschaffene mit dem Uner schaffenen steht, setzt den ersten in den vollkommenen Besitz seiner großen Vorzüge, und versichert ihm die herrlichen Belohnungen, durch welche die wesentliche Vortrefflichkeit der Tugend und der Rechtschaffenheit ihm noch kostbarer, noch verehrungswürdiger wird.

So wird erst durch seine Verhältnisse gegen die Gott heit; erst durch seine Einflüsse in die Glückseligkeit des Menschen, und in die Vollkommenheit des Ganzen die Natur des Menschen veredelt, und zu ihrer wahren Würde erhoben.

Wenn der Mensch nicht den Schöpfer erkennen, verehren, bewundern; wenn nicht nach dessen allgütigen Absichten, er den Menschen lieben, dem Menschen Gutes thun könnte: so würde er nicht glücklicher seyn, als jedes andre Thier.

Das Maaf unsrer auf uns selbst eingeschränkten Empfindungen ist bald erfüllt. Wir haben bald uns selbst so viel Gutes gethan, daß wir Gefahr laufen, durch einen überhäusften Genuß uns zu überladen, und unglücklich zu machen. Das Gute hingegen, das wir andern thun können, ist in keine Grenzen eingeschlossen. Es erhebet unsre Seele über sich selbst, und es gewähret ihrer Thätigkeit einen

Lauf ohne Schranken. Vereinigt mit den großen Hoffnungen, welche die Guttheitung des höchsten Wesens dem Sterblichen in das Unendliche versichert, führet erst dieses edle Gefühl unsere Neigungen, unsere Begierden, und unsern Willen zu der wahren Erhabenheit ihrer Bestimmung, und gibt es ihnen die vollkommenste Richtung und den glücklichsten Schwung, derer sie fähig sind.

Durch die Kenntniß und durch die Empfindung dieser Vorteile, und dieser Hoffnungen, erhält das wahre sittliche Gefühl seine Thätigkeit und seine Stärke. Durch sie entwickeln und befestigen sich die Menschenliebe, die Neigung zur Wohlthätigkeit, die Liebe des Rechts, und der Haß des Unrechts und der Unbilligkeit; und auf diese gründet sich das wahre Gesetz der Natur und der Vernunft, so viel Gutes zu thun als uns möglich ist, in das Ganze unsers Lebens, und in alles, was uns umgibt, so viel Vergnügen, so viel Ordnung, und so viel Vollkommenheit zu bringen, als uns immer unsere Fähigkeiten erlauben.

Aus dieser erhabenen Quelle fließen die edle Empfindung und Schaam, welche den Menschen bei Handlungen und in Umständen beunruhiget, in denen er seiner großen Bestimmung nicht entspricht; und die kostbare Zufriedenheit, welche ihn beglückseliget, wenn er sich bewußt ist, des Beifalls der Menschen, und der Guttheitung Gottes nicht unwürdig zu seyn. Große und wichtige Gefühle, derer Zärtlichkeit, Richtigkeit und Ausdehnung, durch das Maafz des Lichtes, der Ordnung und der Stärke bestimmet werden, welche in einer Seele herrschen.

Mit ihnen erwachet in dem Menschen der ihm angeborne Richter, das Gewissen; ein gutthätiger Austheiler von Beruhigung und von Freude über Thaten, durch welche die große Absicht der Natur und ihres allgütigen Urhebers, die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes, befördert; ein ernstlicher Rächer solcher, durch welche dieselbe gestört wird.

Die Erkenntniß der großen Verhältnisse gegen den Schöpfer, die Schöpfung, und den Menschen, ist es, welche die verschiedenen Triebräder der Menschheit, die Begierden, die Leidenschaften und den Willen ordnen soll; welche allein ihrem unersättlichen Bestreben nach einer immer stärkern Thätigkeit, nach einer immer höhern Vollkommenheit, die ihrer Bestimmung entsprechende Richtung geben; welche den Sterblichen in den hohen Rang erheben kann, den der Schöpfer ihm in der Schöpfung angewiesen hat.

Das Licht, die Ordnung und die Stärke, welche in dem Innern der Seele herrschen; und ihre Harmonie mit den wohlthätigen Absichten der Schöpfung, machen den Menschen jeden Gegenstand nach seinen mannichfältigen Verhältnissen richtig erkennen, schätzen und lieben.

Der erleuchtetste und der richtigste Verstand zeugt soden zweckmäßigsten, den wohlgeordnetsten Willen, und durch diesen entsteht die Tugend, diese göttliche Fertigkeit, das Gute in der größten Vollkommenheit, welche die Natur eines Wesens erlaubt, zu wollen und auszuüben. Erhabene Eigenschaft, welche allein eine wahre Glückseligkeit gewähren kann.

Die Größe der Glückseligkeit eines Wesens wird also durch das Maß des Lichtes und des Wohlwollens bestimmt, welche es beseelen. Das Vollkommene in seinem größten Umfange kennen; das Gute in seiner größten Ausdehnung wollen: dieses ist die wahre Erhabenheit des denkenden Wesens. Der erleuchtetste und der tugendhafteste Geist wird also auch der glückseligste seyn. Er wird die vollkommenste Erkenntniß des Wahren mit der vollkommensten Ausübung des Guten vereinigen. Seine Seele wird auf alles, was sie umgibt, Ströme von Licht, von Unmuth, von Zufriedenheit ausgießen; und der Wiederschein der Heiterkeit und der Freude, welche sie auf andere verbreitet hat, wird den Glanz verstärken, der sie umstrahlet, und die Wonne erhöhen, die sie beseliget. Die geringern Grade der Glückseligkeit und des Wohlstandes haben nur in so fern einen wahren Werth, in so fern sie dieser kostbaren Vorzüge theilhaft sind. Nur Wahrheit und Gute können glückselig machen.

Ihr, die ihr Menschen zu erziehen; ihr, die ihr Unsterbliche zur Glückseligkeit vorzubereiten habt, lasset niemals diese großen Wahrheiten aus den Augen. Die Erziehung ist die größte Wohlthat, welche der Mensch dem Menschen gewähren kann. Ihr erster, ihr großer Endzweck ist, die verschiedenen Triebräder der menschlichen Seele in die vollkommenste Harmonie zu bringen, und ihrem unersättlichen Bestreben nach Thätigkeit diejenige Richtung zu geben, durch welche ihre wohlthätigen Neigungen unaufhörlich erleichtert, erweitert, erhöhet werden, durch welche sie immer fähiger wird, die Glückseligkeit, und die

Vollkommenheit Andrer zu befördern. Von dem ersten Augenblicke an, da ihr euch diese große Pflicht aufleget, so bemächtiget euch der euerer Sorge anvertrauten Seelen durch den Reiz des Vergnügens, das sie empfinden, wenn sie in eine ihren Kräften angemessene Bewegung gesetzt werden. Machet ihnen jeden Fortgang zu einer höhern Vollkommenheit durch Beschäftigungen angenehm, welche die Fähigkeiten stärken, so sie bereits besitzen, und welche ihnen die Erwerbung derjenigen erleichtern, so ihnen noch mangeln. Entwickelt ihnen allmählig die große Bestimmung, zu welcher sie der unendliche Schöpfer auffordert. Wenn ihr geschickt und glücklich genug seyd, ihnen dieselbe in ihrem ganzen Umfange und in ihrer vollkommenen Würde bekannt zu machen, so habt ihr sie gewiß auch in den Stand gestellet, sie zu lieben und zu erfüllen.

J. Iselin.

### 93.

#### Über den Charakter unsers Zeitalters.

Das Hauptfächlichste, so wir eingebüßt, sind Empfindungen und Neigungen, die gewiß nicht ausbleiben, wenn nur ihre Gegenstände wieder kommen. Hingegen haben wir gewonnen, wozu Jahrtausende von Erfahrung und Übung nothig waren. Verdunkelte Wahrheiten, Erkenntnisse, Grundsätze werden um so heller wieder hervor gehen, da eine Menge von Irrthümern und unglücksschwangern Grillen, womit sie ehedem vermischt waren, vertilgt sind. Von den Tugenden läßt sich das Nämliche behaupten.

Verschiedene Laster sind verschwunden , vermutlich auf immer , und es sind edle , milde , billige , thätige Gesinnungen gang und gebe geworden , welche ehemals nicht im Schwunge waren ; wir sind der Rechtschaffenheit im Grunde näher. Auch unsre allgemeine Menschenliebe , die man so lächerlich zu machen sucht , ist kein ganz leeres Ding. So wie Familien sich in verwandte Häusen , verwandte Häusern in Dörfer , Dörfer in Städte , Städte in Völkerschaften , Völkerschaften in grosse Nationen , Nationen in die ganze Welt ausgebreitet haben ; so haben sich auch die Gefühle , Neigungen und Ideen ausgebreitet , und unser Interesse hat wirklich und wahrhaftig eine Richtung auf das Ganze bekommen. Ein Mensch ist als Mensch dem andern jetzt unendlich mehr , als er ihm ehemals war. —

Wenn man den geringen Antrieb erwägt , den die Tugend in unserm Jahrhunderte hat ; so muß man über die Anzahl würdiger Menschen , die noch angetroffen werden , und über die Menge von schönen und guten Handlungen , die man erfährt , in der That erstaunen. Ich bin meines Theils überzeugt , daß keine Tugend jemals auf der Welt gewesen ist , die nicht noch hier und da , auch in unsren Tagen , lebendig vorhanden wäre. Jedes ächte menschliche Gefühl liegt dem Menschen so nahe , jeder gute Geist ist so willig , sich eine Stätte in ihm zu bereiten , und ihm ein treuer Gast zu werden. Also lasst uns getrost seyn , und voran wandeln !

Stimme der Wahrheit — nicht mehr einsam an den Enden der Erde nur , die am goldenen Throne wiederhallt , daß es hinab dröhnt zu seinen Füßen , und die Stelle

hebt — du vermagst auch die Herzen der Könige zu durchdringen !

Sie wird immer näher und gewaltiger kommen, und mit jenem nothwendigen Gesetze unwandelbarer Gerechtigkeit, welche alle willkürliche Gesetze aufhebt und vertilgt, allgemeinen freyen Gehorsam zu Wege bringen.

Und bevor brauchen wir uns nicht zu fürchten, daß wir vor lauter Gerechtigkeit und Ordnung dumm, feig und seellos werden ; vor lauter Glückseligkeit unglücklich. Die Endlichkeit unsrer Natur, die Unvollkommenheiten der Welt lassen sich nicht überwinden, ihre wesentlichen Mängel nicht ersezzen ; wir werden immer genug zu wachen und zu wirken haben.

Es will mir das Herz zerreißen, wenn ich Menschen so unachtsam auf das Elend sehe, das sie umgibt; wenn ich sie über Hunger, Blöße, Krankheit, Pestilenz und Krieg wegräsonniren höre, als ob es Kleinigkeiten wären! Lasset das fern von uns seyn! Den wirklichen Drangsalen unsrer Zeit, denen, die jeder fühlt, die jeder von sich abwerfen möchte, und die Millionen unsrer Mitbrüder so unerträglich ängstigen, daß sie sich krümmen und verzweifeln — denen laßt uns entgegen arbeiten! Laßt uns denen Zugenden, die wir empfinden, die wir erfahren und kennen, die sich heute, zu dieser Stunde anwenden lassen, aus allen Kräften nachjagen. Was zu weit hergeholt, von Zugend und Glückseligkeit geschwärmt und ersonnen wird — es ist schwankend, träumerisch! Die Leute glauben sich selber nicht, zweifeln und zagen wenigstens alle Augenblicke, fahren auf, und wissen nicht, wo sie

sind, bei jedem etwas starken Anstoß. Aber Segen und Dank dem Edlen, den dieses nicht trifft, und der irgend ein achtes, menschliches Gefühl, das schlummerte, wieder aufruft, oder, will's entchlüpfen, zurück ruft; Preis und Ehre der ahnungsvollen Seele, welche das Sichtbare vergessen kann, um zu leben im Unsichtbaren; die sich hingibt und wegwirft für diese Zeit; aus so hoher göttlicher Liebe — Unsterblichkeit ihr zum Lohne und Palmen der Engel!

F. H. Jakobi.

## 94.

### Werth des Unglücks.

Das Unglück hat sehr große Vortheile, und es gibt für wohlgeordnete Herzen große Stärkungen, es mit standhafter Geduld zu ertragen. Derjenige, den das liebkosende Glück beständig auf seinem Schooße getragen hat, ist gemeinlich sehr unwissend. Es fehlet ihm eine nöthige Weltklugheit, eine vortheilhafte Wissenschaft, sein Leben so einzurichten, wie es seiner Glückseligkeit, seiner Ruhe, seiner Verbindung mit den Mitgliedern seiner Gesellschaft am zuträglichsten ist; es fehlet ihm eine Bärlichkeit des Herzens, ein gewisses menschliches Gefühl gegen das Unglück Anderer, welches eine reiche Quelle von tugendhaften Gesinnungen und Empfindungen ist. Er ist kurz-sichtig; er ist stolz; er ist hartherzig und übermuthig.

Vor allen diesen wichtigen Fehlern bewahret uns ein wohlthätiges Unglück. Wir erlangen durch die Abwechs-

lungen unsers Schicksals eine Erfahrung, die uns eine Weisheit lehret, welche wir durch nichts anders erlangen können. Wir empfanden selbst, wie das Unglück schmerzt, und lernten die Rechte kennen, die der Unglückliche hat, bei Andern Mitleid, wo nicht Stärkung, Trost, wo nicht Hülfe zu suchen. Unser Herz wurde weicher, und wir fiengen an, durch ein zärtliches Gefühl, das, was wir von uns zu fordern uns berechtigt glaubten, ihnen selbst wiederfahren zu lassen. Wir versagten andern Leidenden die Thräne nicht, die wir von ihnen zu erhalten wünschten, und eilten, ihnen zu helfen, so oft wir konnten. Unsere Menschenliebe, welche die Natur in unser Herz gelegt hatte, ward durch unsere eigne Empfindung, durch unser eignes Gefühl thätiger und verbreitete sich allgemeiner.

Diese Vortheile erhalten wir von dem lehrreichen Unglücke, und sie helfen uns seine Härte leichter ertragen. Es ist ein herzlicher Trost, indem wir leiden, wenn wir sehen, daß Andere mit uns leiden. Die Thränen des Mitleidens sind Linderungsmittel für die Schmerzen unserer Wunden.

Es gibt große Tugenden, welche dem Bärtlinge des Glücks gänzlich verborgen bleiben; Tugenden, welche werth sind, für den Verlust aller Vortheile der Welt, aller Freude, alles Glücks erkauft zu werden. In dem Schoofze des Glückes ist noch selten ein Mann erzogen worden. Gewohnt Alles zu erhalten, was er begeht, unmäßig in seinen Wünschen, ungeduldig und aufgebracht gegen Alles, was seiner eingebildeten Glückseligkeit in ihrem Laufe entgegen steht, begeht der Bärtling des Glücks ohne Be-

denken alle Laster , wenn sie Mittel zu seinen Zwecken werden. Sein eignes Selbst ist der Mittelpunkt der Schöpfung ; für ihn ist Alles , zu seinem Vergnügen müssen alle Geschöpfe da seyn ; alle Räder der Natur spielen , und wenn er selbst Hand anleget , so geschieht es nur , um ihnen eine Bewegung zu geben , die zu seinem Vergnügen abzweckt. Eigennützig in seinen Diensten streut er nur Wohlthaten aus , um selbst zu ernten , und verkauft kleine Gefälligkeiten für große Erwartungen. Er gibt , ohne Empfindung ; empfängt , ohne Dankbarkeit ; ist verschwenderrisch , ohne Großmuth ; hat tausend Schmeichler , ohne einen Freund ; steht in Ansehen ohne Hochachtung , und dunkt sich , ohne Verdienste , groß , weil er glücklich ist. Kaltförmig gegen alles Andere , außer gegen sich selbst , schlen ihm alle die schönen Tugenden , die er besitzen müßte , um glückselig selbst in seinem Glücke , und ehrenwürdig in seiner Hoheit zu seyn. Er hat keine andere Glückseligkeit kennen gelernt , als die im Genusse sinnlicher Vergnügen besteht. Diese ist seine einzige , und er versagt sich nichts , was zur Beförderung dieser Glückseligkeit dient. Alle Mittel sind ihm dazu gleichgültig. Er wird mit der Linken gaben , was er mit der Rechten raubet , und mit gleicher Gleichgültigkeit einem Schmeichler das Leben erhalten , und einen Freund tödten ; er wird einen Durstigen seinen Becher trinken lassen , um ihn mit dem Blute der Wittwen wieder anzufüllen.

Aber außer vielen andern Vortheilen , gibt uns das Unglück auch Gelegenheit , vorzügliche Tugenden zu zeigen. Hier ruft dich das Schicksal auf einen Schauplatz , wo du

die Würde und Größe deines Herzens zeigen kannst. Der Überwinder einer Welt ist kein so großer Mann, als der unschuldig Leidende, der allen seinen widrigen Schicksalen eine standhafte Geduld entgegen setzt. Demuthige Geduld gegen die Verhängnisse des Himmels; standhafte Größe gegen die Angriffe der Menschen; Wohlthätigkeit gegen seine Feinde; eine ruhige Zufriedenheit mitten unter den Ungewittern; welche glänzende Vorfüze eines Menschen! Wer kann denen, die unschuldig litten, und über alle Leiden erhaben waren, Bewunderung versagen?

Je weniger Beispiele von solcher Stärke wir haben, je größere Bewunderung! Hier lernen wir die Wunder der menschlichen Natur kennen, und wie billig ist es, daß wir die Namen derer, welche solche Beispiele für die Nachwelt ausgestellt haben, von Enkel zu Enkel nennen!

Dusch.

### 95.

#### Bruchstücke vermischt en Inhalts.

Es ist kein Fall zu erdenken, wo es besser wäre nicht tugendhaft zu seyn, kein Fall ohne Ausnahme.

Ohne Demuth ist der Mensch eine ewige Lüge.

Die Tugend ist die Gesundheit der Seele.

Die Güter des Herzens bieten sich allen Sterblichen an. Jeder kann sich die Güte der Seele erwerben, die in der Anwendung der Gesetze der Vernunft und des Gewissens besteht. Er kann im Stillen ein König seyn und weise über seine Neigungen regieren.

Der Weise ist ohne die Tugend ein lebloser Zeiger, der die Strahlen der Sonne auffängt, und sie auf seiner Oberfläche, sich selbst unnütze, von fremden Augen bemerken lässt... Der Hohe und der Niedrige, keiner kann sie entbehren, ohne in seiner Spähre eine Missgeburt zu seyn, die sich und andern missfällt, und dem Schöpfer ein Gräuel ist.

Der Trieß des Gewissens und die innerliche Schamhaftigkeit vor dem Bösen sind die Schutzengel des Guten.

So wenig ihrer sind, so wiegt doch die gute Meinung Eines Rechtschaffenen in der Waagschale der Vernunft mehr, als der Beifall ganzer Millionen Thoren oder Lasterhafter. Der Beifall eines einzigen würdigen Mannes ist nicht nur Stärke, Trost und Belohnung für mein Herz, nein, er ist mir auch die Anwartschaft auf die Achtung aller, die ihm gleichen. Die Rechtschaffenen haben alle Ein Herz und Ein Gefühl des Edeln, wie sie alle einerlei Regel des Guten haben. Der Beifall des Kenners ist gleichsam die verstärkte Stimme des Sprachrohrs, die weiter reicht als das laute Geschrey einer Menge von Thoren.

Der Lasterhafte, so fehr er es auch ist, wird selten in seinem Herzen eine böse Meinung von dem Manne haben, der seiner Pflicht folgt. Wenn er ihn je verunglimpst, so wird er mehr der Art seine Tugend auszuüben, mehr seines äußerlichen, als der Tugend selber spotten, die ihm, trotz seiner bösen Leidenschaften, doch ehrwürdig bleibt.

Wahrer Reichthum, den man nicht rauben kann, ist der Gewinn von eigner Arbeit, und Zufriedenheit mit dem, was sie uns verschafft; deswegen muß man die Arbeit herzlich lieb haben. Es ist schon gefehlt, wenn man die Arbeit nur deswegen liebt, weil sie uns Reichthum verschaffen kann. Dieses verleitet auf Nebenwege, den Reichthum mit weniger Mühe zu erwerben. Man muß arbeiten, aus Liebe zur Arbeit, aus reinem Triebe, seine Pflichten zu erfüllen. Nur auf eine solche folget Gottes Segen, Gesundheit und Stärke des Leibes, und Ruhe und Zufriedenheit der Seele.

Hirzel.

Die Menschen sind nicht da, um neben einander zu gräßen; und ein Mann kann sich mit einem süßern Gedanken niederlegen, als daß er satt ist. Es gibt gesellschaftliche Pflichten. Im Schuldbuch der Gesellschaft steht unser Leben, unsre Erziehung, und ein Biedermann bezahlt seine Schulden.

Leisewitz.

Der Eitle kann selten begreifen, daß es eine Wollust ist, dem Freunde zu geben; er nimmt also ungern vom Freund, und hält alles, was der ihm gibt, für Kauf, wofür er seine Freyheit, seine Unabhängigkeit, seine Gleichheit mit seinem Freunde hingeben müsse. Es ist nicht — und wer glaubt, es wäre, wem es wehe thut, vom Freund zu nehmen, was der geben kann und gerne gibt, wer nicht weiß, daß seine Liebe und seine Freundschaft

schaft tausend Mal mehr gibt, als er vom Freunde empfängt, der hat nie geliebt, den hat selbst sein Bedürfniß eitel gemacht, der ist nahe ein schlechter, gemeiner, eitler Mensch zu werden.

Schloßer.

Wer nicht seiner Lage nach, schlechterdings dazu verdammt ist, an Höfen oder sonst in der großen Welt zu leben, der bleibe fern von diesem Schauplaze des glänzenden Elends, bleibe fern vom Getümmel, das Geist und Herz betäubt, verstimmt und zu Grunde richtet! In friedlicher häuslicher Eingezogenheit, im Umgange mit einigen edeln, verständigen und muntern Freunden ein Leben zu führen, das unsrer Bestimmung, unsren Pflichten, den Wissenschaften und unschuldigen Freuden gewidmet ist, und dann zuweilen ein Mal mit Nüchternheit an öffentlichen Vergnügungen, an großen, gemischten Gesellschaften Theil zu nehmen, um für die Phantasie, die doch auch nicht leer ausgehen will, neue Bilder zu sammeln, und die kleinen, widrigen Gefühle der Einförmigkeit zu verlöschen. — Das ist ein Leben, das eines weisen Mannes werth ist! Und in Wahrheit! es steht öfter in unsrer Macht, als man gemeinlich denkt, sich der großen Welt zu entziehn. Menschenfurcht, elende Gesälligkeit gegen mittelmäßige Leute, Eitelkeit, Schwäche, Nachahmungs-sucht, das ist es, was so manchen sonst nicht schlechten Mann bewegt, seine schönsten Stunden da zu verschleudern, wo er im Grunde nicht zu Hause ist, wo so oft Edel und Langeweile ihn anwandeln, und allerley unedle

Leidenschaften ihr Spielwerk mit ihm treiben. Freylich aber muß man , um sich diesem zu entziehn , nicht nur , seinen Verhältnissen nach , unabhängig seyn , sondern auch nach festen Grundsäzen zu handeln und sich über das Geschwätz der Leute hinauszusezen den Muth haben , mag auch davon gesprochen werden , was da will !

v. Knigge.

Das Geheimniß der Unglücklichen ist heilig , man entweicht es , wenn man den Schleyer berührt , der es bedeckt.

Auch für die Seele ist der Schlaf ein Balsam , er zieht einen Vorhang über die Bilder des Kummers , und eine Stunde länger seines Unglücks vergessen , ist kein geringer Gewinn !

Pfeffel.

Erträglich wird auch der höchste Schmerz , durch Entschlossenheit und edles Hinsehen auf einen großen Zweck. Heroischer Muth ist äußerst natürlich in großen Gefahren , und da viel gewöhnlicher als Geduld bei den kleinen Neckereyen des Lebens.

Näher und inniger sehen wir in der Einsamkeit das Auge , das uns alle sieht. Allgegenwärtig wirkt da , wo alles umher schweigt , dieser hohe Gedanke , dieses süße , reine und seligste Gefühl , daß uns Gott sieht und umgibt , über uns herrscht und alles um uns her lenkt durch seine Macht und Güte. Überall erblicken wir Gott in der Einsamkeit. In solcher heiligen Stille verschwinden alle unedeln Gedanken , alle niedrigen Angelegenheiten und Sorgen.

Nur freye Seelen wissen, wie lieblich es ist sich frey zu fühlen.

Die Natur und ein ruhiges Herz sind ein schönerer und weit mehr erhabener Tempel Gottes, als die Peterskirche in Rom oder die Pauluskirche in London. Gottes Unermesslichkeit und Allgegenwart heiligen jeden Hügel, auf dem ein friedliches und von bösen Leidenschaften freyes Herz ihm sein stilles Opfer bringt. Ihn, den alle Welten nicht umfassen, müssen Würmer nicht wollen in Mauern einschließen.

Wie reinigen sich unsre Gefühle, wenn die Stürme des Lebens vorüber sind, wenn alles verschwunden ist, was uns härmte und drückte, wenn wir nichts mehr erblicken als Freundschaft und Frieden, Einfalt und Unschuld, Freyheit und Ruhe. Aber wäre auch das Herz nicht ruhig, so blutet es doch gerne im Stillen; um füße Melancholie gibt man gerne alles übrige Erdenglück hin, die ganze Welt um eine einzige sanfte Thräne der Liebe.

Hängt der Verstand an die Imagination sein Bley, so ist man zwar weniger eilig, aber den Schritt, den man vorwärts gethan hat, macht man nie zurück.

Die Narrheit ist die Königin der Welt; wir tragen alle mehr oder weniger ihre Livrey, ihre Ordensbänder, ihre Ordenskreuze und ihre Schellen.

Religiöse Gesinnungen, wenn sie lebhaft genug empfunden sind, geben den edelsten, größten Heldenmuth und die aufrichtigste Todesverachtung. Keine Furcht von keiner Art kommt in den bedenklichsten Umständen unsers Lebens gegen die Kraft religiöser Gesinnungen in uns auf. Diese

Kraft kommt allein von Gott, und fliehet allein aus unserm Vertrauen zu Gott.

Rasch und schlank, auf alle Seiten beweglich, und doch fest und feck muß man in Allem zu Werke gehen, immer geschwind, furchtfreyn und muthig.

Liebe findet sich immer, wenn man sich offenherzig den Menschen nähert und zutraulich mit ihnen lebt. Es gibt keine menschliche Lage, in der wir nicht Rath, Hülfe, Beistand von andern Menschen bedürfen. Aber wie kann sich derjenige Liebe versprechen, dem man immer zuvorkommen muß und der niemand zuvorkommt; der sich ängstiget bei jedem Worte, das aus seinem Munde geht, bei jeder Empfindung, die sich aus seiner Brust heraus drängt, jedem Gesichtszuge und jeder Gebehrde, die den Zustand seiner Seele verrathen; der darum an keinem Menschen hängt und immer einsiedlerisch und sauerschend, immer stillschweigend, steif und verschlossen, immer verhüllt und auf seiner Hut, sich keinem Menschen vertraut, und doch bei allen Menschen Liebe fände um Liebe.

Alles Große und Gute gedeihet zu seiner Zeit ... Was die Menschen ein Mal waren, das können sie immer seyn. Wer eben in der Zeit lebt, da in der Welt die größten Dinge Schlag auf Schlag geschehen, muß nie glauben, er könne nichts, so bald man das größte Recht hat, die größten Dinge von ihm zu erwarten. — Kraft zu Allem ist da, Weisheit und Zugend gedeihen, so bald man das will und mag, bei Hofe wie in der größten Dunkelheit des Privatlebens, im Palaste wie auf der Dachstube.

Zimmermann.

Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille.

Die Menge der Abschnitte, die den letzten Theil des Lebens mit mannichfältigen veränderten Arbeiten auszeichnen, werden bei einem Alten die Einbildung von einer längern zurück gelegten Lebenszeit erregen, als er nach der Zahl der Jahre geglaubt hatte. Das Ausfüllen der Zeit durch planmäßig fortschreitende Beschäftigungen, die einen großen beabsichtigten Zweck zur Folge haben, ist das einzige sichere Mittel, seines Lebens froh, und dabei doch auch Lebensfatt zu werden. Je mehr du gedacht, je mehr du gethan hast, desto länger hast du, selbst in deiner eigenen Einbildung, gelebt. Ein solcher Beschlüß des Lebens geschieht immer mit Zufriedenheit.

Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfterer und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigtet: der bestirnte Himmel über uns, und das moralische Gesetz in uns.

Man hat die hohen Benennungen, die einem Beherrschter oft beigelegt werden (die eines göttlichen Gesalbten, eines Verwesers und Stellvertreters des göttlichen Willens), als grobe, schwindlich machende Schmeicheleyen getadelt, aber mich dünkt, ohne Grund. Weit gefehlt, daß sie den Landesherren hochmuthig machen sollten, so müssen sie ihn vielmehr in seiner Seele demuthigen, wenn er, welches man doch voraus setzen muß, Verstand hat,

und es bedenkt, daß er ein Amt übernommen habe, was für einen Menschen zu groß ist, nämlich das Heiligste was Gott auf Erden hat: das Recht der Menschen zu verwalten — und daß er diesem Augapfel Gottes irgend zu nahe getreten zu seyn, jederzeit in Besorgniß stehen muß.

Die Denkungsart der Vereinigung des Wohllebens mit der Tugend im Umgange, ist die Humanität. Das Wohlleben, welches mit der Humanität noch am besten zusammen zu stimmen scheint, ist eine gute Mahlzeit in guter, und wenn es seyn kann, abwechselnder Gesellschaft, von der Chesterfield sagt, daß sie nicht unter der Zahl der Grazien, und auch nicht über der der Musen seyn müsse. — Wenn ich eine Tischgesellschaft aus lauter Männern von Geschmack nehme, so wie sie nicht bloß gemeinschaftlich eine Mahlzeit, sondern einander selbst zu genießen, die Absicht haben (da denn ihre Zahl nicht viel über die der Grazien betragen kann), so muß diese kleine Tischgesellschaft nicht sowohl die leibliche Befriedigung, die ein jeder auch für sich allein haben kann, sondern das gesellige Vergnügen zur Absicht haben, wo dann jene Zahl eben hinreichend ist, damit die Unterredung nicht stocke, oder die Versammlung sich in kleine Gesellschaften bilde, worin jeder mit seinen Nachbarn spricht. Das letztere ist gar kein Konversationsgeschmack, dieser muß immer Kultur bei sich führen. Die sogenannten festlichen Traktamente, Gelage und Abfütterungen sind ganz geschmacklos.

Ob der Welt durch große Genies im Ganzen sonderlich gedient sey, weil sie doch oft neue Wege einschlagen und

neue Aussichten eröffnen, oder ob mechanische Köpfe, wenn sie gleich nicht Epoche machen, mit ihrem alltäglichen, langsam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortschreitenden Verstände, nicht das Meiste zum Wachsthum der Künste und Wissenschaften beigetragen haben, indem sie, wenn gleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnung stifteten, mag hier unerörtert bleiben. — Aber ein Schlag von ihnen, Geniemänner, oder besser Genieaffen, genannt, hat sich unter jenem Aushängeschild mit eingedrängt, welcher die Sprache von der Natur außerordentlich begünstigter Köpfe führt, das mühsame Lernen und Forschen für stümperhaft erklärt, und den Geist aller Wissenschaft mit einem Griffe gehascht zu haben, ihn aber in kleinen Gaben konzentriert und kraftvoll zu reichen, vorgibt. Dieser Schlag ist, wie der der Quacksalber und Marktschreyer, den Fortschritten in wissenschaftlicher und sittlicher Bildung sehr nachtheilig, wenn er über Religion, Staatsverhältnisse und Moral, gleich dem Eingeweihten, oder Machthaber, vom Weisheitsfize herab, im entscheidenden Zone abspricht, und so die Armeseligkeit des Geistes zu verdecken weiß. Was ist hiewider anders zu thun, als zu lachen, und seinen Gang mit Fleiß, Ordnung und Klarheit geduldig fortzuführen, ohne auf jene Gaukler Rücksicht zu nehmen.

Kant.

Der gesellschaftliche Trieb gehört unter die Grundtriebe des Menschen: der Mensch ist kein vollendeter Mensch, wenn er einzeln lebt. Die Gesellschaft überhaupt darf aber

nicht mit der besondern Art von Gesellschaft, die man Staat nennt, verwechselt werden; diese gehört nicht zu dem absoluten Zwecke des Menschen, sondern ist nur ein Mittel zur Gründung einer vollkommenen Gesellschaft.

Fichte.

Der letzte Zweck jedes Einzelnen sowohl als der ganzen Gesellschaft, ist sittliche Veredlung des ganzen Menschen. Der Gelehrte muß diesen Zweck bei allem, was er für die Gesellschaft thut, immer vor Augen haben; und da man nicht nur durch Worte, sondern auch durch Beispiele, und durch diese noch weit kräftiger lehrt, so soll der Gelehrte auch der sittlichste Mensch seines Zeitalters seyn; er soll die höchste Stufe der bis auf ihn möglichen sittlichen Ausbildung in sich darstellen.

Der selbe.

Es gibt eine Heiligkeit, die nur die Leiden geben und läutern; der Strom des Lebens wird schneeweis, wenn ihn Klippen zersplittern. Es gibt eine Höhe, wo zwischen die erhabenen Gedanken nicht ein Mal mehr kleine treten, wie man auf einer Alpe die Berggipfel neben einander stehen sieht, ohne ihre Verknüpfung durch Tiefen.

Große Veränderungen verjüngen — Ämter, Ehen, Reisen — weil man das Leben allezeit von der letzten Revolution an datirt, wie die Franzosen von der ihrigen. Ein Obrist, der in der Wesenleiter der Ancienneté den Fuß als Korporal eingesetzt hatte, ist fünf Mal jünger als ein König, der in seinem Leben nichts weiter war, als ein — Kronprinz.

Die Menschen schieben ihren letzten Willen gern so lange hinaus wie ihren bessern.

Aller Kummer erhebt über die bürgerlichen Ceremonielgesetze und macht den Prosaisten zum Psalmisten: bloß im Kummer wagen die Weiber. Thienette gieng nur Abends, und nur in Garten aus.

Es ist sonderbar, d. h. menschlich, daß wir originelle Menschen und originelle Bücher das ganze Jahr lang wünschen und preisen: haben und sehen wir sie aber, so erzürnen sie uns — sie sollen uns ganz aufstehen und schmecken, als ob das eine andre Originalität könnte, als unsre eigene.

Kleine Freuden laben wie Hausbrod immer ohne Ekel, große wie Zuckerbrod zeitig mit Ekel.

Jean Paul Fr. Richter.

Ein einstürzender Thron ist wie ein fallender Berg, der die Ebene zerschmettert und da Ruinen und ein todtes Meer hinterläßt, wo sonst fruchtbare Land und lustige Wohnstätte war.

Die Frauen sind ein liebliches Geheimniß, nur verhüllt, nicht verschlossen. Frauen und Liebe trennt nur der Verstand.

Der Mensch besteht in der Wahrheit. Gibt er die Wahrheit preis, so gibt er sich selbst preis.

Alle Menschen sind in einem perpetuirlichen Duell begriffen.

Unschuld und Unwissenheit sind Schwestern. Es gibt

aber edle und gemeine Schwestern. Die gemeine Unschuld und Unwissenheit sind sterblich; sie haben hübsche Gesichter, aber ohne alle Bedeutung und nicht dauerhaft, die edlen Schwestern sind unsterblich, ihre hohe Gestalt ist unveränderlich und ewig leuchtet ihr Antlitz, vom Tage des Paradieses. Beide wohnen im Himmel und besuchen nur die edelsten und geprüftesten Menschen.

Wo Kinder sind, da ist ein goldnes Zeitalter.

Novalis.

Ich bin überzeugt, wenn Gott ein Mal einen solchen Menschen schaffen wollte, wie ihn sich die Magister und Professoren der Philosophie vorstellen, er müßte den ersten Tag ins Zollhaus gebracht werden. Man könnte daraus eine artige Fabel machen: ein Professor bittet sich von der Vorsicht aus, ihm einen Menschen nach dem Bilde seiner Psychologie zu schaffen, sie thut es, und er wird ins Zollhaus gebracht.

Vergangener Schmerz ist in der Erinnerung angenehm, vergangenes Vergnügen auch, künftiges Vergnügen wieder, auch gegenwärtiges. Also ist es nur der zukünftige und gegenwärtige Schmerz, was uns quält, ein merkliches Übergewicht von Seiten des Vergnügens in der Welt, das noch dadurch vermehrt wird, daß wir uns beständig Vergnügen zu verschaffen suchen, dessen Genuß wir in vielen Fällen mit ziemlicher Gewißheit voraus sehen können, da hingegen der noch künftige Schmerz weit seltener voraus gesagt werden kann.

Die Außerungen der Großmuth sind heutzutage mehr ein Werk der Lektüre, als der Gesinnungen, das heißt, man ist mehr großmuthig, um Lektüre zu zeigen, als Güte des Herzens. Leute, die es von Natur sind, merken selten, daß es etwas ist, großmuthig zu seyn.

Er war sonst ein Mensch, wie wir, nur mußte er stärker gedrückt werden, um zu schreyen; er mußte zwey Mal sehen, was er bemerken, zwey Mal hören, was er behalten sollte, und was andere nach einer einzigen Ohrfeige unterließen, unterließ er erst nach der zweyten.

Keine Leute sind eingebildeter, als die Beschreiber ihrer Empfindungen, zumal wenn sie dabei etwas Proße zu kommandiren haben.

Für alle Bemerkungen eines Mannes, der z. E. baarfuß nach Rom laufen könnte, um sich dem vatikanischen Apoll zu Füßen zu werfen, gebe ich keinen Pfennig. Diese Leute sprechen nur von sich, wenn sie von andern Dingen zu reden glauben, und die Wahrheit kann nicht leicht in üblere Hände gerathen.

Wenn sich unsere jungen Leute gewöhnten, gegen drey Gedichtchen für das Herz nur eins für den Kopf zu machen, so hätten wir Hoffnung, ein Mal im Alter einen Mann zu sehen, der Kopf und Herz hätte — die seltenste Erscheinung. Die Meisten haben nicht mehr Licht im Kopfe, als gerade nöthig ist zu sehen, daß sie nichts darin haben.

## Sprachbemerkung.

Es donnert, heult, brüllt, zischt, pfeift, braust, faust, summet, brummet, rumpelt, quält, ächzt, singt, rappelt, prasselt, rasselt, knallt, knistert, flappert, knurret, poltert, winselt, wimmert, rauscht, murmelt, kracht, gluckset, röchelt, flingt, flingelt, blaset, schnarcht, klatscht, lispelet, feucht, schreyet, weinet, schluchzet, krächzet, stottert, lalst, girret, haucht, flirret, blökt, wiehert, schnarrt, scharrt, sprudelt.

Diese Wörter und noch andere, welche Töne ausdrücken, sind nicht bloße Zeichen, sondern eine Art von Bilderschrift für das Ohr.

Lichtenberg.

## Das Neue.

Die Menschen sollten, um ihr ewiges Streben nach dem Neuen im Baum zu halten, sich erinnern, daß das erste Neue, was sich auf der neugeschaffenen Welt zutrug — eine Sünde war.

## Der Leser ohne Auswahl.

Baldrian liest Alles, was ihm vorkommt, das Vortrefflichste und das Erbärmlichste, mit gleicher Theilnahme. Der Mensch hat einerlei Geschmack mit den Mäusen, die einen Band Sonette so gern fressen, als Wielands Werke.

## Spielsucht.

Wer sich der Spielsucht ergibt, wird, indem er das Glück, das er vor sich zu sehen glaubt, vergebens verfolgt, von dem Unglück, das er hinter sich herzieht, ereilt.

### Vielwisser.

Je mehr manche Leute wissen, desto weniger haben sie gelernt, und die vielwissenden Nichtswisser sind die unerträglichsten.

### Veraltete Schriften.

Unsere literarischen Adepten lassen keinen Winkel un durchsucht, um hier ein vergessenes Ammenmährchen, und dort ein Paar langweilige Mönchsgesänge aus dem Moder hervor zu ziehen. Mit einem Wort, man treibt eine geistige Schatzgräberey, die eben so lächerlich und eben so fruchtlos ist, als die irdische.

### Poetische Wolken.

Post nubila Phœbus! Dieses Sprichwort will sich in der neuesten deutschen Poesie nicht bestätigen. Wir sehen Nichts als Wolken und Wolken um den Helikon, aber wie selten erscheint Phœbus!

### Fleiß und Trägheit.

Fleiß ist halbes Genie, und Trägheit halbe Dummheit.

### Kriegslieder.

Inter arma silent Musæ! Mich dünkt, man sieht es sogar den neuesten Kriegsliedern an, wie wahr dieser alte Spruch ist, und ich frage daher die Poeten, ob sie nicht wohl thun würden, wenn sie künftig ihre Kriegslieder erst perfertigten, wenn der Krieg vorüber ist?

### Der Quasidieb.

Der schlaue Nickel besitzt zwar das Meiste, was er hat, mit Unrecht, aber bestohlen hat er noch Niemand geradezu. Er verhält sich zu einem Dieb, wie der Windfaden zum Strick.

### Der Bettler.

Der Bettler macht die Armut zu einer Schande.

### Selbstbekenntnisse.

Eitelkeit! wozu verleitest du die Sterblichen nicht! Aus Eitelkeit lassen einige sogar ein Register ihrer Sünden drucken, und um gute Schriftsteller genannt zu werden, bekennen sie, daß sie schlechte Menschen sind.

### Weisser.

---

---

## LITTÉRATURE.

---

96.

### Über die ältere Poesie in Deutschland.

Die deutsche Nation liebte Lieder und Gesang von den frühesten Zeiten her. Karl der Große, aufmerksam auf Alles, was seine Nation zu einer bessern Bildung hätte führen mögen, that auch für die deutsche Sprache, was er konnte; er arbeitete selbst für sie, und traf Verfugungen, welche ihre Bildung hätten fördern müssen, wenn man seinen Willen, und den Wegen, die er einschlug, hätte nachgehen mögen. Will man auch seine Sprachersfindungen in den Wind- und Monatsnamen nicht in Anschlag bringen, weil sie vielleicht nicht von ihm sind, oder will man die versuchte deutsche Sprachlehre, in welche er, allem Anschein nach, nicht weit gekommen ist, für das bloße Spiel eines Kaisers halten, der die Schwachheit hatte, nach dem, was er zu seiner Größe nicht bedurfte, nach einem Platz unter den Gelehrten seiner Zeit zu buhlen; so bleiben ihm doch andre wichtige Verdienste um die Sprache unsers Vaterlandes. Er ließ nicht nur in derselben die noch ungeschriebenen Gesetze der ihm unterworfenen Völker, und die alten Bardenlieder niederschreiben, sondern auch in ihr predigen. Besonders war sein ernster Wille, daß die Layen Unterricht im Schreiben in den

Schulen seines weiten Reiches bekommen sollten. Hätte doch der große Kaiser noch außerdem vermocht, durch seine Verordnungen auch seinen Geist und Eifer seinen Zeitgenossen und der Nachwelt einzuhauchen ! Nun aber ward sein Wille nirgends recht befolgt ! Der schöne Anfang, den er machte, ward nicht fortgesetzt ; die Wirkungen seines großen Beispiels und der von ihm getroffenen Verfügungen blieben allenthalben aus. Die Bemühungen Karls des Großen waren also eine Aussaat ohne Ernte.

Bis auf die Hohenstaufen brauchte man in Deutschland zur Schrift- und Büchersprache die ober-deutschen Dialekte, und unter diesen wieder den Fränkischen am häufigsten, weil er die übrigen an Bildung übertraf, und die Sprache seiner meisten Beherrschter bis dahin gewesen war; denn selbst unter den sächsischen Königen, welche zwischen den Karolingern und dem fränkischen Hause herrschten, war sein Ansehen nicht gesunken. Aber durch das schwäbische Kaiserhaus schwang sich unter den ober-deutschen Dialekten der schwäbische oder allemanische empor, und erhielt das Übergewicht über alle deutsche Mundarten, weil er die Sprache des kaiserlichen Hofes und seiner Dichter wurde.

Deutschland war jetzt nicht mehr jene Wildnis der Germanier im Tacitus ; die Moräste waren abgezapft, die Wälder gerichtet oder niedergebrannt ; Luft und Sonne hatten freyeren Spielraum, Klima, Lebensart und Einwohner hatten sich gebessert. Selbst in seinen innern Theilen wechselten blühende Städte mit Dörfern und Flecken ab ; Handlung, Künste und Gewerbe beschäftigten bereits

einen beträchtlichen Theil seiner Einwohner; mehrere Fürstenthümer hatten einen großen Länderumfang, und ihre Fürsten liebten Pracht. Der fortgesetzte Umgang mit Italien und andern Reichen von Europa bei den vielen Römer- und andern Ritterzügen; die fremden Sitten, die man hatte kennen lernen; die bessern Muster, die man vor sich sah, und der edle Eifer, ihnen gleich zu werden, hatte eine heilsame Revolution im Gemüthe der Deutschen, in ihrem innern und äußern Wesen, angefangen. Lebensart und Sitten wurden verfeinert, Kenntnisse und Begriffe erweitert, die Ideenmasse vergrößert, Ton und Denkungsart vergeistigt; und da die Sprache immer der Verbesserung und Verfeinerung der Denkart folgt, so war der edlere Theil von Deutschland allmählig zum Besitze von allem dem gelangt, was zum Anfange einer Nationalliteratur gehörte.

Ihre Morgencrothe brach nun an, und zwar in Alemannien, das ist, in Schwaben, mit Inbegriff eines großen Theils der Schweiz. Von da verbreitete sie ihre Strahlen in nicht gar langer Zeit über die übrigen Provinzen Deutschlands in dem Maße, in welchem jede ihres Lichtes empfänglich war. Auch in Deutschland war, wie im übrigen Europa, Ritterpoesie der Vorbote besserer Kenntnisse; und, worüber man sich wundern möchte, sie zeichnet sich sogleich von ihrem ersten Anfange an durch harmonische Gesänge aus.

Soll diese Harmonie und Lieblichkeit der Sprache kein unlösbares Räthsel seyn; so muß nothwendig Alemannien, schon vor der Periode seines uns bekannten Minnegesan-

ges, Lieder und Gesang geliebt, und seinen Dialekt durch Reime ausgebildet haben. Denn eine Sprache von so vieler Lieblichkeit und Milde, von dem Wohllaute und dem feinen Tone, von der Einfalt, Kühnheit, Kraft und Regelmäßigkeit, als die alemanische in den Minnesängern zeigt, kann nicht mit einem Male entstehen; ihr gebildetes und feines Lebensalter setzt ein ungebildetes und plumperes, und einen stufenweisen Übergang aus einem in das andere voraus. Und reimten nicht in andern deutschen Dialekten, im fränkischen und niedersächsischen, von jeher Dichter? Und der Alemanier auf seinem fruchtbaren Boden, und von einer strichweis reizenden und romantischen Natur, die nicht ohne Einfluß auf den Geist des Menschen bleiben kann, umgeben, sollte nicht in einfach-roher Poesie, wie seine deutschen Brüder, die auf rauhen Strichen wohnten, seinen frohen Sinn geäußert, und nicht durch andere geistige Versuche sich und seine Sprache fortgebildet haben, weil das Schicksal es nicht wollte, daß ein Bruchstück seiner schriftlichen und poetischen Übungen auf unsere Seiten kommen sollte?

Durch solche Übungen, die wir vermuthen müssen, hatte sich die schwäbische Mundart Wohllaunt, Lieblichkeit und sanften Ton, eine angenehme Milde; Fülle für das Ohr durch die vielen Selbstlaute; Reichthum durch Freyheit der Zusammensetzungen; Kürze durch Abkürzung und Auslassung entbehrlicher Worte; Bildsamkeit und Geschmeidigkeit für die verschiedenen Abstufungen der Empfindungen und Leidenschaften; etwas Sinnliches, Malerisches, Starkes in Beiwörtern zu sinnlichen und starken

Zeichnungen ; wahre Jugendkraft zu einem raschen, öfters regellosen Gang jugendlicher Empfindungen , erworben. Allerdings war sie damit noch lange nicht vollkommen. Bei aller ihrer Lieblichkeit und Milde kommen in derselben noch viele gehäufte harte Konsonanten , widerwärtige Hoch- und Doppellaute , und tiefe Vokale vor ; noch ist sie ohne feste Regeln ; oft gesetzlos in Grammatik , in Beugungen der Wörter und Sylbenmaasse ; doch daß vielleicht diese Regellosigkeit ihr eine größere Stärke gab.

Auf diese Weise zu der Dichtkunst vorbereitet , nahm der deutsche Adel Theil an der Chevalerie und gelangte durch dieselbe zu poetisch-reichen Gegenständen ; sie belebte seine Phantasie durch ihre reichen Mittel und nährte sie durch Schwärmereyen der Liebe und Religion. Mit einer solchen Stimmung trat der deutsche Ritter seine Wallfahrt in die Morgenländer an. Durch die häufige Veränderung der Luft und Nahrungsmittel ward in seine Organisation größere Regbarkeit gebracht , und durch den Umgang mit so vielen verschiedenen Nationen ward sein Wesen in vielen Stücken ganz verändert. Er lernte von dem Orient und Occident , von Arabern , Türken und Griechen , von Italienern , Engländern und Franzosen ; seine Ideenmasse wurde vergrößert , sein Beobachtungsgeist geschärft , seine Phantasie genährt , seine Denkungsart verfeinert , seine Lebensart verbessert ; er empfing am Innern und Außen , an Körper , Herz und Geist Verschönerungen. Seine Kaiser nahmen Antheil an der Literatur anderer Völker und floßten ihren Rittern durch ihr Beispiel gleichen Eifer ein , sich mit dem bekannt zu ma-

chen, was andre Nationen Schönes hatten; besonders hastete das Beispiel Friederichs des Ersten und des Zweyten. Jener sprach in mehreren neuen Sprachen, und versuchte selbst im Provenzalischen zu reimen; dieser gab sich und seinen Zeitgenossen gar einen gelehrten Strich; er legte eine Büchersammlung an, und schmückte sie mit allerley literarischen Beuten aus dem Orient, und gab seinem Adel und den höhern Schulen seines Reiches Araber und Griechen in Übersetzungen in die Hand. Der deutsche Adel folgte ihrem Beispiel mehr und weniger; manche erwarben sich, so gut es damals möglich war, Bekanntschaft mit der klassischen Literatur der Römer; Andre wanderten nach Padua, Paris und Salamanca des Studirens wegen; Andre lasen wenigstens die Dichterwerke ihrer Nachbarn, der Provenzalen und Franzosen.

Während dieser Änderung der Dinge fuhr man in Deutschland immer fort zu reimen; nun drückte sich die neue Welt, die sich gebildet hatte, in die deutschen Lieder ab. Besonders wirkte Frankreich, das man als das allgemeine Muster in den Sachen der Chevalerie betrachtete, auf die deutschen Ritter; seine südlichen Provinzen durch ihre Lehnserbindung mit dem deutschen Reiche, und seine nördlichen durch die Kreuz- und Ritterzüge, auf welchen deutsche und französische Ritter fünfzig in Gemeinschaft mit einander lebten. Und auf welchen Theil von Deutschland musste dieses Muster stärker wirken, als auf Alemannien in seiner Nachbarschaft? Seine Ritter strengten sich, wie es scheint, am meisten an, den Provenzalischen und Französischen in keinem Stücke nachzustehen; der ganze

deutsche Adel ward zuerst in Alemannien, und darauf, nach seinem Muster, in den übrigen Provinzen Deutschlands, hier mehr, dort weniger, poetisch. Durch das viele Reimen ward die schwäbische Mundart immer reicher, geschmeidiger, malerischer und harmonischer; sie kam in einen schönen Einklang mit den erwachten zarteren Gefühlen, sie ward eine milde und sonore Hof- und Dichtersprache. Mit den Poesien gieng sie in die meisten Gegenden von Deutschland über, und gelangte zu dem Vorzuge einer allgemeinen Schrift- und Büchersprache; sie setzte manche ihrer Eigenthümlichkeiten in den übrigen Dialekten Deutschlands ab, und nahm dagegen wieder manches Eigenthümliche aus jenen, oft nicht zum Vortheile ihrer Milde, an; doch wurden alle deutschen Dialekte dabei reicher.

Der Ruhm der deutschen Rittergedichte sieng mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts an, und dauerte etwas über hundert Jahre, bis gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, ohngefähr vom Jahre 1170 bis 1300. An der Spize der Vorhandenen steht Friedrich von Veldeck, der um das Jahr 1170 sang. Häufig hielt man an den ersten Fürstenhöfen poetische Turniere, wo von noch eine Probe an dem Kriege auf Wartburg vom Jahre 1207 übrig ist. Die Dichter reiseten auf Gesang an die ersten Höfe. Am blühendsten war die deutsche Ritterpoesie unter Friedrich dem Zweyten. Die Sprache hatte durch lange Übung hervorstechende Vollkommenheit, Deutschland durch den fortgesetzten laugen Umgang mit dem Orient und den übrigen Reichen von Europa einen

Reichthum von Begriffen, die Dichter hatten durch den deutschen Kaiser, durch seine Liebe zum Gesang und zu allen Arten von Kenntnissen und Wissenschaften, große Ermunterung erlangt. Es war aber auch der letzte Trieb einer zarten, ihrem Ende nahen Pflanze.

In so fern Schwaben, oder Alemannien, den Ton in der deutschen Ritterdichtkunst angab und ihr die zärtteste Mundart lieh, könnte man die deutschen Sänger schwäbische Dichter nennen, wie man in neuern Zeiten vorgeschlagen hat. Nur umschloße dieser Name weder das ganze poetische Ritterchor, noch den ganzen Zeitraum ihrer Dauer. Es sangen ja die Dichter in allen Gegenden von Deutschland, in Thüringen und Österreich, in Meissen, Böhmen, Schlesien und Brandenburg, in Brabant und am Rhein. Die Ritterdichtkunst dauerte auch in Deutschland länger, als das schwäbische Haus den deutschen Thron besaß: denn nach dem Jahre 1254 stand sie wenigstens noch 50 Jahre in der Blüthe. Gewöhnlicher und älter ist der Name Minnesänger, der aber wieder einen andern Fehler hat, daß er die Dichter bloß von der einen Gattung, dem Liebesgesange, bezeichnet, da doch ihre poetischen Versuche weiter giengen.

Schon in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts waren alle Dichterfreunde aus dem schwäbischen, thüringischen und österreichischen Hause weggestorben, und ihre Stelle blieb der Dichtkunst unersezt. Das Ritterinstitut verlor in Deutschland viel von seiner alten Würde, seitdem die Pracht des Hofs der Hohenstaufen und der Aufwand bei so manchem Kreuz- und Ritterzuge die Wohl-

habenheit des deutschen Adels tief herabgebracht, und die darauf erfolgte Armut eines Theils, und andern Theils das Alles zerrüttende Interregnum nach dem Abgange jenes Kaiserhauses, in dem Adel allen edlen Sinn erstickt, und ihn in einen Rauf- und Räuberstand verwandelt hatte. Die Kriege Östreichs mit der Schweiz waren insonderheit für den an edlern Häusern sonst so reichen Strich am Bodensee und am obern Rheine zerstörend, und richteten viele von dort blühenden Familien zu Grunde. Nach Friedrich dem Zweyten hatten alle Kreuz- und Ritterzüge nach dem Orient, und mit Rudolph von Habsburg selbst die Römerzüge aufgehört; der unruhige Adel, dem es an Gelegenheit fehlte, sich unter Fremden zu versuchen, fehrte nun die Waffen häufiger gegen sich, und befchdete, um seiner Armut nachzuhelfen, die reichen Städte seines Vaterlandes. In sich selbst zurückgezogen und entfernt von dem Umgange mit den besser gebildeten und feinern Nationen von Europa, verwilderte er nun auf's Neue. Er verlor die edle Wissbegierde, und unterließ seinen Geist zu schmücken; er ward wieder roher, unwissender und in Sitten größer. Die deutsche Sprache ward immer matter, und zur Dichtkunst ungeschickter. Schon während der Blüthe des deutschen Rittergesanges waren viele fremde Wörter aus dem Lateinischen, Provenzalischen und Französischen aufgenommen worden; die Sprachmischerey ward immer ärger, und am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts finden sich schon halb lateinische und deutsche Verse. Überdies ward die deutsche Sprache nicht mehr für rohe Poesie allein gepflegt; der Philosoph

modelte an ihr zum Dienste für seine Spekulation ; der Rechtsgelehrte für Statuten und rechtliche Erkenntniß ; der Mystiker zum Ausdrucke seiner Empfindungen. Ein so vielseitiger Gebrauch der deutschen Sprache kündigte derselben eine schöne Zukunft, Reichthum, philosophische Bestimmtheit, und eine aller Formen fähige Gewandtheit an ; aber in der Zwischenzeit, bis sie ihre Sinnlichkeit in Geistigkeit, ihre Unbestimmtheit in Bestimmtheit, ihren poetischen Schwung in den gleichen und geraden Gang der Prosa verwandelt hatte, mußte sie ein ungeschlachter Targon seyn, der zu keinem Zwecke, weder für die Poesie noch Prosa , zu gebrauchen war.

Eichhorn.

97.

### Beruf des Dichters.

Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte , die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nöthig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bande beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns herstellt. Dazu würde aber erforderlich, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll ; daß sie sich alle Vorzüge und Erweckungen desselben zu eigen mache. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit

aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit der Zeit müßte sie, geläutert und verfeinert, in ihrem Spiegel sammeln, und mit idealisirender Kunst, aus dem Jahrhunderte selbst, ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzt voraus, daß sie selbst in keine andere, als reife gebildete Hände fiele. So lange dies nicht ist, so lange zwischen dem sittlich ausgebildeten, vorurtheilsfreyen Kopf und dem Dichter ein anderer Unterschied statt findet, als daß Letzterer zu den Vorzügen des Ersteren das Talent der Dichtung als Zugabe besitzt, so lange dürfte die Dichtkunst ihren veredelten Einfluß auf das Jahrhundert verfehlten, und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreisen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verschœuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm ein theurer Begleiter durch das Leben seyn soll, daß er im Intellektuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug Empfindungen mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth seyn,

vor Zeit und Nachwelt aufgestellt zu werden. Diese seine Individualität so viel als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinauf zu läutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen kann die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth eines Gedichtes kann kein anderer seyn, als daß es der reine, vollendete Ausdruck einer interessanten Gemüthsanlage, eines interessanten, vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Ausserung kenntlich seyn, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Ästhetischen gilt eben das, was vom Sittlichen gilt. Wie es hier der vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann; so ist es dort nur der reichste, der vollkommene Geist, vor dem das Reife, das Vollkommene ausfließt! Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerke verleihn, was dem Schöpfer desselben gebracht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen. Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Treffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung seyn, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigstens von fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehrere Gegenstände zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln,

einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, und das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er, auf diese Art, im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere, allgemeine Ideal ausgebildet hat; desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern.

Schiller.

98.

### Shakespear.

Es ist über Shakespear schon so viel gesagt, daß es scheinen möchte, als wäre nichts mehr zu sagen übrig, und doch ist dieß die Eigenschaft des Geistes, daß er den Geist ewig anregt. Dieß Mal will ich Shakespear von mehr als einer Seite betrachten, und zwar erstlich als Dichter überhaupt, sodann verglichen mit den Alten und den Neusten, und zuletzt als eigentlichen Theater-Dichter. Ich werde zu entwickeln suchen, was die Nachahmung seiner Art auf uns gewirkt, und was sie überhaupt wirken kann. Ich werde meine Beifürzung zu dem, was schon gesagt ist, dadurch geben, daß ich es allenfalls wiederhole, meine Abstimmung aber kurz und positiv ausdrücken, ohne mich in Streit und Widerspruch zu verwickeln. Hier sey also von jenem ersten Punkt zuvorderst die Rede.

Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das

Bewußtseyn eigner Gesinnungen und Gedanken, das Erkennen seiner selbst, welches ihm die Einleitung gibt, auch fremde Gemüthsarten innig zu erkennen. Nun gibt es Menschen, die mit einer natürlichen Anlage hiezu geboren sind, und solche durch Erfahrung zu praktischen Zwecken ausbilden. Hieraus entsteht die Fähigkeit, der Welt und den Geschäften, im höheren Sinn, etwas abzugewinnen. Mit jener Anlage nun wird auch der Dichter geboren, nur daß er sie nicht zu unmittelbaren, irdischen Zwecken, sondern zu einem höhern geistigen, allgemeinen Zweck ausbildet. Nennen wir nun Shakespear einen der größten Dichter, so gestehen wir zugleich, daß nicht leichtemand die Welt so gewahrte, wie er, daß nicht leichtemand, der sein inneres Anschauen aussprach, den Leser in höhern Grade mit in das Bewußtseyn der Welt versetzt. Sie wird für uns völlig durchsichtig; wir finden uns auf ein Mal als Vertraute der Tugend und des Lasters, der Größe, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und dieses Alles, ja noch mehr, durch die einfachsten Mittel. Fragen wir aber nach diesen Mitteln, so scheint es, als arbeite er für unsre Augen; aber wir sind getäuscht. Shakespear's Werke sind nicht für die Augen des Leibes. Ich will mich zu erklären suchen.

Das Auge mag wohl der klarste Sinn genannt werden, durch den die leichteste Überlieferung möglich ist. Aber der innere Sinn ist noch klarer, und zu ihm gelangt die höchste und schnellste Überlieferung durchs Wort: denn dieses ist eigentlich fruchtbringend, wenn das, was wir durchs Auge auffassen, an und für sich fremd und keines-

wegs so tiefwirkend vor uns steht. Shakespear nun spricht durchaus an unsern innern Sinn; durch diesen belebt sich zugleich die Bildewelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen; denn hier liegt eben der Grund von jener Täuschung, als begebe sich Alles vor unsern Augen. Betrachtet man aber die Shakespear'schen Stücke genau, so enthalten sie viel weniger sinnliche That, als geistiges Wort. Er lässt geschehen, was sich leicht imaginiren lässt, ja was besser imaginirt als geschen wird. Hamlets Geist, Macbeths Hexen, manche Grausamkeiten erhalten ihren Werth durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwischenscenen sind bloß auf sie berechnet. Alle solche Dinge gehen bei'm Lesen leicht und gehörig an uns vorbei, da sie bei der Vorstellung lasten und stören, ja widerlich erscheinen.

Durchs lebendige Wort wirkt Shakespear, und dies lässt sich bei'm Vorlesen am Besten überliefern; der Hörer wird nicht zerstreut, weder durch schickliche noch unschickliche Darstellung. Es gibt keinen höhern Genuss und keinen reinern; als sich mit geschlossnen Augen, durch eine natürlich richtige Stimme, ein Shakespear'sches Stück nicht deklamiren, sondern recitiren zu lassen. Man folgt dem schlichten Faden, an dem er die Ereignisse abspinnt. Nach der Bezeichnung der Charaktere bilden wir uns zwar gewisse Gestalten, aber eigentlich sollen wir durch eine Folge von Worten und Reden erfahren, was im Innern vorgeht, und hier scheinen alle Mitspielenden sich verabredet zu haben, uns über nichts im Dunkeln, im Zweifel zu lassen.

Dazu conspiriren Helden und Kriegsknechte, Herren und Sklaven, Könige und Boten, ja die untergeordneten Figuren wirken hier oft thätiger, als die Hauptgestalten. Alles, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte fäuselt, was in Momenten ungeheuerer Ereignisse sich in dem Herzen der Menschen verbirgt, wird ausgesprochen; was ein Gemüth ängstlich verschließt und versteckt, wird hier frey und flüssig an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens und wissen nicht wie.

Shakespear gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt wie jener; beiden ist nichts verborgen; aber wenn des Weltgeists Geschäft ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der That zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimniß zu verschwätzen, und uns vor, oder doch gewiß in der That zu Vertrauten zu machen. Der lasterhafte Mächtige, der wohldenkende Beschränkte, der leidenschaftlich Hingerissene, der ruhig Betrachtende, Alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrscheinlichkeit; Jedermann ist redsam und redselig. Genug, das Geheimniß muß heraus und sollten es die Steine verkünden. Selbst das Unbelebte drängt sich hinzu, alles Untergeordnete spricht mit, die Elemente, Himmel-, Erd- und Meer-Phänomene, Donner und Blitz, wilde Thiere erheben ihre Stimme, oft scheinbar als Gleichniß, aber ein wie das andre Mal mithandelnd.

Aber auch die civilisirte Welt muß ihre Schäze hergeben; Künste und Wissenschaften, Handwerke und Gewerbe, Alles reicht seine Gaben dar. Shakespear's Dichtungen

find ein großer belebter Jahrmarkt, und diesen Reichthum hat er seinem Vaterlande zu danken.

Überall ist England, das meerumflossene, von Nebel und Wölken umzogene, nach allen Weltgegenden thätige. Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit, und stellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit uns dar, ja er würde nicht so sehr auf uns wirken, wenn er sich nicht seiner lebendigen Zeit gleich gestellt hätte. Niemand hat das materielle Kostüm mehr verachtet, als er; er kennt recht gut das innere Menschen-Kostüm, und hier gleichen sich Alle. Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht; es sind lauter eingefleischte Engländer, aber freylich Menschen sind es, Menschen von Grund aus, und denen passt wohl auch die römische Zoga. Hat man sich ein Mal hierauf eingerichtet, so findet man seine Anachronismen höchst liebenswürdig, und gerade, daß er gegen das äußere Kostüm verstößt, das ist es, was seine Werke so lebendig macht.

Und so sey es genug an diesen wenigen Worten, wodurch Shakespear's Verdienst keineswegs erschöpft ist. Seine Freunde und Verehrer werden noch Manches hizuzusehen haben. Doch stehe noch eine Bemerkung hier: schwerlich wird man einen Dichter finden, dessen einzelnen Werken jedes Mal ein anderer Begriff zu Grunde liegt, und im Ganzen wirksam ist, wie an den seinigen sich nachweisen läßt.

So geht durch den ganzen Coriolan der Ärger durch, daß die Volksmasse den Vorzug der Bessern nicht anerkennen will. Im Cäsar bezieht sich Alles auf den Begriff,

dass die Bessern den obersten Platz nicht wollen eingenommen sehn, weil sie irrig wâhnen, in Gesammtheit wirken zu können. Antonius und Cleopatra spricht mit taufend Zungen, dass Genuß und That unverträglich seyn. Und so würde man bei weiterer Untersuchung ihn noch öfter zu bewundern haben.

Das Interesse, welches Shakespear's großen Geist belebt, liegt innerhalb der Welt: denn wenn auch Wahrsagung und Wahnsinn, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Gespenster, Unholde und Zauberer ein magisches Element bilden, das zur rechten Zeit seine Dichtungen durchschwebt; so sind doch jene Druggestalten keineswegs Haupt-Ingredienzien seiner Werke, sondern die Wahrheit und Züchtigkeit seines Lebens ist die große Base, worauf sie ruhen; deshalb uns Alles, was sich von ihm herschreibt, so ächt und fernhaft erscheint. Man hat daher schon eingesehen, dass er nicht sowohl zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die romantische genannt hat, sondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da sein Werth eigentlich auf der Gegenwart ruht, und er kaum von der zartesten Seite, ja nur mit der äußersten Spize an die Sehnsucht gränzt.

Desföhngedacht aber ist er, näher betrachtet, ein entschieden moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheure Kraft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welche hier ganz zu beseitigen ist, sondern dem innersten tiefsten Sinne nach.

Zuförderst aber verwahre ich mich und sage: dass keineswegs meine Absicht seyn, nachfolgende Terminologie als

erschöpfend und abschließend zu gebrauchen; vielmehr soll es nur ein Versuch seyn, zu andern, uns schon bekannten Gegensätzen, nicht sowohl einen neuen hinzuzufügen, als, daß er schon in jenen enthalten sey, anzudeuten. Diese Gegensätze sind:

Antik,	Modern.
Naiv,	Sentimental.
Heidnisch,	Christlich.
Heldenhaft,	Romantisch.
Real,	Ideal.
Nothwendigkeit,	Freyheit.
Sollen,	Wollen.

Die größten Qualen, so wie die meisten, welchen der Mensch ausgesetzt seyn kann, entspringen aus den einem Seden inwohnenden Missverhältnissen zwischen Sollen und Wollen, sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen, und diese sind es, die ihn auf seinem Lebensgange so oft in Verlegenheit setzen. Die geringste Verlegenheit, die aus einem leichten Irrthum, der unerwartet und schadlos gelöst werden kann, entspringt, gibt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchste Verlegenheit hingegen, unauflöslich oder unaufgelöst, bringt uns die tragischen Momente dar.

Vorherrschend in den alten Dichtungen ist das Unverhältniß zwischen Sollen und Vollbringen, in den neuern zwischen Wollen und Vollbringen. Man nehme diesen durchgreifenden Unterschied unter die übrigen Gegensätze einstweilen auf, und versuche, ob sich damit etwas leisten lasse. Vorherrschend, sagte ich, sind in beiden Epochen bald

diese, bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menschen nicht radical getrennt werden kann, so müssen überall beide Ansichten zugleich, wenn schon die eine vorwaltend und die andre untergeordnet, gefunden werden. Das Sollen wird dem Menschen auferlegt, das Muß ist eine harte Muß; das Wollen legt der Mensch sich selbst auf, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen ist lästig, Unvermögen des Vollbringens fürchterlich, ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem festen Willen kann man sich sogar über das Unvermögen des Vollbringens getrostet sehen. Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenspiele; auch diese bestehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schicksals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fähigkeit des Spielers, wirkt ihm entgegen. In diesem Sinn möchte ich das Whistspiel antik nennen. Die Form dieses Spiels beschränkt den Zufall, ja das Wollen selbst. Ich muß, bei gegebenen Mit- und Gegenspielern, mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können; beim Lhombre und ähnlichen Spielen findet das Gegentheil statt. Hier sind meinem Wollen und Wagen gar viele Thüren gelassen; ich kann die Karten, die mir zufallen, verläugnen, in verschiedenem Sinne gelten lassen, halb oder ganz verwischen, vom Glück Hülfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den schlechtesten Blättern den größten Vortheil ziehen, und so gleichen

diese Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegen wirkendes Wollen nur geschärft und beschleunigt wird. Hier ist der Sitz alles Furchtbaren der Drakel, die Region, in welcher Oedipus über Alle trohnt. Zarter erscheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone, und in wie viele Formen verwandelt tritt es nicht auf. Aller alles Sollen ist despottisch. Es gehöre der Vernunft an: wie das Sitten- und Stadtgesetz; oder der Natur: wie die Gesetze des Werdens, Wachsns und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem diesem schaudern wir, ohne zu bedenken, daß das Wohl des Ganzen dadurch bezielt sey. Das Wollen hingegen ist frey, scheint frey und begünstigt den Einzelnen. Daher ist das Wollen schmeichlerisch, und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennen lernten. Es ist der Gott der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchlen wir uns vor dem Entgegengesetzten, und hier liegt der Grund, warum unsre Kunst, so wie unsre Sinnesart, von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, in dem man das angeheure Sollen durch ein Wollen auflöste; aber eben weil dieses unsrer Schwachheit zu Hülfe kommt, so fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröstet werden.

Wende ich mich nun, nach diesen Ver betrachtungen, zu Shakespear, so muß der Wunsch entspringen, daß meine

Leser selbst Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakespear einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überschwengliche Weise verbindet. Wollen und Sollen suchen sich durchaus in seinen Stücken ins Gleichgewicht zu setzen; beide bekämpfen sich mit Gewalt, doch immer so, daß das Wollen im Nachtheile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher, als er, die erste große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt. Die Person, von der Seite des Charakters betrachtet, soll; sie ist beschränkt, zu einem Besondern bestimmt; als Mensch aber will sie. Sie ist unbegrenzt, und fordert das Allgemeine. Hier entspringt schon ein innerer Conflict, und diesen läßt Shakespear vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu, und der erhitzt sich öfters dadurch, daß ein unzugängliches Wollen durch Veranlassungen zum unerlässlichen Sollen erhöht wird. Diese Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewiesen; sie wiederholt sich aber bei Shakespear; denn wie Hamlet durch den Geist, so kommt Macbeth durch Hexen, Hekate, und die Über-Hexe, sein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der sie nicht gewachsen sind; ja sogar im Coriolan läßt sich das Ähnliche finden; genug, ein Wollen, das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht, ist modern. Daz es aber Shakespear nicht von innen entspringen, sondern durch äußere Veranlassung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen, und nähert sich dem Antiken. Denn alle Helden des dichterischen Alterthums

wollen nur das , was Menschen möglich ist , und daher entspringt das schöne Gleichgewicht zwischen Wollen , Sollen und Vollbringen , doch steht ihr Sollen immer zu schroff da , als daß es uns , wenn wir es auch bewundern , anmuten könnte. Eine Nothwendigkeit , die , mehr oder weniger , oder völlig , alle Freyheit ausschließt , verträgt sich nicht mehr mit unsern Gesinnungen ; diesem hat jedoch Shakespear auf seinem Wege sich genähert : denn indem er das Nothwendige sittlich macht , so verknüpft er die alte und neue Welt zu unserm freudigen Erstaunen. Ließe sich etwas von ihm lernen , so wäre hier der Punkt , den wir in seiner Schule studieren müßten. Anstatt unsre Romantik , die nicht zu schelten noch zu verwerfen seyn mag , über die Gebühr ausschließlich zu erheben und ihr einseitig nachzuhängen , wodurch ihre starke , derbe , tüchtige Seite verkannt und verderbt wird , sollten wir suchen , jenen großen unvereinbar-scheinenden Gegensatz um so mehr in uns zu vereinigen , als ein großer und einziger Meister , den wir so höchstlich schätzen , und oft , ohne zu wissen , warum , über Alles präconisiren , das Wunder wirklich schon geleistet hat. Freylich hatte er den Vortheil , daß er zur rechten Urnezeit kam , daß er in einem lebensreichen Lande wirken durfte , wo der verfolgende Wahns eine Zeitlang schwieg , so , daß einem wahren Naturfrommen , wie Shakespear , die Freyheit blieb , sein reines Innere , ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion , religiös zu entwickeln.

99.

## Dichten und Darstellen.

Ich nehme hier das Wort Dichten nicht in seinem ganzen Umfange , in welchem es Gedichte machen heißt und das Darstellen mit in sich fasst. Ich bezeichne nur mit diesem Worte den Zustand des Dichters ,

wenn schon die Seelen werdender Lieder ihm  
das Haupt umschweben , eh' das nachahmende  
Gewand der Sprache sie umfasset.

Dichten ist süßer als Darstellen. Groß und hehr umschweben den Dichtenden strahlende Göttererscheinungen ; sobald er darstellt , strahlen sie nicht mehr ; sie schwelen nicht mehr , aber sie wandeln , leicht als schwelten sie , in dem schimmernden Gewande , in welches der Dichter sie kleidet.

Gleich den unsterblichen Göttern , welche sich zu Sterblichen herunterliessen , bald als Pilger moosige Hütten besuchten und nicht verschmähten ein ländliches Mahl , das frohe Einfalt , des hohen Glücks unbewußt , aber werth , ihnen vorsezte ; bald , lächelnd und reizvoll , mit halbverhüllter Gottheit , ihren Günstlingen erschienen ; bald , Heere zu entflammen , oder zu vertilgen , in die Vorderreihen der Schlacht sich mischten , Sieg in der Rechten bringend und Tod : so mannichfaltig sind auch die Göttererscheinungen der Begeisterten.

Aber , warum kleidet sie der Dichter , wenn auch die schönsten Gewande höhere Schönheiten verbergen ? Sein

Geist muß sinken, so oft die Bekleideten sich senken; warum schwebt er nicht lieber mit den ätherischen Erscheinungen in der höheren Luft umher? Das thut er oft. Dann scheint er sich ganz Geist, in Gesellschaft von Geistern, seinen Brüdern, zu seyn. Weil er aber nicht ganz Geist ist, so entsinkt er der Höhe, auf welche ihn seine Phantasie gebracht hatte; nun fühlt er, der eben noch in Göttergesellschaft war, sich verlassen, wenn er nicht die Erscheinungen mit sich hinab ziehen kann; und das kann er nur, wenn er ihnen Feyergewande reicht, wenn er darstellt. Nun sieht er sie minder strahlend, aber er wird auch weniger geblendet. Er sieht sie auf der Erde wandeln, nicht mehr, als Fremdling, in ihrem Element, sondern als Freund, durch das Gastrecht mit ihnen verbunden, in dem seinigen.

Zwar umschweben ihn vorher in strahlenden Reigen die Erscheinungen; aber wie oft ward, durch das Sinken des Sterblichen, die Ordnung des Reigens seinen Augen unterbrochen! Sobald er darstellt, tanzen die Erscheinungen vor ihm in heller Ordnung, und tanzen nach seiner Leyre.

Es sind der Göttererscheinungen viel, höherer und niederer Ordnung. Es sind der Dichtenden viel; nach verschiedenem Maafze werden sie begünstigt von den Unsterblichen. Auch sind die Feyergewande mehr oder minder strahlend, mehr oder minder melodisch ist die Musik des Tanzes.

Wann Orpheus am Ufer des Hebrus stand, so sah er bald hier das lächelnde Haupt einer schwimmenden Nymphe, bald dort eine glänzende Schulter. Wann er seine Leyre tönen ließ, entfliegen sie, mit andern, die er nicht

gesehen hatte, den Flüthen und lauschten in manichfältigen Stellungen am Ufer des stillen wallenden Stromes.

Der alte, blinde Ossian hörte rauschend die Schatten seiner Väter, sahe mit den Augen seines Geistes Fingaln schweben, den Großen, Romala, die edle und die sanfte Moina. Sterne durchschimmerten ihren geistigen Leib. Nun rief er seine Malvina, spielte ihr vor und sang; sie sang ihm nach. Bald umschwirbten ihn schaarenweise die Seelen der Todten und mit dem Gefolge großer Thaten tönten sie in seinen Gesang.

Wann das Herz ihm recht voll ist, wird es dem Dichtenden oft zum Bedürfniß, die Erscheinungen seines Geistes darzustellen; und wehe ihm, wenn er, ohne gedrungen und überwältigt zu seyn, sie darstellt! Aber in diesem Augenblicke des Dranges der Liebe und der Kraft, fühlen sie Gegenliebe für ihn, eilen entgegen der Darstellung und umdrängen zahllos den Begeisterten.

Gleichwohl entwischen die Feinsten ihm manches mal so schnell, als sie ihm erschienen. Mit Sehnsucht streckt er die Hände nach ihnen aus, wie Achilleus nach dem verschwindenden Schatten seines Patroklos.

— — Er streckte nach ihm verlangende Händ' aus,  
ach umsonst; es sank die Seele zischend hinunter  
wie ein Rauch.

Aber wenn der Dichter sie mit den Augen der Liebe recht angesehen hat, so erscheinen sie ihm wieder in heiliger Stunde, so lächelnd, so ganz sich ihm zeigend, daß ihm der Schmerz vergangner Sehnsucht mehr als ersezt wird.

Süßer als Darstellen ist Dichten; aber Darstellen ist auch sehr süß. Zwar Lessings Maler hat recht: es wäre Raphael ein großer Maler gewesen; auch wenn er ohne Hände wäre zur Welt gekommen. Aber seine Hände geben nicht nur andern, sie geben auch ihm selber das Pfand seiner Größe. Die Darstellung gibt dem Dichter das Pfand seiner Größe, zeigt ihm, daß er das vermag, was andern unmöglich ist.

Durch die Darstellung wirkt er auf die Menschen um sich her, und auf die Nachwelt.

Er, der Dichtende, senkt sich zur Darstellung herab, um andre Menschen zu heben. Gleich dem Adler wird er sichtbar, wann er sich senkt. Oder, soll ich ihn mit dem Kometen vergleichen, der, aus höhern Himmeln kommend, von uns bewundert wird, wann er der Erde sich nahet.

Die Darstellung macht den Dichter mit den Erscheinungen seines Geistes vertrauter. Wenn sie sich oft zu ihm herabgelassen haben, so heben sie ihn auch öfter und auf längere Zeit zu sich hinauf.

Daraus entsteht die Vertraulichkeit des Dichters mit diesen Töchtern des Himmels. Und da sie, gleich den Töchtern der Erde, schöne Gewande lieben, so sind sie dankbar dem Dichter, der ihnen schöne Gewande beut. Aus reichem, feinen, durchsichtigen Purpur sind die Gedichte der Griechen gewebt; und, wohl uns! Deutschlands Sprache hat des reichen, feinen, durchsichtigen Purpurs auch. In solchen Gewanden einer edlen Darstellung sind die Töchter des Himmels göttlich schön. Vorher erschienen sie nur dem Dichter, herrlich, wie die Mittagssonne, hoch und flam-

mend, wie sie, aber auch, wie sie, im Glanzmeer eigner Strahlen den Sterblichen blendend; in Gewande gekleidet, zeigen sie sich vielen Erdesöhnen, schön in gemilderten Strahlen, wie die Abendsonne, wann sie, von goldenen Wolken umgeben, den rosigen Himmel hinabgleitet in die Wogen des Meers und unsre Herzen mit dem süßesten Wonnegefühl erfüllt.

Es gibt einige Dichter, welche mit hohen Empfindungen nicht schön genug darstellen. Das minder schöne Gewand schließt sich nicht an die Töchter des Himmels an. Dadurch wird der Reiz ihrer Bildung verborgen. Sie sind auch nicht guter Laune. Wer sie kennt, sieht's ihnen an.

Und im Tanz nach der Leyre des Dichters, welche nicht vollbesaitet ist, sind sie auch nicht guter Laune; ist sie aber vollends nicht rein gestimmt, so zeigen sie Unwillen.

Es gibt Dichter, welchen nicht die Töchter des Himmels erscheinen, sondern Gestalten einer niedern Sphäre. Diese sind minder schön, oft gar häflich; nicht edel, gleichen oft der Chimäre aus der Fabel. Die Töchter des Himmels aber gleichen im Gewande, welches ein Dichter, den sie lieben, ihnen schenkt, der Göttinn, von welcher Virgil sagt:

«Venus wandte sich mit schimmerndem Liliennacken, ihrem ambrosischen Haar' entdusteten göttliche Rüche, tief floß ihr Gewand bis zu den Füßen hinunter, und es offenbarte der Gang die unsterbliche Göttinn.

Virg. An.»

Dichter der einen Art würde ich mit Beschwörern vergleichen, welche aus ihren geheimen Tiesen die abentheuer-

lichsten Erscheinungen hervorrufen. Dichter, welchen die Töchter des Himmels erscheinen, vergleiche ich mit glücklichen Sterblichen, zu welchen sich Göttinnen herunterließen und sie begünstigten. Und wer wäre nicht lieber Endymion als Faust?

F. L. Gr. zu Stolberg.

100.

Literarische Wichtigkeit des Mittelalters.

Man schildert und denkt sich das Mittelalter oft wie eine Lücke in der Geschichte des menschlichen Geistes, wie einen leeren Raum zwischen der Bildung des Alterthums, und der Aufklärung der neuern Zeiten. Man läßt Kunst und Wissenschaft auf der einen Seite völlig untergehen, um sie dann nach einer langen tausendjährigen Nacht desto herrlicher mit einem Male wie aus Nichts empor steigen zu lassen. Dieses ist aber in einer zweyfachen Rücksicht falsch, einseitig, und nicht richtig. Das Wesentliche von der Bildung und den Kenntnissen des Alterthums ist nie ganz untergegangen, und vieles von dem Besten und Edelsten, was die neuern Zeiten hervorgebracht haben, ist im Mittelalter und aus dem Geiste desselben entsprungen. Man könnte überhaupt den Zweifel aufwerfen, ob die Zeiten, welche literarisch die reichsten, darum auch immer moralisch die besten und größten, politisch die glücklichsten sind. Wenn wir schon an den Gedanken gewöhnt sind, daß die eigentliche glückliche Zeit der Römergröze der ihrer späteren literarischen Ausbildung voran-

gieng, so sollte man ähnliche Betrachtungen auch bei der Geschichte des neuern Europa nicht ganz vergessen. Wenn man auf diese allgemeinen und höhern Ideen von Werth und der Würdigung der Zeitalter und Nationen aber auch keine Rücksicht nimmt, und bloß auf Geistesbildung und Literatur selbst den Blick beschränkt, so muß auch dafür ein ganz anderer Standpunkt gewählt werden, als der in jener gewöhnlichen Herabsetzung des Mittelalters herrschende.

Betrachten wir die Literatur als den Inbegriff der ausgezeichnetsten und eigenthümlichsten Hervorbringungen, worin der Geist eines Zeitalters, der Charakter einer Nation sich ausspricht; so ist eine kunstreich ausgebildete Literatur gewiß eine der größten Vorzüge, den eine Nation erreichen kann. Wenn man aber von allen Seiten ohne Unterschied, eine und dieselbe Art von literarischer Ausbildung verlangt, und wo man diese nicht findet, gleich alles verwirft, so ist dies nicht nur einseitig, sondern auch falsch und gegen den Gang der Natur. Überall im Einzelnen wie im Ganzen, im Kleinen wie im Großen, muß die Fülle der Erfindung der ausgebildeten Kunst, die Sage der Geschichte, die Poesie der Kritik vorangehen. Hat die Literatur einer Nation keine solche poetische Vorzeit vor der Periode ihrer mehr geregelten und kunstreichen Entwicklung, so wird sie niemals zu einem nationalen Gehalt und Charakter gelangen, noch einen eigenthümlichen Lebensgeist athmen. Eine solche poetisch=reiche, aber nichts weniger als eigentlich literarisch oder wissenschaftlich gebildete Vorzeit hatte die Geistesbildung der Griechen in

dem langen Zeitraum von den trojanischen Abentheuern bis auf Solon und Perikles, und diesem Umstände verdankt sie hauptsächlich ihre hohe Vortrefflichkeit, ihre Eigenthümlichkeit und ihren Reichthum. Eine solche poetische Vorzeit für das neuere Europa ist das Mittelalter, dem man eine schöpferische Fülle der Phantasie gewiß nicht absprechen darf. Das stille langsame Wachsthum muß der Blüthe, die Blüthe der reifen Frucht vorhergehen. So wie nun die Jugend auch für den Einzelnen als Blüthezeit des Lebens erscheint, so gibt es ähnliche Memente plötzlicher Entfaltung auch für ganze Nationen in der Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Hervorbringungen. Einem solchen allgemeinen Frühlinge der Poesie bei allen Nationen des Abendlandes ist das Zeitalter der Kreuzzüge, der Rittersitten, Rittergedichte und Minnelieder zu vergleichen.

Die Literatur hat aber noch eine andere Seite als diese poetische, bei der man vorzüglich auf die Erfindung, auf Gefühl und Einbildungskraft sieht. Sie kann noch betrachtet werden als das Organ der Überlieferung, wodurch die Kenntnisse der Vorwelt auf die Nachwelt gebracht, und nicht nur erhalten, sondern durch die natürlichen Fortschritte der Zeiten, erweitert und vervollkommen werden. Jener poetische Theil der Literatur ist derjenige, welcher sich in den besondern Landessprachen des neuern Europa entwickelt hat; der andere auf die Erhaltung der überlieferten Kenntnisse gerichtete, bildet die lateinische, allen Nationen des Abendlandes gemeinsame Literatur des Mittelalters. Auch in dieser Hinsicht ist der Gang der Sache,

wenn man ihn genau betrachtet , wenn man in die Geschichte und in den Geist des Mittelalters eingeht , ein ganz anderer gewesen , als er gewöhnlich dargestellt wird.

Wenn man freilich bloß auf die Poesie und auf die Entwicklung des Nationalgeistes in den Landessprachen sieht , so möchte man wohl wünschen , daß eine solche lateinische Literatur gar nicht vorhanden gewesen , daß die tote Sprache außer Gebrauch gekommen wäre. Geschichte und Philosophie , besonders die letzte , wurden dadurch dem Leben entzogen. Da es hat etwas an und für sich Barbarisches , und unsäglich viele nachtheilige Folgen , wenn Wissenschaft und Gelehrsamkeit , Gesetzgebung und Staatsgeschäfte in einer ausländischen , und vollends in einer abgestorbenen Sprache behandelt werden. Noch nachtheiligeren Folgen hat es für die Dichtkunst gehabt ; viele poetische Denkmale der Deutschen und aller andern Völker des Abendlandes sind untergegangen , weil gutmeinende Übersetzer und seyn wollende Erklärer sie ins Lateinische übertrugen , und in Prosa aufgelöst als fabelhafte Geschichte gaben , was ursprünglich wahre Poesie und Heldensage war. Viele poetische Talente und Werke sind anderer Seits dadurch für die lebendige Wirkung auf Volt und Zeitalter verloren gegangen , daß die Verfasser ihre Dichterkraft an den vergeblichen Versuche verschwendeten , in einer für sie doch schon toten Sprache , was in ihrer Einbildungskraft lebendig vor ihnen stand , andern lebendig vor Augen stellen zu wollen. Davon ließen sich viele Beispiele anführen , von jener guten Klosterfrau , der Roswitha ; die das Lob und die Thaten ihres großen sächsischen

Kaisers in einem lateinischen Gedichte besang, welches, wenn es ein deutsches gewesen wäre, ein schätzbares Denkmal der Sprache, der lebendigen Geschichte, und gewiß auch der Dichtkunst seyn würde, bis zum Petrarka, welcher seinen Dichterruhm nicht sowohl auf die italienischen Liebesgedichte, die ihn unsterblich gemacht haben, zu gründen hoffte, und die er nur als Tändeleyen der Jugend, und eines nicht zu überwindenden Gefühls ansah, als vielmehr auf ein jetzt vergessenes lateinisches Heldengedicht vom Scipio; ja bis auf die vielen wahren Dichter, welche zum Nachtheil ihres Ruhms noch später die lateinische Sprache erwählten, und deren besonders Italien und Deutschland im 15ten und 16ten Jahrhundert so viele hervorhebracht hat.

Man darf aber bei diesen nachtheiligen Folgen, welche der allgemeine Gebrauch der lateinischen Sprache im Mittelalter gehabt hat, nicht vergessen, daß ehe die besonderen Landessprachen sich entwickelt hatten, eine gemeinsame Sprache für alle Völker des Abendlandes nicht bloß zum Kirchengebrauch, für Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Unterricht, sondern selbst für die Staatsgeschäfte ganz unentbehrlich war. Es war dieß das unschätzbare Band, durch welches die neue Welt und das Mittelalter mit der Vorwelt zusammen hieng. Außerdem ward in allen romanisch-redenden Ländern, die lateinische gar nicht als eine fremde, oder ausgestorbene Sprache betrachtet, sondern nur als die alte, regelmäßiger bei den Gelehrten und Bildeten erhaltene, im Gegensatz der entarteten und verwilderten Mundart des Volkes, der sogenannten Vul-

garsprache. Erst im neunten und zehnten Jahrhundert, hörte die lateinische Sprache in diesen Ländern auf eine lebende zu seyn, weil nunmehr die Mundart des Volkes, das in jedem Lande sich eigen gestaltende Romanze, sich so weit von dem Lateinischen entfernt hatte, daß es nicht bloß Abweichungen und Volkdialekte, sondern ganz andere Sprachen waren. Der Übergang ist jedoch so allmählig geschehen, daß der entscheidende Zeitpunkt sich eigentlich nicht ganz genau und scharf bestimmen läßt. Um so natürlicher war die Täuschung, vormöge deren man die lateinische Sprache noch mehrere Jahrhunderte lang, nachdem sie wirklich schon ausgestorben, und eine tote geworden war, für immer noch fortlebend hielt, wie denn auch in der That die Tradition der alt-lateinischen Sprache und Aussprache beim Kirchengebrauch, bei den Gelehrten und Geistlichen und in den Klöstern eigentlich stets fortgehend erhalten, und nur allmählig alterirt, niemals aber ganz und vollkommen mit einem Male unterbrochen worden ist.

Die ganze Überlieferung und Erbschaft aller Kenntnisse und Begriffe der Vorwelt, wird mit Recht als ein Allgemeingut der gesammten Menschheit betrachtet, was allen Zeitaltern und Nationen anvertraut ist, was ihnen heilig seyn soll, und für dessen Erhaltung wir sie gewissermaßen verantwortlich machen und Rechenschaft von ihnen darüber fordern. Das Gefühl, welches jede Unterbrechung und gewaltsame Störung, wodurch dieses Band, das uns an die Vorwelt knüpft, wirklich zerrissen, oder auch nur zerissen zu werden bedroht wird, tadeln, sich dagegen empört, und jede solche Unterbrechung als Barbaren verab-

scheut, ist ein durchaus gerechtes und zu billigendes Gefühl.

Friedr. Schlegel.

101.

Ursprung der hochdeutschen Sprache.

Den Ursprung der hochdeutschen Sprache erkläre ich mir auf folgende Art. Die deutschen Völker, welche ursprünglich vorzüglich das baltische Meer umwohnten, haben, da sie mehr gegen Süden wanderten, dadurch ihre Sprache verändert; z. B. die Gothen, welche vom baltischen bis an das schwarze Meer zogen, und dort ein großes Reich gründeten, mitten unter vielen ganz fremdartigen Nationen lebend, von denen sie sogar einzelne Wörter annahmen, haben eben dadurch eine ganz eigne Mundart und verschiedene Sprache erhalten. Im südlichen Deutschland, besonders in den Alpenländern, hat sich der gewöhnliche klimatische Einfluß gebirgichter Länder auf eine rauhe Aussprache und die harten Gurgeltöne bewährt. Die auf einander folgende gothische und fränkische Herrschaft und Kolonieen haben im südlichen Deutschland eine Verwirrung oder Verschmelzung verschiedener deutscher Mundarten erzeugt, und die romanische Einmischung ist den römischen Kolonieen an der Donau, besonders aber der früheren Verbreitung des Christenthums in diesen Gegenden zuzuschreiben; wie diese Einmischung aus der gleichen Ursache auch längst der nordwestlichen Rheingröße Statt gefunden hat, wo jedoch der nord-deutsche Sachsenstamm im Ganzen

reiner erhalten und die Völker weniger vermischt worden. Durch diese Einflüsse ward die so regelmäßige und schöne gothische Sprache in den rauhen allemannischen Volksdialett umgewandelt ; der aus seiner Verwilderung durch Jahrhundert-langen Umbau hervorgezogen , nachdem das nördliche und südliche Deutschland unter Einem Kaiser vereint ward , auch von der sächsischen Sprache und Mundart immer mehr und mehr annahm , und sich eben dadurch zu der hochdeutschen Rede gestaltete , welche in dem sogenannten schwäbischen Zeitalter der Hohenstaufen zu einer völlig regelmäßigen Ausbildung gelangte , die aber bald von neuem wieder zugleich mit dem Reiche und dem ganzen sittlichen Zustande verwilderte.

Der selbe.

## 102.

### Fabelkreis der Rittergedichte.

Es sind vorzüglich drey Kreise von Fabeln und Geschichten , welche den Rittergedichten des Mittelalters zum Gegenstande dienten. Den ersten bilden die Sagen von den gothischen , den fränkischen und burgundischen Helden aus der Zeit der Völkerwanderung ; sie machen den Inhalt des Nibelungen Liedes aus , und der verschiedenen unter dem Namen des Heldenbuchs bekannten Stücke. Diese heroischen Sagen haben am meisten einen geschichtlichen Grund ; sie ahnen noch ganz den nordischen Geist , sie sind vielfältig auch in den skandinavischen Sprachen besungen und behandelt worden , und schließen sich zunächst an

die heidnische Vorzeit, und an die altdeutsche Götterlehre an. Der zweyte Hauptgegenstand der Rittergedichte war Karl der Große, besonders aber sein Krieg gegen die Araber, die Schlacht bei Roncesvall, und der Ruhm der um ihn vereinten großen Helden. Die Erzählungen davon entfernten sich sehr bald von der Wahrheit; der thätige Held ward in einen müßigen Beherrschter, ähnlich denen des Morgenlandes, verwandelt. Dazu kann beigetragen haben, daß die Normannen, welche diese Dichtung vorzüglich ausgebildet, sich Karln bei allem Ruhm, der seinen Namen umgab, in ähnlichen Verhältnissen dachten, wie sie die unthätigen Monarchen des alten Frankenreichs auf seinem Thron zu ihrer Zeit fanden. Wie dem auch sey, eine gewisse, fast komische Übertreibung gewann bald Einfluß in dem Vortrage dieser Geschichte, es ward immer mehr Wunderbares und Willkürliches hinzu gedichtet, und zuletzt blieb das Ganze nur ein bloßes Spiel der Phantasie, wie wir es im Ariost sehen. Nicht ganz so ergieng es dem dritten Fabelkreise der Ritterdichtung, den Geschichten von dem britischen König Artus und seiner Tafelrunde. Zwar war auch hier das ursprünglich Geschichtliche, durch die ganze Fülle des Wunderbaren, was die Kreuzzüge darboten, bereichert, und die Dichtung bis nach Indien fortgeführt. Der geschichtliche Artus, ein christlicher König von celtischem Stamm in Britannien, und dessen Schicksale und Kriege gegen die Anfangs noch heidnischen Heerführer der Sachsen, wäre nur ein sehr beschränkter Gegenstand gewesen. Desto mehr legte man hinein, indem man in dieser Dichtung vorzüglich das

Ideal des vollkommenen Ritterthums zu entfalten suchte, und man behielt hier weit mehr ein bestimmtes Ziel im Auge, als bei den Gedichten von Karl dem Großen. Zunächst schlossen sich einige Dichtungen daran, welche die Liebe in den schönsten Verhältnissen des ritterlichen Lebens darzustellen bestimmt sind. Die vorzüglichste dieser Dichtungen ist durchaus elegisch, wie es selbst der Name Tristans bezeichnet. Dieser sanfte elegische Anstrich ist der Natur einer solchen Darstellung durchaus angemessen, schon wegen des Widerspruchs zwischen den äußern Verhältnissen, und dem innern Gefühl der Vergänglichkeit der Jugend, welche dem Reiz und selbst der Freude derselben immer schon eine gewisse wehmuthige Empfindung ihrer flüchtigen Kürze zugesellt, und besonders auch weil die höhere Sehnsucht doch nie sich ganz befriedigt fühlt. Die poetische Umgebung, das Wunderbare, und die ritterlichen Sitten und Thaten, mit denen hier die Schicksale der Liebe verwebt erscheinen, wirken durchaus verschönernd, und für das Gefühl erhöhend. Vergeblich hat man in neuern Zeiten, wo man die Darstellung in die Gegenwart und prosaische Wirklichkeit verlegte, durch psychologische Bergliederung und Feinheit, durch Welt- und Menschenkenntniß den Mangel an Poesie ersehen wollen. Die Welt und die Menschen lernt man doch nicht aus Büchern kennen. Wohl aber vermag die Poesie die Ahnung solcher Gefühle, die selbst schon eine natürliche Poesie sind, bei denen, die sie noch nicht kennen, wie die Erinnerung derselben bei jenen, die sie schon erfahren, zu erwecken, und indem sie alles in dem schönsten Lichte zeigt, und mit

einem magischen Zauber umgibt, diese Gefühle nicht so wohl zu veredeln, als in dem ihnen natürlichen Element der Schönheit zu erhalten. Unter allen größern und epischen Ritter-Liebesgedichten des Mittelalters, erhielt Tristan von allen Nationen den Preis; damit jedoch auch hier die Einförmigkeit nicht ermüde, so ward jener mehr elegischen Dichtung die heitere und fröhliche von Lancelot zugesellt.

Aber noch zu einem ganz andern Zweck diente die Dichtung von Artus und seiner Tafelrunde, Man suchte in diesem Kreis, welcher den Inbegriff und die Blume aller vollkommenen Rittertugend in sich fassen sollte, besonders auch den Begriff eines geistlichen Ritters auszudrücken, wie derselbe einem hohen Gelübde getreu, durch strenge Prüfungen und hohe Thaten eine Stufe der Vollkommenheit nach der andern ersteige, und zu immer höheren Graden der Weihe sich erhebe. Dies hinderte jedoch die Dichtung nicht, ihren ganzen Reichthum von Abentheuern und Wundern des Kriegs und der Liebe im Abendlande und im Morgenlande zu entfalten. Unter dem Namen des heiligen Graal ward eine ganze Reihe von solchen ganz allegorischen Ritterdichtungen erfunden, deren Ziel stets dahin geht, darzustellen: wie der Ritter durch immer höhere Einweihung, sich der Geheimnisse und Heiligthümer würdig machen soll, deren Aufbewahrung hier als das höchste Ziel seines Berufs erscheint. Man darf aber annehmen, und es sind bestimmte Anzeichen und Beweise vorhanden, daß nicht bloß das Ideal eines geistlichen Ritters, wie es damals in dem Zeitalter, da-

die vornehmsten geistlichen Ritterorden entstanden und blühten , in den Gemüthern war , darin ausgesprochen wird , sondern auch manche von den sinnbildlichen Begriffen und Überlieferungen , welche einige dieser Orden , besonders die Tempelherren unter sich hatten , in diesen Dichtungen niedergelegt sind. Dies ist auch in geschichtlicher Rücksicht merkwürdig. Lessing , welcher , so viel ich weiß , diese Bemerkung zuerst gemacht , und der eine sehr sorgfältige Untersuchung darauf gewandt hat , war wohl im Stande darüber zu urtheilen ; und diejenigen , welche mit Gegenständen der Art bekannt sind , werden ihm unstreitig bestimmen , wenn sie die alten Dichtungen mit diesem Gedanken aufmerksam betrachten wollen. Selbst in den französischen Romanen vom Graal ist dies unverkennbar , noch mehr aber in der äußerst kunstreichen deutschen Behandlung.

So hat denn dieser dritte Fabelkreis der Rittergedichte , der von Artus und der Tafelrunde , einen ganz eigenthümlichen allegorischen Charakter. Diese drey Fabelkreise , der von den Nibelungen , der von Karl dem Großen , und der von der Tafelrunde , sind die vorzüglichsten Gegenstände der Poesie im Mittelalter gewesen ; unzählige andere Dichtungen schlossen sich an jene , wie an ihren Mittelpunkt und Kern an. Es ist jetzt noch zu betrachten , welche Gestalt der Geist der Ritterdichtung , wie des Ritterthums selbst , bei jeder der vornehmsten Nationen Europa's angenommen , wie lange er gedauert hat , wie jene Poesie bald auf die eine , bald auf die andere Weise erloschen ist , und verloren gieng , und fast nirgends zu

der vollendeten Entwicklung und kunstreichen Schönheit der Darstellung gelangte, deren sie wohl fähig gewesen wäre. Zu vor aber ist es nöthig, noch des Einflusses der Kreuzzüge auf die Poesie des Abendlandes mit einigen Worten zu gedenken, und besonders auch den Punkt zu berühren, in wie fern die Poesie des Morgenlandes daran Anteil gehabt hat.

Die Hauptfache blieb immer die Wirkung, welche die große Begebenheit der Kreuzzüge, in dem Geiste worin sie unternommen ward, schon an und für sich haben mußte, die Phantasie zu erwecken. Die Thaten Gottfrieds von Bouillon, wurden noch in derselben Zeit besungen, da sie eben erst geschehen waren; sie durften nicht erst in eine entfernte Vergangenheit zurücktreten, um poetisch zu erscheinen. Doch zogen die Sänger die fabelhaften Geschichten Karls des Großen, nebst denen von der Tafelrunde mehrenthels vor, weil hier die Phantasie noch freyern Spielraum hatte.

Der Einfluß, den die Poesie der Morgenländer durch die Kreuzzüge auf Europa gehabt hat, ist bei weitem nicht so groß gewesen, als man ihn früher öftmals angab, und was davon wahr ist, gebührt wenigstens größtentheils, wenn auch nicht ausschließend den Persern und nicht den Arabern. Unter allen Werken der orientalischen Dichtkunst sind es vorzüglich zwey, welche diesen Einfluß, und den Geist darstellen, der durch denselben nach Europa herüber kam, oder auch schon ursprünglich dem Dichtergeist des Nordens verwandt war: die unter dem Namen, Tausend und Eine Nacht bekannte arabische Märchen-samm-

lung, und das persische Heldenbuch des Ferdusi, den man bald den Homer, bald den Ariost des Morgenlandes genannt hat.

Der selbe.

103.

### Die Dichtungsarten.

Mit der Theorie der Dichtungsarten entwickelt sich bestimmter, was poetische Schönheit ist. Und hier zeigt sich wieder ein merkwürdiger Unterschied zwischen der Poesie und den übrigen schönen Künsten. Für die Malerey zum Beispiel, oder für die Musik, gibt es außer den Regeln, die das ganze Gebiet dieser Künste umfassen, nur wenige, die eines tieferen Studiums bedürfen, über die Arten und Gattungen von Gemälden, oder von musikalischen Compositionen; denn wo der ästhetische Effekt vom Verhältnisse des inneren Sinnes zu den äußern Sinnesorganen abhängt, erhält er seine bestimmteren Modifikationen in den Darstellungsarten erst durch den inneren Sinn, für dessen Geschäfte die Theorie jener Künste, die durch die äußere Sinne wirken, wenige ihr eigne Regeln hat. Was die Geschichtsmalerey von der Landschaftsmalerey, oder in der Musik den Kirchenstyl von dem Kammerstyle ästhetisch unterscheidet, ist, das Technische der Composition abgerechnet, mehr nach den Gesetzen der Empfindung des Schönen überhaupt, als nach besondern, die Malerey, oder die Musik, ausschließlich betreffenden Regeln zu urtheilen. Aber in der Poesie richtet sich die Mannich-

fältigkeit der Darstellungen unmittelbar nach den Gesetzen des inneren Sinnes und des Gemüths. Die Dichtungsarten gründen sich auf die Verschiedenheit der Vorstellungen, durch die sich die dichtende Phantasie der Gegenstände bemächtigt. Deswegen greift die Theorie der Dichtungsarten tief in die Psychologie, und zuweilen auch in die höhere oder eigentliche Philosophie ein. Da ergeben sich denn für jede Dichtungsart besondere Gesetze, die aus den allgemeinen Gesetzen des Denkens und Empfindens besonders abgeleitet werden müssen.

Die Hauptklassen der Dichtungsarten bleiben die vier bekannten, deren Gränzen man längst bemerkt, und durch charakteristische Namen angedeutet, nur noch lange nicht befriedigend aufgeklärt und aus den natürlichen Formen des Denkens und Empfindens abgeleitet hat. Diese vier Klassen sind die lyrische, die didaktische, die epische, und die dramatische. Denn der Dichter lässt unmittelbar entweder subjectiv seine Gedanken und Gefühle als Erscheinungen seiner eigenen Natur hervortreten; oder er stellt unmittelbar in objectiver Form dar, was außer ihm ist und sich ereignet. Im ersten Falle wird die Poesie entweder lyrisch oder didaktisch, je nachdem das Gefühl entweder vorherrscht, oder mit dem räsonnirenden Verstande sich in ein gewisses Gleichgewicht setzt. Was aber außer der Natur des Dichters selbst liegt, kann nicht anders objectiv dargestellt werden, als in den drey Zeitsformen, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Poetische Visionen der Zukunft können sich in keine besondre Dichtungsart verwandeln, weil wir das Künftige

nur aus dem Vergangenen und Gegenwärtigen erschließen und errathen, also es auch auf keine andre Art poetisch aussprechen können, als in der Form einer lyrischen Ekstase, die das kalte Errathen und Erschließen verbergen muß. Die prophetische Poesie fällt also in die lyrische Klasse zurück. Die Form der Gegenwart kann ausgefüllt werden durch Beschreibung. Aber poetische Beschreibungen können in jeder Dichtungsart eine Stelle finden. Ihre Bestimmung in der Poesie ist, wie wir oben gesehen haben, als sogenannte Figuren der Rede durch malerische Anschaulichkeit die Darstellung zu beleben. Will man die Beschreibung zu einer eigenen Dichtungsart ausbilden, so zeigt sich sogleich, daß das poetische Interesse noch etwas mehr verlangt. Jedes beschreibende Gedicht ermüdet bald nach den ersten Bügen, wenn nicht durch lyrische, oder didaktische Partieen das Interesse, das ein solches Gedicht erregen soll, beständig angefrischt wird. Denn im Innern des Gemüths, wo die Heimath der Poesie ist, gibt es kein solches Ergreifen und Festhalten des Gegenwärtigen, wie in den Regionen der äußern Sinne. Durch das Auge kann sich die Seele in schöner Anschauung des Gegenwärtigen versenken; aber die Poesie soll unmittelbar das immer rege und weiter strebende Leben des Geistes aussprechen.

Das poetische Interesse verlangt also, daß die Außenwelt, wo sie objectiv dargestellt werden soll, unter die Idee einer Handlung trete. Objective Darstellung einer Handlung in der Form der Gegenwart ist das poetische Drama. Das Seitenstück zum Drama ist das Epos,

das der Form der Vergangenheit treu bleibt. Auf diese Art treten die vier Hauptklassen der Dichtungsarten natürlich einander gegen über. Warum einige Poetiker die didaktische Poesie mit Unrecht von der ihr gebührenden Stelle verstoßen, wird sich unten zeigen. Und über die Lücken, die diese Klassifikation der Dichtungsarten offen zu lassen scheint, wird die Ergänzungsklasse Auskunft geben. Jede der vier poetischen Urformen, die lyrische, die didaktische, die epische, und dramatische Form, nimmt eine unendliche Mannichfaltigkeit von Gemüthszuständen in sich auf. Darum aber sind diese Formen nicht etwa nur zufällig in poetischer Hinsicht. Sie sind die Grundlage aller poetischen Composition, weil die dichtende Phantasie sich von diesen Formen nicht trennen kann, und deswegen ohne alle theoretische Weisung ihnen diejenige Schönheit entlockt, durch die sich eine Dichtungsart von der andern ursprünglich unterscheidet.

Bouterwek.

### 104.

#### Über das Naïve.

Es gibt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Thieren, Landschaften, so wie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil sie unsern Sinnen wohlthut, auch nicht weil sie unsern Verstand oder Geschmack befriedigt (von Beiden kann oft das Gegentheil statt finden), sondern bloß weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder

feinere Mensch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieses, wenn er im Freyen wandelt, wenn er auf dem Lande lebt, oder sich bei den Denkmälern der alten Zeiten verweilt, kurz, wenn er in künstlichen Verhältnissen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überrascht wird. Dieses, nicht selten zum Bedürfniß erhöhte Interesse ist es, was vielen unsrer Liebhabereyen für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und seine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums, u. dgl. zum Grund liegt; vorausgesetzt, daß weder Affektation, noch sonst ein zufälliges Interesse dabei im Spiele sey. Diese Art des Interesses findet aber nur unter zwey Bedingungen Statt. Fürs Erste ist es durchaus nöthig, daß der Gegenstand, der uns dasselbe einfloßt, Natur sey oder doch von uns dafür gehalten werde; zweyten daß er (in weitester Bedeutung des Worts) naiv sey, d. h. daß die Natur mit der Kunst im Kontraste stehe und sie beschäme. Sobald das Letzte zu dem Ersten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.

Natur in dieser Betrachtungsart ist uns nichts anders, als das freywillige Daseyn, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eignen und unabänderlichen Gesetzen.

Diese Vorstellung ist schlechterdings nöthig, wenn wir an dergleichen Erscheinungen Interesse nehmen sollen. Könnte man einer gemachten Blume den Schein der Natur, mit der vollkommensten Täuschung, geben, könnte man die Nachahmung des Naiven in den Sitten bis zur

höchsten Illusion treiben, so würde die Entdeckung, daß es Nachahmung sey, das Gefühl, von dem die Rede ist, gänzlich vernichten. Daraus erhellet, daß diese Art des Wohlgefallens an der Natur kein ästhetisches, sondern ein moralisches ist; denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es sich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unscheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooster Stein, das Gezwitscher der Vögel, das Summen der Bienen u. s. w. für sich selbst so Gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anspruch auf unsre Liebe gewinnen? Es sind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Daseyn nach eignen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst.

Sie sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsre Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freyheit, zur Natur zurück führen. Sie sind also zugleich Darstellung unsrer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unsrer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Nürnung versetzen.

Aber ihre Vollkommenheit ist nicht ihr Verdienst, weil sie nicht das Werk ihrer Wahl ist. Sie gewähren uns also die ganz eigene Lust, daß sie, ohne uns zu beschämen,

unsre Muster sind. Eine beständige Göttererscheinung, umgeben sie uns, aber mehr erquidend als blendend. Was ihren Charakter ausmacht, ist gerade das, was dem unsrigen zu seiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterscheidet, ist gerade das, was ihnen selbst zur Göttlichkeit fehlt. Wir sind frey und sie sind nothwendig; wir wechseln, sie bleiben eins. Aber nur, wenn Beides sich mit einander verbindet — wenn der Wille das Gesetz der Nothwendigkeit frey befolgt und bei allem Wechsel der Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken in ihnen also ewig das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgesfordert sind zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortschritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erblicken in uns einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber dessen sie entweder überhaupt niemals, wie das vernunftlose, oder nicht anders, als indem sie unsern Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verschaffen uns daher den süßesten Genuss unsrer Menschheit als Idee, ob sie uns gleich in Rücksicht auf jeden bestimmt Zustand unsrer Menschheit nothwendig demüthigen müssen.

Da sich dieses Interesse für Natur auf eine Idee gründet, so kann es sich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich sind, d. h. in moralischen. Bei Weitem die mehresten Menschen affektiren es bloß, und die Allgemeinheit dieses sentimentalischen Geschmacks zu unsrer Seiten, welcher sich besonders seit der Erscheinung gewisser Schriften, in empfindsamen Reisen, dergleichen Gärten,

Spaziergängen und andern Liebhabereyen dieser Art äußert, ist noch ganz und gar kein Beweis für die Allgemeinheit dieser Empfindungsweise. Doch wird die Natur auch auf den Gefühllosesten immer etwas von dieser Wirkung äußern, weil schon die, allen Menschen gemeine, Anlage zum Sittlichen dazu hinreichend ist, und wir alle ohne Unterschied, bei noch so großer Entfernung unsrer Thaten von der Einfalt und der Wahrheit der Natur, in der Seele dazu hingetrieben werden. Besonders stark und am Allgemeinsten äußert sich diese Empfindsamkeit für Natur auf Veranlassung solcher Gegenstände, welche in einer engern Verbindung mit uns stehen, und uns den Rückblick auf uns selbst und die Unnatur in uns näher legen, wie z. B. bei Kindern und kindlichen Völkern. Man irrt, wenn man glaubt, daß es bloß die Vorstellung der Hülfslosigkeit sey, welche macht, daß wir in gewissen Augenblicken mit so viel Rührung bei Kindern verweilen. Das mag bei denjenigen vielleicht der Fall seyn, welche der Schwäche gegenüber nie etwas anders als ihre eigene Überlegenheit zu empfinden pflegen. Aber das Gefühl, von dem ich rede (es findet nur in ganz eigenen moralischen Stimmungen Statt, und ist nicht mit demjenigen zu verwechseln, welches die fröhliche Thatigkeit der Kinder in uns erregt), ist eher demuthigend als begünstigend für die Eigenliebe; und wenn ja ein Vorzug dabei in Betrachtung kommt, so ist dieser wenigstens nicht auf unsrer Seite. Nicht weil wir von der Höhe unsrer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabsehen, sondern weil wir aus der Beschränktheit unsres Zustands,

welche von der Bestimmung, die wir ein Mal erlangt haben, unzertrennlich ist, zu der gränzenlosen Bestimmbarkeit in dem Kinde und zu seiner reinen Unschuld hinaufsehen, gerathen wir in Rührung, und unser Gefühl in einem solchen Augenblick ist zu sichtbar mit einer gewissen Wehmuth gemischt, als daß sich diese Quelle derselben erkennen ließe. In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurück bleibt. Das Kind ist uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es ist also keineswegs die Vorstellung seiner Bedürftigkeit und Schranken, es ist ganz im Gegentheil die Vorstellung seiner reinen und freyen Kraft, seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns röhrt. Dem Menschen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deswegen ein heiliger Gegenstand seyn, ein Gegenstand nämlich, der durch die Größe einer Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet; und der, was er auch in der Beurtheilung des Verstandes verlieren mag, in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maße gewinnt.

Eben aus diesem Widerspruch zwischen dem Urtheile der Vernunft und des Verstandes geht die ganz eigene Erscheinung des gemischten Gefühls hervor, welches das Naïve der Denkart in uns erregt. Es verbindet die kindliche Einfalt mit der kindischen; durch die letztere gibt es dem Verstand eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unsre (theoretische) Überlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Ursache haben zu glauben,

421431  
S of C  
6877-8

( 568 )

54

daz die kindische Einfalt zugleich eine kindliche sey, daz folglich nicht Unverstand, nicht Unvermögen, sondern eine höhere (praktische) Stärke, ein Herz voll Unschuld und Wahrheit, die Quelle davon sey, welches die Hülfe der Kunst aus innerer Größe verschmähte, so ist jener Triumph des Verstandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu beklagen, daz wir demselben nicht ähnlich sind. So entsicht die ganz eigene Erscheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammen fließen. Zum Naiven wird erforderl, daz die Natur über die Kunst den Sieg davon trage, es geschehe dieß nun wider Wissen und Willen der Person, oder mit völligem Bewußtseyn derselben. In dem ersten Fall ist es das Naive der Überraschung und belustigt; in dem andern ist es das Naive der Ge- sinnung und röhrt.

Schiller.

Ende.







LIBRARY OF CONGRESS



0 003 276 503 8

